This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 716,097 DUPL

DD
220
.L27

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Reines Deutschthum.

Grundzüge

einer

nationalen Weltanschauung

von

Friedrich Lange.

Berlin.
Verlag von Hans Lüstenöder.
1893.

Reines Deutschthum.

Grundzüge

einer

nationalen Weltanschauung.

Von

Friedrich Lange.

Berlin.
Verlag von Hans Lüstenöder.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARY

DD
220
.L27

13- 367385

Vorwort.

Die Aufsätze, die ich hier zu einem Ueberblicke dem Leser vorlege, sind zuerst und zwar durchweg in größeren Abständen in der Täglichen Rundschau veröffentlicht worden. Ihre geschlossene Form habe ich in allem Wesentlichen unverändert gelassen und der Ueberschrift eines jeden den Tag der ersten Veröffentlichung beigefügt, weil ich es für nicht unwichtig halte, daß der Leser sich der besonderen Zeitumstände bewußt werde, aus welchen die einzelne Betrachtung ihren Anlaß und ihre Farbe erhielt. Auch dem naheliegenden Einwande, daß hier und da eine Einzelheit wiederholt zur Sprache komme und sogar — namentlich im Thema der Religion — eine Steigerung in der Energie meiner Erkenntnisse und Forderungen bemerkbar werde, bin ich absichtlich nicht ausgewichen, weil ich wünsche, daß dieses Buch der Wirklichkeit entsprechend mein Denken und Erkennen als ein entwicklungsmäßiges erweise. Im Ganzen glaube ich dennoch hoffen zu dürfen, daß meine Mahnungen und Forderungen als eine geschlossene Einheit, als der grundlegende Versuch zu einer nationalen Weltanschauung vom deutschen Standpunkte werden empfunden werden.

Es geschieht bisher leider nur selten, daß der Herausgeber einer Zeitung den allgemein gehegten Aberglauben an die geistige Selbstherrlichkeit des Publikums zu bestreiten und sich offen zu erzieherischen Absichten zu bekennen wagt. Es stände aber um Vieles besser mit unserem Zeitungswesen, wenn das Publikum seine Selbsttäuschung aufgeben und in der Erkenntnis, daß die Presse eine unabweisbare geistige Macht ist, desto strenger fordern wollte, daß ein so mächtiges Instrument nur zu den besten erzieherischen Absichten benutzt werden dürfte. Ich für mein Theil gestehe offen, daß ich mich niemals gemäß der Auffassung, welche der Eigenliebe des Publikums am meisten zu schmeicheln scheint, für einen bloßen Nachrichtensammler oder für einen bequemen Geleitsmann des Mittagsschläfchens gehalten, sondern immer von der Ehre, aber auch

von der sittlichen Verantwortlichkeit meines Berufes das höchste Maß beansprucht habe. Besonders in diesen Aufsätzen habe ich, und zwar mit bewußt erzieherischen Absichten, Alles niedergelegt, was von Erfahrungen, Erkenntnissen und idealem Wollen immer lebendig ist. Ich weiß, daß unser Volk nach all den Zersetzungen und traurigen Abstumpfungen seines natürlichen Empfindens einer Gesundung durch sittliche Wiedergeburt entgegenharrt; ich glaube zu wissen, daß diese Gesundung uns nur aus gläubigem Vertrauen zur eingeborenen und wiederherzustellenden Kraft unseres Volksthums kommen kann. Darum habe ich zu zeigen versucht, welcher Stärke unser Deutschthum fähig ist und daß es uns nicht nur äußerlich stolzer machen, sondern bis in's innerste Herz beruhigen und erquicken könnte, wenn wir es nur recht nach allen Seiten und nach der ganzen Tiefe seines Werthes ermessen wollten.

Der Einzelne kann hier freilich nichts thun, als bestenfalls den richtigen Weg zeigen; die Erlösung selbst, die Wiedergeburt unseres ganzen Volkes wird erst in langer Zeit vollendet werden, wenn nicht etwa der Wirbelwind einer politischen Katastrophe mit einem Ruck die Herzen umkehrt. Reden, schreiben, Worte machen bleibt hier also einstweilen die unerläßliche Pflicht, weil ja That und Beispiel der Einzelnen nur noch langsamer wirken könnten, wie nöthig sie auch sein mögen, um das Wort lebendig zu machen. Aber nur widerwillig habe ich von jeher — trotz vieler Jahre journalistischer Federfuchserei — mich mit dem Worte begnügt, wenn ein Ideal sich durch die That der Einzelnen schneller zur Wirklichkeit fördern ließ. Solche Gelegenheiten fanden sich, als im Jahre 1883 unser kolonialer Drang erwachte und später, als die Schulreformbewegung einer zielbewußten Organisation bedurfte. Wie mir persönlich diese Bethätigung meiner Bestrebungen viel bedeutet, ja in gewissem Sinne weit mehr, als irgend welche Leistung meiner Feder, so hoffe ich, daß auch mancher Leser sich damit befreunden und ihren inneren Zusammenhang mit meiner nationalen Weltanschauung erkennen werde. Darum habe ich in einem längeren Anhange zu diesem Buche durch einige ausgewählte Aufsätze und eingeflochtene Berichte auch davon eine Uebersicht gegeben.

Gr.-Lichterfelde, im Mai 1893.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Außerhalb der Arena 1
Das Persönliche im Nationalen 25
Wiedergeburt 50
Vom deutschen Reiche zum deutschen Vaterlande 71
Reines Deutschthum 90
Anhang.
I. Kolonialpolitische Erinnerungen 156
II. Deutsche Schulreform.
Schulreform und Idealismus 174
Aus der Praxis der Schulreform I 185
Nach der Schulreform-Konferenz 196
Aus der Praxis der Schulreform II 208
Direktor Uhlig und höhere Gesichtspunkte 214

Außerhalb der Arena.

(7. Juni 1890.)

I.

Wer nach Beruf und Neigung gewohnt ist, für die bewegenden Ideen der Zeit und des Vaterlandes gewissermaßen in der Mitte des Kampfes thätig zu sein, für den kann es vielfach nützlich werden, wenn er von Zeit zu Zeit eine Pause eintreten läßt, um sich außerhalb der Arena über das Gesammtbild des Streites zu orientiren, wieder einmal mit ungetrübtem Auge das Ziel zu prüfen und allerlei zurechtzurücken, was sich in der Hitze des Gefechts durch Leidenschaft und einseitige Neigung verschoben hatte. Unter diesem Gesichtspunkte ist auch mir, wie ich hoffe, die zweimonatliche Reise nach Italien, von der ich vor Kurzem zurückgekehrt bin, nicht ohne einigen Nutzen gewesen, und vielleicht erweise ich meinen Gesinnungsgenossen unter den Lesern einen größeren Dienst, wenn ich ihnen einige vaterländische Betrachtungen im Anschluß an das in Italien Geschaute unterbreite, als wenn ich die Zahl der ohnehin reichlich vorhandenen Reisebeschreibungen aus Italien noch um eine vermehrte, welche wegen der Kürze der Beobachtungszeit ja doch unzulänglich ausfallen müßte.

Die Italiener haben den Weg zur Bildung eines nationalen Reiches etwa gleichzeitig mit uns begonnen und durften ihr Ziel mit weniger Opfern, zum großen Theil durch fremde Hilfe erreichen. Früher hatten sie ähnlich wie wir unter dem Jammer kleinstaatlicher Zerrissenheit zu leiden, und gegenwärtig sind sie durch den Zwang der Selbsterhaltung und der Geltendmachung ihres großstaatlichen Ranges als Bundesgenossen an unsere Seite gedrängt. Auch an innerer Aehnlichkeit fehlt es zwischen den beiden Nationen nicht. An Schlichtheit und Sachlichkeit des Charakters sind die Italiener sozusagen die deutschesten von allen Völkern lateinischer Zunge; ihr

anspruchsloses Wesen gestattet ihnen, im Gegensatz zu den anderen Romanen ihre innere Entwicklung auf dem Wege allmählichen, soliden und von keinem verkehrten Ehrgeiz durchkreuzten Aufwärtsstrebens zu nehmen. Vielleicht ist diese ihre Bescheidenheit die Frucht der bitteren Erfahrungen, welche sie gleich uns in den früheren Zeiten durchmachen mußten. Dazu haben sie mit der natürlichen Armuth des Landes nicht minder schwer zu ringen, als wir, und merkwürdigerweise sind sie unter allen romanischen Völkerschaften die einzige, welche den Ueberschuß einer stark wachsenden Bevölkerungszahl in einem dem Deutschen verwandten Wandertriebe in's Ausland abschiebt. Das Alles sind Aehnlichkeiten, die zu einem Vergleiche drängen.

Wie weit haben es nun bisher die Italiener in der Ausbildung des reichsnationalen Gedankens gebracht, und wie weit wir? Es ist leider kein Zweifel und jeder nationale Deutsche wird es mit einem gewissen Neide erkennen: die Italiener sind uns darin weit voraus. Wir haben eine Menge Fremdkörper im nationalen Fleische; Polen, Dänen, Halbfranzosen (und den größten Theil unserer Juden müssen wir auch dazu rechnen), die sich gegen die Aufschmelzung im deutsch-nationalen Geiste wehren. Bei den Italienern dagegen ist im ganzen Königreiche derselbe nationale Geist in derselben Sprache; Juden giebt es auch dort, aber ungleich weniger und weder für das Auge noch für die Empfindung so leicht erkennbar, wie bei uns. Indessen ist das Alles nur die äußerliche Seite des Unterschiedes. Italien hat aber ferner mit einem Schlage die Vielstaaterei, und zwar nicht bloß von innen, sondern auch in der Form völlig beseitigt; man kann schon von ihm sagen: ein Volk — ein Königreich von den Alpen bis nach Sizilien.

Ein so schneller und zugleich endgiltiger Umwandlungsprozeß wäre natürlich nicht möglich gewesen, wenn er nicht im Volkscharakter selbst seine innerste Ursache hätte. Der romanische Drang, das Aehnliche zu suchen und zusammenzufassen, im Gegensatze zu uns, die wir in unserer Lust zum Individualisiren Unterscheidungen gewaltsam aufsuchen, wo sie sich nicht von selbst geben wollen und selbst diese gewaltsamen Unterscheidungen dann mit echtem deutschen Eigensinn festhalten — jener Drang hatte ein einiges Italien schon innerlich vollendet, als die dynastischen Interessen den äußerlichen Zusammenschluß noch hinderten. Und da die Zeit erfüllt ward, fielen die Formen der Trennung mit Leichtigkeit, weil Keiner den

Wunsch hatte, die innere Trennung festzuhalten. Ein solcher internationaler Drang ist aber ohne Frage die erfreulichste und glückverheißendste Gabe, die ein Volk seiner Zukunft entgegenbringen kann. Er wirkt ja denn auch bei den Italienern in aller Stille, aber mit ungeschwächtem Eifer fort und giebt dem Staate die Gewähr, daß er in seinen Grenzen über kurz oder lang thatsächlich Alles umfassen wird, was durch die Sprache der italienischen Nation zugehört. Die Italiener in Nizza und Savoyen, in Korsika, in Triest und Südtirol werden nicht etwa ohne ihre eigene innere Zustimmung und nur um eines zugkräftigen Namens willen in italienischen Zeitungen die „Italia irredenta“ („Das noch unerlöste Italien“) genannt, sondern sie gehören längst wirklich und innerlich mit all' ihrer Sehnsucht zum Königreiche, und wenn sie früher durch ihre lärmende Ungeberdigkeit der nationalen Regierung zuweilen auswärtige Verlegenheiten bereiteten, so sind sie jetzt überzeugt worden, daß stillschweigendes Arbeiten und Vorbereiten klüger sei. Ihre Zeit kommt, und wenn sie da sein wird, dann werden sie kaum mit einem sehnsüchtigen Gedanken auf den verlassenen Zustand zurückblicken, sondern sich in dem Gefüge ihres nationalen Baues so wohl fühlen, als hätten sie von jeher darin gewohnt. Selbst die freie Schweiz mit ihrer kantonalen Selbstständigkeit kann den dortigen Italienern keinen Ersatz für den ersehnten Anschluß an das nationale Ganze bieten. Bei den Deutsch-Schweizern, dem eigentlichen Kerne dieser Republik, besteht darüber kaum ein Zweifel, daß die südlichen Kantone sich je eher desto lieber mit ihren Stammesgenossen im Königreich verschmelzen würden, unter Drangabe ihrer republikanischen Freiheit, wenn es nicht anders sein könnte. Denn so stark ist in diesem Volke der nationale Instinkt, daß man wohl behaupten kann, die Form des Staates sei ihnen eine Frage zweiten Ranges, der nationale Zusammenschluß aber unter allen Umständen die Hauptsache.

So steht es mit der nationalen Frage jenseits der Alpen, und wie nun im Gegensatz dazu bei uns? Wir sind gewohnt, nur mit großer Vorsicht an diesen Punkt zu rühren. Unser Partikularismus ist überempfindlich und weiß, daß er in großen Theilen des Volkes noch starken Rückhalt hat. Aber soviel darf doch zunächst unbeschadet aller Empfindlichkeit gesagt werden, daß das innere Verhältniß der oben erwähnten Deutsch-Schweizer zum Deutschen Reiche symptomatisch erkennen läßt, wie ganz anders sich deutsche Art zum

nationalen Gedanken stellt. Der Deutsch-Schweizer wehrt sich schon gegen die Zumuthung einer höheren Gemeinsamkeit mit den Reichsdeutschen, geschweige denn eines politischen Anschlusses, wie gegen das denkbar schlimmste Uebel. Selbst gegen die Gemeinsamkeit der deutschen Sprache bäumt er sich im Innern auf, und eine größere Freude könnte einem solchen Urschweizer gewiß nicht passiren, als wenn ihm eines Tages nachgewiesen würde, daß sein geliebtes „Schwyzer Dütsch" nicht bloß eine Mundart des Deutschen, sondern wirklich eine besondere Sprache sei. Nicht minder heftig widerstreben die Holländer im Innersten ihres Herzens der deutschen Verwandtschaft, und an einem Dänen, einem geistig sehr hochstehenden Manne, habe ich einmal auf Reisen beobachten können, wie es ihn geradezu nervös machte, daß ich, obgleich des Dänischen nicht kundig, doch diesen oder jenen Satz aus seiner Unterhaltung mit einem andern Dänen ganz gut verstand, bloß wegen der Aehnlichkeit mit dem Plattdeutschen. Wenn ich ihn dann darauf hinwies und ihm scherzend zu beweisen suchte, daß die Dänen also gar kein besonderes Volk seien, dann gerieth er in eine krampfhafte Aufregung, die beinahe unsern Frieden gestört hätte. Daraus kann man ja den Schluß ziehen, daß wir Deutschen von unsern Nachbarn eben nicht geliebt würden, eine Behauptung, die ich oft habe aufstellen hören, ohne daß ich ihre Berechtigung bisher recht hätte einsehen können. Näher liegt es jedenfalls, jene Abneigungen aus dem deutschen Charakter selbst zu erklären. Die Deutsch-Schweizer, Holländer, Dänen und andere Verwandte, wenn sie sich so heftig gegen uns wehren, zeigen uns nur im vergrößerten Bilde, aber wenigstens doch auch mit mehr äußerem Recht denselben Unterscheidungs-Eigensinn, den der Norddeutsche heute noch jeden Tag bei seinem süddeutschen Landsmann finden kann. Es ist ein unglaublich einfältiger, nichtsnutziger Winkelpatriotismus, der so manchen Schwaben und Bayern gegen die Norddeutschen, namentlich gegen die „Preußen" unter ihnen, kleinlich, argwöhnisch, ja hämisch macht, aber er treibt sein Wesen bis zum heutigen Tage, nicht nur in den gedankenlosen unteren Klassen, sondern auch in manchem gescheidten Kopfe, und hat im Allgemeinen noch viel mehr Boden, als wir in Norddeutschland uns träumen lassen. Noch wäre es nach meiner innersten Ueberzeugung eine bloße Vermessenheit zu sagen, daß der Reichsgedanke in diesem Gefüge unseres Staatenbundes schon mächtig genug geworden sei, um alle schweren Stunden unserer Zukunft siegreich zu

überwinden. Im Gegentheil es steht zu fürchten, daß mancher süddeutsche Landsmann schon bei kleineren Schwankungen, wie sie durch einen Wechsel der Politik oder der leitenden Personen entstehen, mit leichter Mühe dahin gebracht werden könnte, an der Idee unseres nationalen Reiches zu rütteln. Manche von den letzten Reichstagswahlen können dafür zum Beweise dienen. Und wo die unzufriedene, stets kritisirende Stimmung zum Abfall im Geiste nicht gebracht werden kann, ist es doch ein wahrer Jammer, zu sehen, wie tüchtige Köpfe und Herzen sich oft im vermeintlichen Konflikte ihrer Pflichten zermartern, weil ihr berechtigtes Heimathgefühl sich nicht glatt und rein dem größeren Reichsgedanken unterordnen kann, sondern noch vielfach gemischt ist mit einer Eifersucht auf die Selbstständigkeit ihres Heimathstaates im Rahmen des Reiches. Der Ostpreuße, der Holsteiner, der Niedersachse liebt seine Heimath nicht minder stark, als etwa der Württemberger. Aber jenen Drei kommt es nicht in den Sinn, für ihre Heimath provinziale Vorrechte zu verlangen, die dem festeren Zusammenschlusse des Ganzen nicht förderlich wären, während der Württemberger oder Bayer stets geneigt sein wird, von seinen Vorrechten nur immer das Nothwendigste und selbst dieses Wenige noch widerstrebend dem Reichsganzen zu opfern. Denn das Reich ist ihm mehr oder weniger Preußen, und wenn er ideell dem Reiche sein Herz weit öffnen möchte, so schließt er es mit völlig befriedigtem Gewissen gegen Preußen desto enger zu. In praxi bedeutet das leider, daß er es auch gegen das Reich zuschließt.

Dieser Zustand ist freilich nach unserer Reichsverfassung äußerlich ganz berechtigt. Sie war damals, geschichtlich betrachtet, Alles, was man nur wünschen, ja das Aeußerste, was man ohne Anwendung von Gewalt erreichen konnte. Aber diese Verfassung bezweckt doch einen unauflösbaren Reichsverband, mithin setzt sie im Geist voraus, daß die Zeit das äußerlich Verbundene nun auch innerlich mehr und mehr zu einem Guß verschmelzen werde. Was diesen Prozeß von außen befördern konnte, ist mit Klugheit und Beharrlichkeit von der Reichsregierung geschehen; ein Reif nach dem andern ist um das große Gefäß gelegt worden, damit es desto fester zusammenhalte, und die Bundesregierungen haben sich dabei vielfach williger gezeigt, als man anfangs hoffen durfte. Desto beharrlicher aber hat sich der Eigensinn im Volke selbst eingenistet; hier — das läßt sich nicht verkennen — ist das partikularistische Gelüst noch heute ein mächtiges Hinderniß der nationalen Einheit.

Wäre aber der nationale Drang im deutschen Volke nur annähernd so stark, wie im italienischen, so würden nach so vielen augenscheinlichen Früchten unserer Reichseinigung umgekehrt die Wünsche der Staatsangehörigen der zögernden Nachgiebigkeit der einzelnen Regierungen voraneilen, und von der Selbstständigkeit der einzelnen Staaten würde bald nur noch so viel stehen bleiben, wie zu einer Verwaltung der einzelnen Reichstheile ohnehin nöthig wäre.

Sicherlich gäbe ein solcher, vom nationalen Sinne ganz selbstverständlich durchdrungener Geist, der das Gemeinsame als das Erste, Unverlierbare, jede Einzelform aber als das Untergeordnete betrachtete, erst die volle Gewähr gegen alle Gefahren der Zukunft; und die Reichverfassung würde ebenso gut für diesen kräftigeren Geist Raum bieten, wie sie es jetzt leider für den widerhaarigen Geist des Partikularismus thut. Wir Deutschen sind, wie es scheint, zu einem so resoluten Ausschreiten in nationalen Dingen nicht geschaffen, und so müssen wir von der Vorsehung erflehen, daß sie uns auch auf langsamen Wegen zum Ziele führe. Wer aber das Ziel kennt, darf nicht müde werden, den kleinlichen Geist des Eigensinns auszuräuchern, wo immer er sein Wesen treibt.

II.

Bei allen solchen Mahnungen wird ja nun freilich vorausgesetzt, daß das Ziel, die nach außen und innen möglichst geschlossene Nationalität, etwas Gutes und in gewissem Sinne auch etwas Letztes sei.

Ist diese Voraussetzung richtig?

In Frankreich oder Spanien wäre es überflüssig, ja selbst in ruhigen Zeiten unter Umständen gefährlich, solche Frage zur Erörterung zu stellen. Als Deutscher kann man aber seinem Volke nur von Herzen wünschen, daß es sich die Achtung vor der freien Meinung des Einzelnen erhalte und ihn nicht ungeschützt dem brutalen Zwange der Massen und der Massenbegriffe überlasse. Denn Alles in Allem arbeiten wir doch vielleicht besser für die Würde des Menschen und der Menschheit, wenn wir nach wie vor dahin streben, die Freiheit des Einzelnen von den Interessen des Ganzen, soweit es ohne Gefahr für das Letztere geschehen kann, möglichst nur aus Gründen der Vernunft beschränken zu lassen. Schließlich ist es nur die Vernunft, der die persönliche Freiheit sich gern unterordnet.

Ob nun, so betrachtet, die möglichst enge Zusammenfassung der Nationalitäten ein letztes Ziel sei, können wir freilich mit Vernunft allein nicht begründen. Die großen deutschen Geister des vorigen Jahrhunderts, die sich der allgemeinen Menschenverbrüderung schon viel näher fühlten, würden die Frage verneint haben. Sie richtet sich zuletzt auch nicht an die menschliche Vernunft, sondern darüber hinaus an den höchsten Gerichtshof, an Gottes Vorsehung. Wenn aber die Geschichte der Menschheit als ein Buch der Offenbarung göttlichen Willens gelten darf, so können wir uns voll Vertrauen dem Drange überlassen, der seit dem Beginne dieses Jahrhundert alle Völker zur Stärkung und Sammlung ihrer nationalen Kraft sichtbar mächtig antreibt. Wahrscheinlich wird eine spätere Geschichtschreibung diesen merkwürdigen Zug als den höchsten gemeinsamen Gesichtspunkt der politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts aufstellen. Und so würden wir uns ihm nicht entziehen können, selbst wenn uns nicht der Wiederaufbau des Deutschen Reiches und unsere bedrohte Stellung im Herzen Europas dazu nöthigte. Ob dann im weiteren Verlaufe der Geschichte diese Politik der Nationalität immer weiter von der einst erträumten Menschenverbrüderung abtreiben, oder ob gerade durch sie diejenige Gestalt der Verbrüderung näher gebracht werden wird, in welcher allein sie sich auf dieser Erde verkörpern läßt, das heißt nicht als entnationalisirtes Weltbürgerthum, sondern als internationale Verkehrs- und Wanderfreiheit — diese Sorge können wir getrost wiederum der Vorsehung überlassen.

Von einer chinesischen Mauer kann also bei solcher Auffassung des Nationalitätsprinzips nicht die Rede sein. Es giebt aber auch sonst noch genug Einwände dagegen.

Viele von uns wollen überhaupt von Nationalität als treibendem Begriffe nichts wissen. Deutschthum, meinen sie, sage schon genug; damit sei genügend klar bezeichnet, was jeder einzelne Deutsche als Erbschaft seiner Geburt von deutschen Eltern, seiner Erziehung in einem deutschen Orte, mit seiner Sprache endlich und seinen Gewohnheitsanschauungen unverlierbar, gewissermaßen als zweites Ich mit sich herumtrage. Den Begriff weiter spannen heiße das Natürliche mit einer künstlichen Zuthat verfälschen.

Das klingt überzeugend, hält aber doch nicht Stich. Nationalität ist nicht dasselbe wie Volksthum, Volksthum ohne Nationalität ist wohl zu denken, diese dagegen ohne jenes auf die

Dauer kaum lebensfähig. Auch kann man zugeben, daß die Nationalität das Künstliche neben dem Natürlichen des Volksthums darstellt, aber dennoch ist es nicht überflüssig — ebensowenig, wie etwa, um ein alltägliches Bild zu nehmen, der Hut für den Kopf überflüssig ist, obgleich der Kopf schon durch seinen natürlichen Bau so eingerichtet wurde, daß er manchen Stoß und manche Unbill von Wind, Regen oder Sonnenschein ohne Gefahr vertragen kann. Der Hut verstärkt aber die natürliche Abwehr des Schädels und der Haare und dient — wie unsere Begriffe davon nun einmal sind — zur Verschönerung des Hauptes, indem er (nach des Philosophen Lotze Erklärung) dem Manne das angenehme Gefühl giebt, seiner Größe trotz der Bibel einige Zoll hinzugefügt zu haben. Dies Alles freilich leistet er nur dem Kulturmenschen. Aber wer will entscheiden, ob nicht auch die Nationalität in diesem Sinne als ein nothwendiges Erzeugniß der Kultur entstanden ist, bestimmt, das schwächer werdende Volksthum mit einem neuen Schutze zu versehen.

Jedenfalls kann das Volksthum aus eigener Kraft sich nicht immer genügend schützen; das beweisen solche vielumstrittenen Grenzgebiete wie Elsaß-Lothringen, wo unter wechselnder Herrschaft einem großen Theile der Bevölkerung bald sein deutsches, bald sein französisches Volksthum nicht bloß im Sprachlichen, sondern auch in manchem tieferen Besitze entwunden worden ist. Es muß vielmehr mit dem gewissermaßen naiven Volksthum sich noch ein Element des Bewußten, eine politische Zuthat mischen und daraus eben die Nationalität und das Nationalbewußtsein entstehen, wenn die eine Art im Lebenskampfe mit der andern nicht untergehen soll. Es wäre zu denken und auch aus der Erfahrung zu erweisen, daß ein stark ausgeprägtes nationales Bewußtsein, obgleich es nur auf einem schwachen oder einem sehr gemischten Volksthume ruht, dennoch energischer gegen die Nachbarn wirkt, als ein schwaches Nationalbewußtsein auf starkem und breitem Volksthume.

Gesundes Maßhalten ist aber wie bei allen menschlichen Dingen so namentlich in dieser Angelegenheit zu empfehlen, die nach ihrem ganzen Wesen eine der menschlichsten, d. h. veränderlichsten und unvollkommensten ist. Weder darf sich das Nationalbewußtsein zu sehr überspannen, weil es sich sonst von seiner natürlichen Grundlage, den angeborenen Instinkten des Volksthums, allzu sehr entfernt und nothwendig eines Tages in sich zusammenbrechen muß; noch darf es zur Hohlheit, in einen bloßen Namen ausarten, son-

dern muß in jedem Augenblick innerlich viel reicher sein, als äußerlich, mithin stets nach Vertiefung ringen; noch endlich darf das Nationalbewußtsein die species aeterni, den Blick auf das Ewig-Menschliche, jemals verlieren, denn den letzte Werth einer Nationalität kann nur nach dem gemessen werden, was sie zur Förderung der ganzen Menschheit beigetragen hat. Wir wissen, wie groß aus diesem Grunde unsere Dankbarkeitsschuld gegen die Griechen, Römer und die Juden des alten Testaments ist, welche alle drei nicht bloß Volksthümer, sondern politische Völker, oder richtiger ausgedrückt Nationalitäten im modernsten Sinne waren.

Ein anderer Einwand gegen das nationale Streben wird noch häufiger gehört. Es führe, sagt man, zum Chauvinismus; ja Manche, denen selbst ein maßvolles Nationalbewußtsein lästig erscheint, suchen schon dieses Wenige verächtlich zu machen, indem sie es zu einem Chauvinismus stempeln. Das ist natürlich Uebertreibung, aber es giebt doch Deutsche genug, die sich in ihrem gewissenhaften Humanismus durch solche Schlagworte verblüffen lassen. Wenn man ängstlich definirt, kann von Chauvinismus bei einem Nationalbewußtsein doch erst da die Rede sein, wo es über den natürlichen Zweck hinaus zu dem Anspruch entartet, nicht nur das eigene Volksthum ungeschmälert und ungestört zu erhalten, sondern sich auch anderem Volksthum mit willkürlichen Forderungen aufzuzwingen. So haben wir die Franzosen vor dem Kriege 1870 als Chauvinisten empfunden und von ihnen auch den Namen überkommen.

Und so — könnte man auf Grund unserer Begriffsbestimmung nun weiter folgern — verdienen wir Deutschen uns gegenwärtig z. B. bei den Polen den Namen von Chauvinisten an dem Werke der Auffaugung und Einschränkung des polnischen Volksthums? Darüber müßte man sich allerdings klar werden. Die Polen haben sich ihr Volksthum zweifellos deutlich bewahrt, auch halten sie bis zu diesem Augenblick an der Hoffnung fest, ihr Volksthum zu einer Nationalität zu steigern und dieser in einem neu erstehenden Staatswesen polnischer Nation eine äußerlich abgeschlossene Gestalt zu geben. Indessen die Geschichte hat ihnen diesen Wunsch bisher nicht erfüllt. Sie scheint nach dem bisherigen Verlaufe der Dinge nur denjenigen Nationalitäten das Recht zu einer eigenen staatlichen Existenz gewähren zu wollen,

welche mit einem kräftigen Volksthum zugleich eine hinreichende organisatorische, d. h. staatenbildende Kraft verbinden. So arbeitet sich die kleine ungarische Nationalität im Kampfe mit den widerstrebenden Volkselementen im eigenen Lande vor den Augen Europas zu einem tüchtigen Staatswesen empor, dank dem Schutze, welchen ihr der lose Zusammenhang mit der österreichischen Monarchie gewährt, besonders aber wegen der zielbewußten organisatorischen Tüchtigkeit, die man an den ungarischen Staatsmännern bewundern darf. So hat sich auch, und aus ähnlichen Gründen, das kleine Rumänien bisher behauptet, obgleich es rings vom Slawenthum umschlossen ist. Die polnische Nationalität dagegen wurde ein bequemer Raub der mächtigen Nachbarn, nachdem sie wiederholt bewiesen hatte, daß ihre unsterbliche Sehnsucht nach einem nationalen Zusammenschluß nicht durch das geringste Maß staatserhaltender Kraft unterstützt wurde. Und wenn nun die erstarkende Nationalität des Deutschen Reiches energischer an's Werk geht, sich das ererbte Stück Polenthum innerlich anzugliedern, so gebraucht sie nur ihr Hausrecht und darf vor dem Forum der Geschichte wohl kaum der chauvinistischen Neigung angeklagt werden.

Noch weniger Gewicht hat der Vorwurf des Chauvinismus für unser deutsch-nationales Bedürfniß, wenn er sich in jüdischen Blättern findet. Die Juden wollen oder können längst nicht mehr ein Staatswesen für sich bilden, sie beanspruchen auch keine Nationalität und geben sogar von ihrem Volksthum diejenigen Bänder preis, welche sonst ein Volksthum am stärksten zu halten pflegen: die Sprache und einen großen Theil der eigenen Sitten und Gewohnheiten. Dennoch halten sie an dem Volksthum selbst mit bewundernswürdiger Zähigkeit fest: bloß auf der Grundlage der Geburt, der Heirath unter Ihresgleichen und einiger weniger religiöser Gebräuche. Auf der schmalsten Grundlage also ein Volksthum von bisher nirgends übertroffener Zähigkeit, und so von den ältesten Zeiten her, in fast allen Ländern der Erde — das ist in der That eine Kraftprobe ohne Gleichen! Für dieses Volksthum brauchen sie nach solcher Leistung nicht besorgt zu sein. Was Wunder aber, wenn sie nun die ganze übrige Welt als einen großen Markt betrachten, auf welchem Handel zu treiben sie durch lange Uebung die Geschicktesten sind, und wenn sie jedes stärker werdende und daher unter Umständen auch gegen sie gerichtete Nationalbewußtsein anderer

Völker vor Allem als eine lästige Schranke für den freien Markthandel empfinden. Nein, man darf den Vorwurf des Chauvinismus von dieser Seite nicht ernst nehmen. Selbst wenn wir Deutschen einmal wirklich chauvinistisch würden, wenn wir es nach unserer Anlage in der Mehrheit des Volkes werden könnten, dann würde es nicht an jüdischen Mitbürgern fehlen, welche uns in der Hitze des Chauvinismus äußerlich noch überböten; wie ja thatsächlich in der französischen Heimath des Chauvinismus und auch in Ungarn an solchen Beispielen der Verwandlungsfähigkeit namentlich unter den Journalisten kein Mangel ist.

Sollte nun wirklich noch Einer Widerspruch erheben gegen die weitere Ausbildung unseres Nationalbewußtseins, wenn doch Mäßigung dabei empfohlen und die Förderung des Menschheitsgedankens als oberste Forderung aufgestellt wird?

Nein, nicht Einer, aber Tausende, und zwar nicht nur in den untersten, von der Sozialdemokratie organisirten Schichten, von denen noch die Rede sein wird, sondern auch in den obersten Kreisen der Reichen und der Gebildeten.

Im Reichthum liegt eine gewaltige Verlockung zur Idealloſigkeit. Jesus scheint das so stark empfunden zu haben, daß er mit seinem liebevollen Herzen es dennoch über sich gewann, in dem bekannten Worte von den Reichen und dem Himmelreich völlig kühl und bestimmt, gewissermaßen wie mit einem Abschied auf immer, an dem Reichthum vorüberzugehen. In unserm Falle werden die Reichen immer eine Neigung zu internationaler Schrankenloſigkeit behalten; daran läßt sich nichts ändern, und Ausnahmen werden als solche mit freudigem Erstaunen empfunden.

Nicht so gelassen aber darf man es mit den Gebildeten nehmen. Unter ihnen sind Leute von höchster geistiger Bedeutung, geschlossene Persönlichkeiten, und nicht aus Idealloſigkeit, sondern wegen Widerstreits der Ideale wehren sie sich gegen das Nationalitätsprinzip. Es könnte nicht ohne Schaden für die Allgemeingiltigkeit dieses Prinzips geschehen oder würde seinen idealen Werth vermindern, wenn solche Leute dauernd im Widerstande verblieben. Einige Worte, angeknüpft an Goethe, mögen daher mit dem Wunsche der Bekehrung an Diejenigen gerichtet werden, welche bewußt oder unbewußt nach Goethe's idealem Beispiel ihre Lebensaufgabe erfassen und verwirklichen.

Unser großer Dichter hat wiederholt empfohlen, Jeder möge nur die in ihn gelegten Gaben des Geistes und Gemüths mit unermüdlichem Fleiße möglichst nach allen Seiten ausbilden und zu einem Ganzen gestalten; und damit das nicht Selbstsucht scheine, hat er hinzugefügt: Mehr könne schließlich kein Mensch leisten und auf bessere Weise auch nicht dem Ganzen, dem Volke oder der Menschheit dienen, als indem er sich selbst möglichst vervollkommne. Er selbst hat nach diesem Grundsatze im Dichten, Denken und Handeln sich ausgelebt. Als aber zur Zeit der Freiheitskriege der deutsche Nationalgedanke stürmisch an ihn herantrat, konnte ihm nicht entgehen, daß da etwas Neues auftauchte, was zu seinem Rezepte nicht ganz paßte. Er war ehrlich und trotzig genug, aus seiner von dem Gefühl der Nation abweichenden Gesinnung kein Hehl zu machen, mißtraute auch wohl der Kraft der nationalen Begeisterung — kurz: er stellte sich mit seiner Sympathie auf die Seite der großen Persönlichkeit Napoleon gegen seine Nation und sagte: Sie kriegen ihn (Napoleon) doch nicht herunter!

Als Goethe so dachte und sprach, war er schon viel zu alt und eigensinnig, um sein Inneres nach der Außenwelt noch umzugestalten; man darf aber nach der ganzen Art seines titanischen Wesens daran zweifeln, daß er in jüngeren Jahren sich viel anders verhalten haben würde. Und sicherlich hat das deutsche Volk zu viel des Besten von ihm erhalten, als daß die deutsche Nationalität mit ihm rechten dürfte.

Wie aber steht es mit der Nutzanwendung auf Diejenigen, welche nach Goethe's Beispiel sich selbst möglichst frei persönlich zu vollenden streben und aus diesem Grunde gegen ihre Nationalität gleichgiltig bleiben? Sie sind zweifellos im Unrecht und in dem Grade weniger entschuldbar als Goethe, wie sie dem Volke weniger leisten können, als dieser seltene Genius. Denn schon im Grundsatz liegt die Schuld — auch bei Goethe, aber stärker natürlich für die Bürger des neu erstandenen Deutschen Reiches, als für den Zeitgenossen der jammervollen deutschen Kleinstaaterei.

Es ist etwas in dem Deutschen — wir fühlen es Alle —, das sich frei nach eigenem Belieben wenigstens das innere Leben auszugestalten sehnt, da das äußere Leben ja ohnehin durch die Pflichten als Christ und Bürger auf allen Seiten eingeengt wird; es ist ein Drang zu spüren, der sich dagegen wehrt, zu dem einen privaten Gewissen, das Jedem angeboren und anerzogen wird, noch

ein zweites in die Brust aufzunehmen, gewissermaßen als Wächter über unser Verhalten gegen das uns umgebende Ganze, die Nation. Selbst Derjenige, der es bereitwillig in sich aufgenommen hat, empfindet im Auslande oder im Verkehr mit Ausländern zuweilen mit Verdruß, wie dieses Nationalgewissen sich vordrängt, ihm die Unbefangenheit nimmt und Schranken aufrichtet, wo er ohne den Wächter vielleicht freier und rein menschlich hätte verkehren können; denn er bringt es fertig, daß wir die Landsleute zunächst als Deutsche, die Fremden zunächst als Nationalitäten und später erst beide als Menschen empfinden. Und alles dieses fühlt ein zur geistigen Persönlichkeit abgeschlossener Vollmensch, der sich ohnehin nicht gern als Stück der Heerde betrachtet, störender, verdrießlicher, als Einer, der gewohnt ist, sein höchstes Genüge in der Zugehörigkeit zu Andern zu finden.

Aber — trotzdem — trotzdem! Wie die Anschauung bei den übrigen Völkern heute ist, kann auch der gebildete Deutsche völlig sicher sein, daß auch er von jedem Ausländer in erster Reihe als Deutscher, dann erst als Persönlichkeit empfunden wird. Und wenn er seine Nationalität als etwas Nebensächliches oder gar verächtlich behandeln wollte, so dürfte er erwarten, daß solche Haltung in erster Reihe dem Ansehen seiner Nationalität, nicht weniger aber ihm selbst bei dem Ausländer schaden würde. Wie oft kann man das auf Reisen im Auslande beobachten: wie oft habe ich selbst die Spuren einer schlecht vertretenen Nationalität in den Urtheilen der Ausländer über uns Deutsche finden müssen! Ich behaupte: es ist ein Wahn zu glauben, daß ein Deutscher heutzutage in Sachen der Nationalität überhaupt noch die Freiheit des Handelns habe. Im Auslande wenigstens und vor Ausländern nicht. Gewiß bleibt es in seinem Belieben, seine Nationalität mit Würde oder weniger musterhaft zu vertreten, aber vertreten muß er sie nolens volens. Dazu zwingt ihn die Anschauung der anderen Völker, und es wäre zu wünschen, daß jeder Deutsche sich mit dieser Nothwendigkeit recht vertraut machte.

Ein Beispiel für viele. Es war auf der kleinen Rhede von Capri; der Dampfer hielt, die Boote kamen heran, und die Reisenden drängten sich, wie gewöhnlich, vor der Ausgangstreppe im dichten Knäuel zusammen. Jeder wollte zuerst hinaus, aber ein deutscher Herr — er wurde von seiner Begleitung „Herr Rath“ genannt — hielt es merkwürdiger Weise für sein besonderes Vor-

recht, mit Frau und Tochter vor allen Anderen auszusteigen. Nun wurde die Tochter von seiner Seite abgedrängt; da blockirte er den Ausgang, schimpfte und behandelte das Mädchen vor Aller Augen brutal, bis er seine Absicht erreichte. „Er ist ein Deutscher!“ hörte ich Engländer und Italiener in meiner Nähe sagen. „Nein, es ist ein Flegel“, hätte ich einwenden mögen, „und Flegel giebt es auch unter Euch!“ Was hätte es mir geholfen! „Er ist ein Deutscher“ — dabei blieb es.

Indessen das Alles ist nur das Aeußerliche. Ich wollte von den wirklich gebildeten, vollen Persönlichkeiten sprechen, welche sich oft dagegen sträuben, außer dem persönlichen noch ein nationales Gewissen in ihre Brust aufzunehmen, weil sie nur Menschen, ganze Menschen sein wollen. Muthet man ihnen etwas Unwerthiges, eine Verflachung zu? Die Scheu vor dem profanum vulgus ist zu allen Zeiten bei vornehmen Geistern groß gewesen, aber diese Scheu war doch schließlich nichts Anderes, als eine anspruchsvolle Selbstsucht. Auch das Goethe'sche Rezept der Lebensgestaltung ist im Grunde Selbstsucht; welcher seiner Leser, namentlich im Jünglingsalter, hätte das nicht oft und schmerzlich an dem großen Dichter empfunden! Die größeren Geister — das fühlen wir alle unmittelbar — haben sich selber keineswegs verloren, indem sie sich dem Ganzen, der kleinen, leidenden, jammervollen Menschheit hingaben. Darum ist Jesus so unbeschreiblich und unerreichbar groß. Nun — als einen Durchgang zur Hingabe an die Menschheit betrachte man die Hingabe an die Nation. Der Umweg — wenn es einer ist — kann heute kaum noch vermieden werden, ebensowenig, wie der von der Himmelsnähe des Gletschers herabspringende Gebirgsbach anders als durch See und Fluß und Ebene das große Meer erreichen und mit seinem Wasser speisen kann. Wenn ein erwählter Geist sich durch den Dienst für die Nationalität beengt, vom Großen und Allgemeinen abgetrieben dünkt, so möge ihn die Vorstellung trösten, wie viele kleinere Geister durch eben jene Nationalität in ihrem Niveau gehoben werden und vielleicht darin das einzige Ideal erhalten, das ihre kleinliche, ganz im Materiellen verkommende Selbstsucht mit einem größeren und allgemeinen Gedanken zusammenhält. Die Alten hatten den guten Brauch, daß sie die kostbarsten von den im Kriege mit Mord und Brand erworbenen Beutestücken im Tempel ihrer Götter aufhängten, um so die Beute und sich selber vom Schmutze der gewaltsamen Selbstsucht zu reinigen. So mögen die

Vollmenschen unter uns freudig ihre mühsam erworbene geistige Persönlichkeit dem Dienste der Nationalität darbringen, denn ohne dieses Opfer würde auch an ihnen haften bleiben — der Fluch der Selbstsucht.

III.

Deutsche Nation — das ist in zwei Worten die beginnende Erfüllung eines lange und vergeblich geträumten Traumes, das bedeutet den Wiedereintritt einer starken und idealgesinnten Volks-Persönlichkeit in die Kulturarbeit dieser Welt. Der ist kein rechter Deutscher, dem nicht jung und zukunftsfreudig, stark und zugleich feierlich wie bei einem Gelübde zu Muthe wird, wenn diese beiden Worte sein Bestes, sein von allen Schwächen und Mängeln der Einzelpersönlichkeit gereinigtes Wesen zusammenfassen. Nur Wenigen von uns ist es vergönnt, so unmittelbar vom Kopf zum Herzen die kulturschaffende Kraft der deutschen Nation zu empfinden, wie unsere Pioniere in den neuen Kolonien, in Ostafrika und in Kamerun, wo es eine unsagbare Freudigkeit geben muß, zu sehen, wie die nationalen Tugenden der Kampflust, der Arbeitsamkeit, der Ordnungsliebe und der sorgsamen Aufmerksamkeit für das Einzelne allmählich mit der Achtung auch die Zuneigung eines wilden Volkes gewinnen und dem ersten Kolonialvolk der Erde, den Engländern, die Palme der Meisterschaft entringen. Die Kräfte, die dort so glänzend sich bewähren, sind nichts Außergewöhnliches, sie finden sich überall im ganzen Deutschen Reiche. Aber uns zu Hause ist es nicht vergönnt, sie auf einem so einfachen, leichtübersehbaren Schauplatz zu erproben, wie unsere Kolonisten in Afrika. Hier im alten Europa sind die Verhältnisse in's Labyrinthische verwirrt, die Hindernisse vielfach verschränkt und verwickelt, und darum wird die Freude am Erfolge Manchem von uns nicht so unmittelbar zum Bewußtsein kommen; aber siegen werden schließlich unsere nationalen Kräfte hier wie dort — das leidet keinen Zweifel! Denn das Deutschthum, wenn es sich nur recht versteht und treu an seiner Art hält, ist kindlich und männlich, zart und stark zugleich, echt menschlich unbefangen und darum unersetzlich für die Kultur. Das mag wie blinder Optimismus klingen für Manchen, der in den letzten beiden Jahrzehnten seit unserer nationalen Einigung mit Kummer beobachtet hat, wie sich breite Schichten unseres Volkes so greisenhaft doktrinär und pedantisch gezeigt und andere so blasirt und ideallos-weltlich

den Einflüssen des besiegten Franzosenthums nachgegeben haben. Doch solche Zeiten beweisen nichts; wir stehen erst auf der ersten Stufe der Treppe, die emporführt, und das Beste soll noch kommen. Und wer wissen will, wie denn deutsche Art nun eigentlich aussieht, der suche ihre Physiognomie in dem Spiegel der ganzen Geschichte unseres Volkes von den ältesten Zeiten bis heute, der prüfe vor Allem die Charaktere Derjenigen, welche das Volk als seine Heroen anerkannte: Walther von der Vogelweide, Luther, Sachs und Dürer, Goethe, Schiller, Friedrich den Großen und den Großen Kurfürsten, und wenn er im Tageslicht der Gegenwart prüfen will — auch Bismarck und Moltke. — —

Nach Allem, was ich hier und im Vorhergehenden an Forderungen und vertrauensvollen Hoffnungen für unsere Nationalität ausgesprochen habe, wird man, denk' ich, im Kreise der Leser wenig Umstände mit mir machen und mich für einen unverbesserlichen Idealisten halten, mit dem man glimpflicher verfahren könnte, wenn er nicht seine Stunde gar zu schlecht gewählt hätte. Denn — immer näher und unentrinnbarer schreitet ja das Gespenst der Sozialdemokratie heran und überschattet für die Aengstlichen unter uns nicht nur die nächsten Hoffnungen, sondern die ganze Zukunft überhaupt. Was Deutschthum und fröhliche Aussichten, was nationale Kraft, da dieser gemeinsame Feind aller Nationalitäten, der sich durch internationale Bündnisse zu stärken weiß, so übermächtig heranrückt und alles Bestehende umzuwerfen droht!

„Es ist nur halb so schlimm!" lautet eine viel gebrauchte, gute deutsche Redensart, die immer am Platze ist, wenn unklare Vorstellung von etwas Kommendem die Furcht in's Maßlose übertreibt. Es sind schon größere Sturmwellen über das Menschengeschlecht hinweggegangen und haben manches Zeitliche, Vergängliche mit sich weggespült, aber das Natürlich-Menschliche haben sie stehen lassen müssen. Statt es zu zerstören, haben sie es nur mit neuer Kraft des Wachsthums gesättigt. Ich denke z. B. an die große Sturzwelle des Christenthums und halte es für keine Lästerung, die Sozialdemokratie damit zu vergleichen, denn Vieles ist in der That bei Beiden ähnlich: der Fanatismus, der Muth des Duldens, die Bewegung von unten nach oben aus der Masse der Armen und Elenden herauf. Nun — und diese gewaltige Sturzwelle hat zwar das morsche Römerreich unterspülen und umstürzen können, aber die Kraft der Nationenbildung ist siegreich geblieben. Die Völker

haben Alles, was an nährender und veredelnder Kraft im Christenthum lag, in sich aufgesogen und so von innen heraus die revolutionirende Kraft desselben überwunden. Noch wirft im Namen und in der Verfassung der katholischen Kirche das weltlich-herrschsüchtige Element des Christenthums seinen Schatten in die Gegenwart hinein, noch immer hat es die Absicht, die nationale Erstarkung der Völker zu stören, aber es ist mit diesem Anspruche bereits ein ohnmächtiges Gespenst geworden. Ich habe den kalten Hauch dieses Gespenstes auf meiner letzten Reise und an einem denkwürdigen Orte gespürt.

Als wir uns in einer Gesellschaft von Franzosen, Engländern, Holländern in den Kalixtus-Katakomben zu Rom umherführen ließen, stießen wir in einem der größeren Gewölbe auf eine andere Gesellschaft. Es waren Pilger, meist einfache Leute, die sich von jungen Priestern aus ihrer Heimath die Gräber der Märtyrer zeigen ließen. Sie sprachen in schwäbischer Mundart, und dieser vertraute Klang stimmte mich trotz der ernsten Umgebung so freudig. „Das sind ja Deutsche!“ sagte ich laut zu meiner Begleitung. Aber da traf mich von einem der jungen Priester ein strenger, fast drohender Blick. „Was, Deutsche!“ sagte er (und zwar gleichfalls in gutem Schwäbisch): „Hier giebt's keine Deutsche, hier sind Christen!“ Ja, an diesem Orte, wo die gläubige Begeisterung sich in die Gräber flüchtete und dann aus den Gräbern wieder emporstieg, um über den glänzenden Tempeln des verfallenen Roms ihre Kirchen und das christliche Kreuz aufzurichten, — an diesem Orte mag ein Priester den Muth fühlen, das Deutschthum und jede andere Nationalität wegzuleugnen. Aber ich mußte doch lächeln, denn das Gespenst, das er mir heraufbeschwor, ist nun doch ein ohnmächtiges Gespenst geworden, wenn es gegen die Idee der Nationalität kämpfen will!

Und so würde nach meiner innersten Ueberzeugung auch die Sozialdemokratie ein Gespenst bleiben, würde niemals Fleisch und Blut und die Kraft organischer Wirkung gewinnen, wenn sie, wie es namentlich bei der deutschen Sozialdemokratie bisher den Anschein hatte, ihre Kraft an dem Felsen des Volksthums und der Nationalität erproben wollte. Sie würde an diesem Felsen zerschellen; denn keine geistige Kraft giebt es, die den Menschen zwingen könnte, sich selbst und seine natürlichsten Regungen aufzugeben.

Aber es ist kein Grund, es wäre sogar gegen alle geschichtliche Erfahrung, die dauernde Kraft dieser Bewegung nach dem Charakter ihrer Anfänge beurtheilen zu wollen. Wenn Liebknecht, Marx und

andere Führer der Sozialdemokratie ihr einen internationalen Zug aufprägen, so ist darum noch nicht zu sagen, daß sie diesen Zug behalten wird. Wenn die Sozialdemokraten aller Länder sich gegenseitig mit Geld unterstützen und ihre Kundgebungen international gleichzeitig in Scene setzen, so muß man ihre Entschuldigung gelten lassen, wenn sie sagen, daß ja auch ihre Gegner, die Arbeitgeber, und ihre größten Gegner, die Börsen und Bankiers, sich in Verabredungen, Ringen, Bündnissen international zusammenschließen. Solche Taktik des beginnenden Kampfes erlaubt noch keinen Schluß auf die Mittel, mit welchen die Sozialdemokratie den eigentlichen Hauptkampf, den Kampf um die Seele des Volks, der Gebildeten wie der Ungebildeten, führen wird. Im Gegentheil könnte man sagen: Wenn die Sozialdemokratie in Zukunft so wie bisher diesen Zug des rein materiellen Strebens, dieses rein äußerliche Feilschen um Lohn und Arbeitszeit, dieses kalte Leugnen religiöser Ideale, dieses greisenhaft-nüchterne Auflösen aller Gefühlsvertiefung in das öde Verstandesmäßige beibehielte, dann würde sie auf die Dauer nicht einmal den Geldkassen, geschweige denn dem tieferen Besitze eines Volkes gefährlich werden; denn mit bloß Negativem, Aeußerlichem lassen sich auf die Dauer selbst nicht die Schaaren der Proletarier, viel weniger die Gebildeten um die Fahne zusammenhalten. Viel zu viel Ehre geschähe ihr dann auch, wenn man sie nur für einen Augenblick mit einer solchen Kulturkraft ersten Ranges, wie das Christenthum war und ist, zusammenstellen wollte.

Aber wer weiß es denn so gewiß, daß diese Arbeiter-Bataillone wirklich nur unter der Fahne der materiellen Begehrlichkeit marschieren, daß nur der Hunger diesen anstürmenden Riesenleib beseelt? Sind es nicht auch Deutsche, wie wir, und sollten sie ihr Deutschthum mit einem Schlage so verlernt haben, daß sie nun ganz Plebejer geworden wären, ohne eine Spur von Adel und idealer Gesinnung? Nein, das wäre widernatürlich! Es wird Zeit, daß die gebildeten Deutschen ihre Sinne schärfen, um die idealen Forderungen zu erkennen, welche diese Massen — ihnen selbst zum Theil noch unbewußt — in Bewegung gesetzt haben, und daß sie ihre Herzen bereit machen, um diese idealen Forderungen als einen Zuwachs unserer nationalen Kraft willkommen zu heißen.

Wäre es nur Begehrlichkeit nach Geld, was jene Massen treibt, dann müßte Fürst Bismarck recht behalten mit der Versicherung, daß wir dieses Gelüste durch kein Zugeständniß jemals würden sättigen

können. Aber es ist nicht Geld, sondern Menschenwürde und persönliches Ansehen, was sie am heißesten verlangen, wenn sie es auch nicht am lautesten aussprechen. Sie fühlen, daß sie auch eine Persönlichkeit haben gleich anderen Bürgern des Staates, und sie wollen diese Persönlichkeit nicht vollends dahingeben an die Tyrannei der Maschinen, des Kapitals und an die Mißachtung der Gesellschaft. Es ist kein Zufall, daß in der nordamerikanischen Republik trotz der Möglichkeit freier Agitation die Sozialdemokratie bisher nicht annähernd so hat Boden gewinnen können, wie bei uns in Deutschland. Das macht: in Amerika ist es Jedem ohne Naserümpfen der Gesellschaft gestattet, von einem Berufe in den andern, von der feinen Arbeit in die grobe überzuspringen. Es lebe die Möglichkeit ist dort der Wahlspruch. Da kann sich denn kein echter Kasten- oder Klassengeist ausbilden, wie bei uns; die Blouse behält wenigstens den Schein der gesellschaftlichen Gleichberechtigung; entscheidend für die Schätzung des Einzelnen ist nur der Gelderfolg der Arbeit, mag die Arbeit selbst sein, welche sie wolle. Freilich doch auch nur der Gelderfolg, und das bleibt ein häßlicher Fleck im amerikanischen Leben. Aber wenn eine Republik schwerlich jemals ein besseres Maß der Schätzung wird erreichen können, so wäre dazu wohl eine Monarchie im Stande. Ihr ist vielleicht das große, wahrhaft adlige Werk vorbehalten, jedem Arbeiter um der Arbeit willen den menschlichen und gesellschaftlichen Vollwerth zu sichern. Und wenn wir es einmal für möglich halten wollen, daß dieses Ziel erreicht werden könnte: — wäre es nicht eine wahrhaft ideale, weil im höchsten Grade sittliche Errungenschaft, eine in ihren Folgen unermeßbare Bereicherung unseres Deutschthums?

Es wäre noch mehr: es wäre geradezu eine Wiedergeburt unseres nationalen Wesens. Denn durch nichts ist dieses unser deutsches Wesen schlimmer entartet, als durch jene Mißstände, gegen welche die Sozialdemokratie ihren Feldzug begonnen hat. Indem sie sich zum Kampfe organisirt, indem einige ihrer Führer blind gegen Staat, Gesellschaft und Nationalität wie gegen unerträgliche Schranken wüthen, bereitet sich in Wahrheit die Sozialdemokratie vor, einen Zustand herbeizuführen, ähnlich dem, der in allgemeiner Uebereinstimmung als einer der deutschesten in der ganzen Geschichte unseres Volkes empfunden wird. Ich meine die Zeit, da im Deutschen Reiche das Städtewesen blühte und in den Städten das zunftmäßig organisirte Gewerbe. Sie war engherzig, diese Zeit, aber nur aus

dem Gesichtspunkte der Manchestertheorie, und in Wahrheit griff der Handel damals verhältnißmäßig weiter über Land und Meer, als heute; sie war regelstreng, diese Zeit, aber nur in den Augen der waarenpfuschenden Massenfabrikanten von heute, und thatsächlich arbeitete sie gut, geschickt und nach einem festen Stil. Im Uebrigen hatten die Zünftler dieser Zeit ein so tiefes deutsches Empfinden, daß sie fähig waren, sowohl den sittlichen Muth und die geistige Weite der Luther'schen Reformation in sich zu vertreten, wie auch die einzige deutsch-geborene Kunst zu schaffen, die wir bis zu diesem Augenblicke gehabt haben. Vor Allem aber haben diese Handwerker neben dem auskömmlichen Brote der ehrlichen Arbeit auch Zufriedenheit, Aufstieg, Ansehen, ja hohe Ehre zu schaffen gewußt: Alles das also, was der Arbeit des Handwerks durch Maschine und Kapital geraubt worden ist und was die Sozialdemokratie ihr nun wieder zurückerobern will. Und nun sage Einer dem Herrn Liebknecht, daß er seinen internationalen Weisungen zum Trotz gewissermaßen wider Willen eine Wiedergeburt deutsch-nationalen Geistes heraufführen helfe; er wird nichts davon wissen wollen. Seltsamer Humor!

Und doch ist es so! Der Sozialismus — wir wollen einmal das Wort Sozialdemokratie bei Seite lassen — wird entweder seine ideale Forderung vertiefen, d. h. im Wesentlichen für die Arbeit das verlorene Ansehen zurückfordern und alle sittlich unhaltbaren Nebenangriffe auf Religion und Ehe mit der Zeit bei Seite schieben — dann wird er zu einer so scharfen Abgrenzung und inneren Stärkung unserer Nationalität führen, wie wir sie bis jetzt entfernt nicht erfahren haben. Oder er wird sich ganz in die materiellen Forderungen von Geld und Arbeitszeit verlieren und das Maß seines Ehrgeizes von den Kapitalisten nehmen, die er jetzt befeindet, — dann wird er allen sittlichen und idealen Kern verlieren und mit einigem Lärm vielleicht, aber sicherlich ohne Erfolg für sich und uns zerstieben. Ja, es ist behauptet und von den gründlichsten Kennern bewiesen worden, daß selbst die materiellen Forderungen des Sozialismus sich nur im Rahmen der Nation, als der naturgemäßen Einheit, niemals aber kosmopolitisch-international würden befriedigen lassen.

So ist es also wohl begreiflich, wenn ich aus dem Gesichtspunkt deutsch-nationnaler Wünsche in dem Sozialismus nicht eine drohende Wüstenei, sondern ein lockendes frischgepflügtes Ackerland erkenne, auf welchem der Pflug die unteren Erdschichten heraufholt,

so daß nun alle Triebe mit neuen, üppigeren Kräften blühen können. Fühlen wir es nicht alle mit Schmerz, daß zwischen den oberen und den unteren Kreisen unseres Volkes eine tiefe Kluft aufgebrochen ist, über die kaum noch eine Brücke hinüberführt? Mildthätigkeit ist keine solche Brücke; sie trägt zwar gern und oft die Eitelkeit zu den Armen hinüber, aber niemals hat sie Raum genug für die volle, freie Menschenwürde des Beschenkten. Soll diese Kluft nicht zugeschüttet werden? Die unteren Schichten haben gottlob noch Ehrgeiz genug, zu wünschen, daß es nicht so bleibe, und wir in den oberen Schichten müssen vor Allem um unseres Deutschthums willen eine baldige Wandlung herbeiführen.

Zwei Dämonen haben uns bisher viel gesundes Blut des echten deutschen Wesens aus den Adern gesogen, obgleich es die geistlosesten Dämonen von der Welt sind. Der Eine, der auf der Börse zu Hause ist, gewöhnte nach und nach selbst die Besseren von uns daran, unseren gesellschaftlichen und menschlichen Werth vorwiegend nach dem Gelde zu schätzen, die Arbeit dagegen hinter die Kulissen zu stellen und überhaupt die Herkunft des Geldes möglichst mit Diskretion zu behandeln, weil es unter Umständen peinlich gewesen wäre, darüber Auskunft zu geben. Die Börsenleute und geistigen Flachlinge aller Art hatten Ursache, sich unter dieser Herrschaft wohl zu fühlen; seltsamerweise aber ließen sich auch Offiziere, Beamte und sonstige Gebildete damit ein, ja trieben die Nachgiebigkeit oft so weit, daß sie darüber zu Grunde gingen. Der zweite Dämon ist längst nicht ein so lebenslustiger, sondern eher ein etwas lederner Herr, und fühlte sich immer in deutschen Landen mehr als gut war zu Hause. Er wohnt in den Universitäten, heutzutage namentlich bei den sogenannten Specialisten, greift aber von da auch auf die höheren Schulen über. Es ist der Dämon der sogenannten Wissenschaftlichkeit. Seine Tyrannei ist nachgerade unerträglich geworden. Er hat unsere Jugend blutleer und geistig ungelenk gemacht, und unsere Gebildeten treibt er wie eine Schaar von Blinden im Kreise herum, die unsicher umhertappen und ihren natürlichen Weg nicht mehr kennen, weil er in ihrem Kopfe den gesunden Menschenverstand ausgerottet und dafür die Autorität des „Fachmannes" eingesetzt hat, so daß Keiner mehr seines Wissens und Willens sicher ist. Vor dem Wissen und der Wissenschaftlichkeit hat er ihnen eine unbegrenzte Ehrfurcht eingetrichtert, ihr natürliches Empfinden aber hat er systematisch abgetödtet;

Kunst und Dichtung klopfen nun vergeblich an die hohlen Köpfe und die öden Herzen. Wir rücken diesem wasserköpfigen Dämon jetzt mit Schulreform und Jugendspielen zu Leibe, wir werden noch harten Kampf mit ihm haben, wollen aber unser Bestes thun; so kann der Sieg zuletzt nicht fehlen. Die große Masse aber, die sich aus der Dunkelheit zum Lichte emporarbeitet, kann in diesem Kampfe ein mächtiger Bundesgenosse werden, denn sie bringt natürlichen Bildungstrieb und ein rohes zwar, aber auch ein unverfälschtes Empfinden herauf. Leute, die an dem Guten, Schönen, Wahren noch mühsam buchstabiren müssen, schaffen zuletzt doch Besseres, als solche, die Alles schnell überwinden, weil sie über Alles schnell hinweglesen. Und man glaube nicht, daß jene sich hebende Masse immer nur aus Fabrikarbeitern oder Bergleuten bestehen wird; sie wird sich verstärken aus den Reihen der nothleidenden Bauern und der ehemals blühenden, jetzt aber ganz unterdrückten kleinen Handwerker; die eine große Noth wird alle einigen — darüber sollte sich Niemand täuschen.

Soweit wäre an dieser Bewegung, wenn man sie nur besonnen in's Auge faßt, nichts, was uns schrecken oder gar für unser Deutschthum bange machen könnte; im Gegentheil: wir erkennen auf diesem unabsehbaren Sturzacker die Triebe eines neuen nationalen Frühlings. Der Gegenwart aber bleibt die große schwere Frage: wie sollen wir das unhaltbare Jetzt in das bessere Einst hinüberführen? Ist es möglich ohne gewaltsame Erschütterungen? Ich glaube — nein.

Wenn jetzt wieder wie in den allerersten Zeiten des Christenthums ein Geist über die Besitzenden käme, der sie zu freiwilliger Entäußerung ihres irdischen Gutes triebe, dann möchte es friedlich geschehen können. Aber jener Geist blieb selbst damals nur kurze Zeit mächtig; wieviel weniger dürfen wir heute auf ihn warten! Das Beste wäre, wenn die bisher sozialdemokratische Masse diesen im Grunde ganz undeutschen demokratischen Gedanken abwürfe und eine sozialnationale Truppe würde; dann müßte sie die Widerstrebenden von ihren bisherigen Führern verabschieden und rückhaltlos vertrauend die dargebotene Hand unsers Kaisers erfassen, der mit deutscher Fömmigkeit und deutschem Selbstvertrauen sein Wort verpfändet hat: Ich halte es für meine heilige Pflicht, die Lösung der sozialen Frage zu versuchen. Aber nach den Er-

fahrungen persönlicher wie politischer Psychologie ist leider nicht zu erwarten, daß wir diesen Weg gehen werden.

Dann bleibt zunächst der andere der allmählichen Umbildung und Ausgleichung auf dem Boden der Volksvertretung und der öffentlichen Erörterung. Die Aufhebung des Sozialistengesetzes wird den beiden Gegnern im Duell wieder gleiches Licht und gleichen Schatten geben — das ist ein Akt der Gerechtigkeit und der Entschlossenheit. Ein Kaiserlicher Herr, der seine Hilfsbereitschaft versprochen und bekundet, der hoffentlich auch alle Konsequenzen durchgedacht hat und die Waffe in seiner Hand geschliffen hält, der bedarf des Schutzes nicht, den jenes Gesetz gewähren sollte. Eher bedürfen seiner die parlamentarischen Parteien, die von ihren Rechten nichts aufgeben wollen und doch den Muth der freiwilligen Entäußerung an den sozialistischen Gedanken nicht finden können. Bis zum heutigen Tage — das darf man in Uebereinstimmung mit dem innersten Empfinden der Nation aussprechen — hat der Deutsche ein rechtes, festes Vertrauen zu dem parlamentarischen System nicht fassen können. Er schätzt es in bequemen Zeiten als ein brauchbares Reizmittel für den trägen Blutlauf büreaukratischer Ministerien, aber er kann auch nicht übersehen, daß hier ein übergroßer Apparat mit viel Lärm arbeitet, der doch nur überwiegend Kritik und Beredtsamkeit und herzlich wenig befruchtende That schafft. Nicht einmal die Unzufriedenheit abzuleiten ist er immer im Stande, und in schwierigen Lagen versagt er völlig.

So wird, fürcht' ich, auch im Fortgang dieser sozialen Bewegung der Tag kommen, da die parlamentarische Mühle einfach still steht; es kann sich fügen, daß die Abgeordneten selbst den Wunsch empfinden, durch höhere Macht von einer Verantwortung befreit zu sein, der sie mit ihren stumpfen Waffen der Ueberredung und der Abstimmung doch nicht gewachsen sind. Dann tritt die Krisis ein, und die Losung wird Revolution. Nur fragt sich: Revolution von oben oder von unten?

In solchen Fällen dringender Gefahr legten die verfassungsmäßigen Gewalten der römischen Republik ihre Machtvollkommenheit in die Hand eines Diktators, mit der Verpflichtung, nach Ablauf einer bestimmten Frist die verliehenen Rechte wieder zurückzugeben. Eine solche Zeit kann auch für uns kommen; dann wolle Gott es fügen, daß wir einen Diktator haben, dem wir unser ganzes Vertrauen schenken können!

Er allein, indem er die Kräfte und Wünſche aller Deutſchgeſinnten in ſeiner Hand vereinigt hielte, könnte uns von der ſozialiſtiſchen Ausſaat zu einem neuen nationalen Frühling führen, ohne daß vorher die Frühlingsſtürme ein arges Spiel mit uns trieben.

Doch das ſteht bei Gott. Uns Deutſchen ziemt ein freudiges Herz und ein zuverſichtlicher Glaube. Die Parole unſeres Kaiſerlichen Herrn lautet: Voll Dampf vorwärts!

Das Persönliche im Nationalen.

(19. Februar 1891.)

In dem vorigen Aufsatze habe ich die nationalen Ansprüche an den einzelnen Deutschen durch Beispiel und Beweis nach allen Seiten vertheidigt; gegen die weltbürgerlichen Regungen, die als Erbtheil des vorigen Jahrhunderts immer noch in unserm Volke fortwirken; aber namentlich auch gegen die souveräne Selbstsucht jenes Persönlichkeitsbegriffes, welcher besonders in den Höchstgebildeten unter uns als Ideal fortlebt, da er ihnen als das Evangelium Goethe'scher Lebensweisheit überliefert wurde. Und doch wäre es nun weder nach meinem eigenen Geschmack, noch könnte ich es für einen nationalen Gewinn halten, wenn allmählich das Persönliche, das Individuelle von dem Generellen — mag man es Gesellschaft, Staat, Volk oder Nation nennen — völlig überwaschen und aufgelöst würde. Im Gegentheil, es giebt im geordneten Zusammenleben der Menschen viele Gebiete höchster Interessen, von der Religion bis zur Politik herunter, wo die Persönlichkeit das Schöpferische, die Allgemeinheit nur todter Stoff ist, der von der schöpferischen Kraft erst Leben und Gestalt erhält. Und natürlich konnte es in den früheren Ausführungen nicht meine Meinung sein, daß der nationale Gedanke, so hoch ich ihn stelle, so nothwendig er uns Deutschen ist, jene belebende Kraft in uns schwächen dürfe.

Inzwischen ist ein merkwürdiges Buch über eben dieses Thema der Persönlichkeit geschrieben worden. „Ein Deutscher" von starker Empfindung, von außergewöhnlicher Tiefe und Weite des Geistes sah mit Ingrimm, wie die Wasser geistiger und gesellschaftlicher Uniformirung höher und höher bei uns steigen. Es wandelte ihn die Lust an, mit vulkanischem Ruck aus der Tiefe heraufzufahren, und er schrieb — „Rembrandt als Erzieher". In das erste Kapitel schrieb er das Goethe'sche Wort:

„Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie gesteh'n zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit!"

Das Buch ist ein Hymnus auf die Persönlichkeit; sein Verfasser hat einen erstaunlichen Spürsinn für Alles, was der Persönlichkeit frommt und eine gefährliche Witterung und Erbitterung gegen Alles, was sie bedroht. Die Kunst ist sein Schooß-, die Wissenschaft sein Stiefkind, das öde, anmaßende, akademische Gelehrtenthum aber ist sein Abscheu. Und dieses Buch ist von unserem Publikum so viel gekauft und gelesen, wie seit Jahren keins im deutschen Vaterlande! Ist das nicht erfreulich? Ja, wer nur glauben könnte, daß die Leute auch mit der Seele gelesen! Aber ich wette: Wäre das Buch mit ebenso viel Wärme, mit ebenso viel Geist, aber mehr mit geradliniger Beweisführung, weniger mit Blendern, antithetischem Stil und allerlei krausem und absurdem Schnörkelwerk geschrieben, dann hätten weniger gehörnte Gesichter mit Behagen in diesen Spiegel gesehen, oder sie hätten besser merken müssen, von wem die Fabel erzählt wurde. So aber bleibe ich in dem Glauben, daß Viele sich an diesem Buche ergötzt, Wenige sich daraus gebessert haben. Das Gewissen unseres modernen Publikums hat eine dicke Eiskruste; mit Spott und Witz sie zu zerschneiden, wird nicht angehen; mit langsam aufthauender Wärme kommt man doch wohl auch hier besser zum Ziel.

Für die rechte, innerliche und bessernde Wirkung des Buches möcht' ich also aus dem großen äußeren Erfolge nicht zu viel erwarten. Am erfreulichsten bleibt mir daher, daß dieser interessante Weckruf an die Persönlichkeit von einem Manne mit so lebendiger nationaler Empfindung geschrieben wurde. Denn beide Elemente sind uns schon heute, mehr vielleicht noch für die nächste Zukunft nöthig: das Nationale und das Persönliche.

Seit 1870 arbeiten wir Alle an dem inneren Entwicklungsprozeß, diese beiden Kräfte harmonisch auszugleichen, und je nachdem uns das gelingt, werden wir mit wachsender Gesundheit oder mit zunehmendem inneren Zerfall in die Kämpfe der Zukunft gehen. Inzwischen stehen auch Welt und Zeit nicht still, sondern schreiten unaufhaltsam fort und wirken stetig in unsern Werdeprozeß ein. „Die Welt steht unter dem Zeichen des Verkehrs," schnell erfahren wir und begehren vielleicht, was außerhalb unserer Grenzen ist. So wird denn kein willkürliches Zurückbleiben erlaubt. Was wir nicht

vor der ganzen ziviliſirten Menſchheit als geſund und förderlich behaupten können, kann auch uns auf die Dauer nicht geſund erhalten, und was andere Völker vor uns zum Wohle der allgemeinen Menſchheitsentwicklung erringen, dagegen können wir uns nicht ſträuben, es prüfend aufzunehmen. Nur daß in dem Wirken von der einzelnen Nation auf die ganze große Völkergemeinde ein richtiges Maß zwiſchen Eigenbeharrung und Nachgiebigkeit innegehalten werden muß, gerade wie in der Wechſelwirkung von der Perſönlichkeit auf die Nation. Im Grunde iſt ja dieſe wunderbare, räthſelhafte Wechſelwirkung nichts Anderes, als das große Problem der Geſchichte. Hier aber kann und ſoll natürlich nicht von Allgemeinheiten die Rede ſein, ſondern nur von unſerer Nation unter dem Geſichtspunkte ihrer jetzigen und nächſtzukünftigen Bedürfniſſe. Nur ausſchnittweiſe, ohne Anſpruch auf ſyſtematiſche Lückenloſigkeit, wäre zu erproben, ob auf einigen wichtigeren Gebieten unſeres nationalen Lebens das Einzelne mit dem Allgemeinen, Recht und Pflicht der Perſönlichkeit mit den mehr oder weniger bindenden Auffaſſungen der nationalen Geſammtheit im richtigen Verhältniß ſteht. Vieles iſt dabei Geſchmacksſache und wird es bleiben, Manches aber dringt vielleicht bei einer Mehrheit von Leſern zur Anerkennung durch, und mehr als Anregung ſoll überhaupt nicht gegeben werden.

1) Perſönlichkeit und Geſelligkeit.

Das geſellſchaftliche Leben ſteht bei uns wie bei allen gebildeten Völkern unter dem Szepter der Frau. Da iſt nun gleich etwas Merkwürdiges. Die Frau bemerkt viel raſcher, viel ſchärfer, als der Mann, das Perſönliche, ſie liebt, wo ſie frei zu wählen hat, nur das Perſönliche, Charaktervolle, und dennoch hilft ſie es im geſellſchaftlichen Verkehr vernichten. Perſönlichkeiten haben ihr eigenes Gepräge, ihre Schärfen und ſpitzen Ecken — ſonſt wären ſie keine —, und kommen zwei Perſönlichkeiten zuſammen, ſo könnte es zum Schrecken der übrigen Geſellſchaft Rippenſtöße ſetzen, wenn man ſie frei heraus verkehren ließe. Darum ſorgt die Frau, daß möglichſt alle perſönliche Regung von dem Firniß des „guten Tons“ bedeckt werde — ſie kennt ſie und weiß ſie im Stillen zu ſchätzen —, und dann ſitzen die alſo Gezähmten mit den Schablonen-Menſchen in bunter Reihe und bewegen ſich auf der breiten, langweiligen Straße ungefährlicher Geſpräche comme il faut. Der Ziffermenſch muß ſich dem Nullmenſchen anbequemen, der Bedeutende dem

Unbedeutenden, damit diesem nicht im Bewußtsein seines geistigen Bankerotts der Appetit vergehe — das ist das oberste Gesetz der „guten Gesellschaft", strenge gehandhabt von der Frau, der natürlichen Liebhaberin des Persönlichen. Und ein anderes Gesetz ist, daß man nicht Gespräche führe, sondern Konversation mache, und wenn es dann die Frau versteht, wie eine schillernde Libelle einige Sekunden scheinbar behaglich über einem Thema zu schweben, dann aber plötzlich mit anmuthiger Wendung zu einem andern zu schwirren, so ist sie ein Talent in der Causerie und ein guter Genius in der guten Gesellschaft.

Ich weiß, daß gottlob diese „ideale" Vollkommenheit des guten Tons vielleicht in keiner einzelnen Gesellschaft ganz erreicht, in manchen Kreisen auch wohl mit Bewußtsein durchbrochen wird. In Süddeutschland und am Rhein giebt man überhaupt dem Temperamente freieren Lauf und bewahrt damit dem gesellschaftlichen Verkehr ein gut Stück persönlichen Charakters. In Norddeutschland ist es eine gewohnte Erscheinung, daß die älteren Personen, und zwar die Männer mehr als die Frauen, der Natur wieder ihr Recht geben und so auch darin den Kindern näherkommen. Aber das Streben nach jenem guten Ton ist überall zu merken, selbst schon in den unteren Schichten des Volkes, sobald sie von dem Ehrgeiz ergriffen werden, der „besseren" Gesellschaft möglichst ähnlich zu sein. Und dieses Streben ist es eben, das man bekämpfen muß. Es läßt sich ja doch nun einmal nicht leugnen, daß wir da wieder einmal ein Stück freiwilliger französischer Knechtschaft weiter schleppen. Otto Rose hat in der „Täglichen Rundschau" überzeugend, glaub' ich, nachgewiesen, wie der französische gesellige Verkehr und seine glatten Formen aus dem Boden des geschäftlichen Egoismus, aus dem Bedürfniß der Einzelnen, sich gegenseitig zu nützen, erwachsen sind, und er erkennt mit Recht darin eine gewisse Greisenhaftigkeit, die der kalten Berechnung ein gefälliges Mäntelchen umzuhängen versteht. Aber welche Thorheit für uns Deutsche, die Formen einer solchen Geselligkeit als höchstes Gesetz anzuerkennen, da uns doch Zweck und Inhalt derselben gottlob im Allgemeinen bis jetzt fremd sind! Wir sollten uns auch in Gesellschaft natürlicher geben, dann würden wir deutscher sein. Deutsch heißt „volksmäßig", und einen „deutschen Mann" nennt der Volksmund denjenigen, der ohne Falsch und Verstellung sich so giebt, wie er ist. Ja, wenn der Erfolg der Geselligkeit comme il faut all' der Selbstverleugnung lohnte! Aber

die hohlen Köpfe männlichen und weiblichen Geschlechts bleiben doch, was sie sind und werden als solche auch erkannt, obgleich sich ihnen zu Liebe die Temperamente und Persönlichkeiten im Namen des des guten Tones bei jeder Gesellschaft zur bloßen Kulisse entäußern. Das Gesammtergebniß aber ist die allgemeine Langeweile und daß kein Mensch von Persönlichkeit an dem geselligen Verkehr der sogenannten feinen Welt noch mit Herz oder Geist betheiligt ist. Je feiner — desto langweiliger!

Man versuche es nun einmal, auf den Altar der häuslichen Geselligkeit statt der glatten Konversation die Persönlichkeit zu legen. Geist hat nicht Jeder, aber Jeder ist Persönlichkeit, und wenn Einem das Bewußtsein davon unter der andauernden Politur des guten Tons abhanden gekommen sein sollte, würde er, wenn eines Tages die Gesellschaft einen andern Kurs erhielte, bald mit Entzücken finden, daß auch er etwas erfahren, gefühlt und gelebt hat, woran sich sein Eigenstes, seine Persönlichkeit offenbart. Für den Menschen giebt es schließlich doch nichts Interessanteres, als den Menschen, und davon ist schlechterdings keine Ausnahme; es muß nur Jedem erlaubt sein, sich menschlich zu erkennen zu geben. Möglich allerdings, daß dann die großen Salonparaden von heute aufhörten, bei denen „alle Welt" zugegen ist, aber Keiner vom Andern weiß. Wäre das ein Verlust? Möglich auch, daß mancher in seinem persönlichen Leben mit allen Lastern beschmutzte Geselle in der künftigen Gesellschaft der anständigen Leute fehlen müßte, der heute in der „guten Gesellschaft" nicht nur geduldet, sondern eingeladen wird. Würde man ihn vermissen? Es ist doch nur ein Hohn auf unsere gesellschaftlichen Zustände, daß heute Geld und reine Wäsche, Frack und chapeau claque im Wesentlichen jeden Mann gesellschaftsfähig machen. Sicher ist endlich, daß eine künftige deutsche Geselligkeit, welche das Persönliche im Menschen mehr herauskehrte, auch mehr Duldung lehren und lernen müßte, als die heutige; aber das wäre wiederum nur Gewinn. Wo Einförmigkeit zum Gesetz gemacht wird, ist Duldung keine Tugend, oder richtiger: sie wird überhaupt nicht auf die Probe gestellt. Duldung aber ist und bleibt der tiefste ethische Nutzen alles menschlichen Verkehrs.

2) Persönlichkeit und Staat.

Wie bei uns die Dinge liegen, ist eine Befreiung der Persönlichkeit für das gesellschaftliche Wesen nicht wohl möglich, wenn

nicht gewisse überwiegende Einflüsse unserer staatlichen Existenz gleichzeitig abgeschwächt werden. In unseren deutschen Staaten hat durchweg der Mensch als Persönlichkeit einen zu geringen, der Mensch als Standesgenosse, als Träger einer Uniform, als amtlicher oder wissenschaftlicher „Charakter" einen zu hohen Kurswerth. Fast allgemein will man zunächst nicht das bedeuten, was man persönlich ist; man verzichtet darauf, in freier Wahl die Gleichwerthigen zu suchen, wo immer sie sich finden. Dagegen setzt man allen Eifer an die Aufgabe, das öffentliche Ansehen des Standes zu heben, dem man durch Geburt, Berufswahl oder Interessengemeinschaft angehört, man fühlt sich öffentlich nur als Mitglied dieses Standes und weiß von vornherein, daß es ein vergeblicher Kampf gegen ungezählte Hindernisse sein würde, wenn man außerhalb der Standesumzäunung nur sich selbst und seinen eigenen Werth durchsetzen wollte. Und wiederum sind es hier die Frauen, welche in ihrem Verhalten den hohen Grad unserer ständischen Absonderungslust am deutlichsten bezeichnen. Sie haben von Natur den schärfsten Blick für das Persönliche eines Mannes, aber sie sind auch — gleichfalls von Natur — am nachgiebigsten gegen die Vorurtheile der öffentlichen Meinung, und so weisen sie (wenn sie nicht etwa durch höheres Alter anspruchsloser geworden sind) im Allgemeinen mit Entrüstung jede „Partie" zurück, welche ihnen nach üblicher Schätzung ein Herabsteigen unter den Stand des Vaters zumuthet. Es muß leider hinzugefügt werden, daß die Erfahrung ihnen recht giebt; denn wenn sie ausnahmsweise so unerschrocken sind, dem Zuge der persönlichen Wahl zu folgen und nicht zugleich stark genug, diese Wahl gegen tausend Kränkungen und Vernachlässigungen der „Gesellschaft" vielleicht ein langes Leben hindurch zu behaupten, dann kann ihr trauriges Schicksal von vorsichtigen Vätern und Müttern anderer Töchter als warnendes Beispiel benutzt werden, wie es ja denn auch in den Anfängen häuslicher „Tragödien" vielfach und meist mit Erfolg geschieht. Ich sage, daß das Verhalten der Frauen ein Symptom unseres übertriebenen ständischen Wesens sei, nicht, daß sie es verschuldet hätten. Sollten sie aber auch zum Theil mitschuldig sein, so wäre es nicht an ihnen, sondern an den Männern, die Krankheit zu heilen.

Die Orden- und Titelsucht gehört auch in dieses Kapitel. Sie ist oft genug verspottet worden und scheint doch unausrottbar zu sein, nicht nur bei uns, sondern auch bei anderen Völkern; bei den

Deutschen aber ist sie wohl am stärksten ausgeprägt, denn sie grassirt selbst da, wo unsere Rasse in Republiken lebt — in der Schweiz und in Nordamerika. Ich fuhr einmal mit einem Deutsch-Amerikaner, der seit vielen Jahren in Amerika lebte und öfter seine Heimath besuchte. Er sprach von dem „freien Amerika" und von dem Reichthum seiner freien Bürger mit jener Protzigkeit, welche unseren Landsleuten von drüben eigen zu sein pflegt. Dabei fand er Gelegenheit, auf den ständischen Geist und die Titel- und Ordenssucht in Deutschland einige freundliche Seitenhiebe auszutheilen. Bald darauf aber zog er ein Etui heraus mit einer goldenen Dekoration, die er sich als Meister vom Stuhl einer New-Yorker Loge erworben hatte, und bewies mir, daß sie sich mit Hilfe eines sinnreichen Apparates auch im Knopfloch tragen lasse. Er hatte sie mitgenommen — für alle Fälle, nicht etwa im Koffer, sondern mitsammt den allernöthigsten Dingen in der Tasche, um sie immer zur Hand zu haben! Nach dieser Erfahrung habe ich mir gesagt, daß man ein Narr sein müßte, wenn man versuchen wollte, den Menschen, insbesondere den Deutschen die Titel- und Ordensnarrheit auszutreiben.

Das ist denn auch hier gar nicht meine Absicht; nur ein wenig einschränken möcht' ich die Uebertreibungen des ständischen Geistes und seiner kindlichen Freuden, nur ein wenig mehr Raum zurückgewinnen für die Rechte der Persönlichkeit, damit sie nicht völlig erdrückt werde.

In Preußen hat die Beamtenhierarchie ihr stärkstes Bollwerk; hier wird die Forderung, den Werthmesser des Verdienstes und der persönlichen Geltung vom Staate zu nehmen, auch bei den Nicht-Beamten am willigsten anerkannt, und hier ist diese Art staatlicher Abstufung und Werthschätzung durch geschichtliche Erfolge am stärksten befestigt. Eine unvergleichliche Zucht, das Bewußtsein, daß im Großen und Ganzen Gerechtigkeit und Wohlwollen jeder ehrlichen Leistung zu ihrer verdienten Anerkennung verhelfen, eine pietätvoll gepflegte Ueberlieferung von Geschlecht auf Geschlecht, die geachtete Stellung, welche jeder Beamte als solcher in der Gesellschaft einnimmt und der berechtigte Stolz auf die großen Verdienste des gesammten Standes um den Staat — alle diese Momente sind ebenso viele Tröstungen in den Fällen, wo unverdiente Zurücksetzung erbittern oder die mangelhafte Einsicht eines Vorgesetzten zu lautem Spotte verleiten könnte. Man erledigt das im Kreise der Standes-

genossen, und nach außen übt man, wie es nur zu loben ist, Verschwiegenheit. Der Verlust an Persönlichkeit aber kommt den meisten Beamten wohl gar nicht zum Bewußtsein. Nur der draußen Stehende bemerkt ihn, denn er giebt der preußischen Physiognomie — wenn man so sagen darf — den charakteristischen Ausdruck.

Und diese völlige Verleugnung der eigenen Persönlichkeit, diese willenlose Einfügung in die Maschinerie des Instanzenzuges ist doch gar nicht etwas so Selbstverständliches. Einst gab es für jeden Beamten — für jeden studirten wenigstens — eine Zeit, da er das Leben aus dem allerpersönlichsten Gesichtspunkt ansah. Einst war er Student auf deutschen Hochschulen, wo die Freiheit bei uns ihre Feste feiert. Da schwärmte und sang er von Burschenstolz und Manneswürde und zog gegen Jeden, der ihn persönlich geniren wollte, vom Leder. Ganz überflüssig ist doch, wie mir scheint, die Frage nicht, wie diese beiden Lebensstadien im Bewußtsein des Einzelnen sich verknüpfen lassen. Nur mit dem Trost, das könne eben nicht anders sein und müsse als unabänderlich getragen werden? Das schöne, viel gesungene Lied „O alte Burschenherrlichkeit" athmet ja diese Stimmung, so schwermüthig fast wie ein Abschied vom Leben, und zuweilen habe ich „alte Herren" getroffen, die ihrer Studienzeit gedenken nicht wie einer schönen Jugenderinnerung, sondern wie eines zu wenig genossenen, für alle Zeiten unersetzbaren Glückes. Das sollte nicht sein; der starke, lebenerfrischende Nerv des Persönlichkeitsbewußtseins brauchte nicht mit dem Eintritt in den Staatsdienst so völlig abgeschnitten zu werden, und wir würden dennoch einen gut regierten Staat und brauchbare, pflichttreue Beamte haben.

Ja, es ist sogar die Zeit gekommen, da Preußen durch eine Milderung seines allzustrammen Beamtengeistes eine unabweisbare Aufgabe seines großen innerdeutschen Berufes lösen muß. Ein Hinderniß ist zu beseitigen, das den übrigen deutschen Volksstämmen die innere Aussöhnung mit der führenden Macht erschwert. Dieses Hinderniß ist, wenn man es kurz bezeichnen will, der Charakter des preußischen Beamtenthums mit allen seinen Ausstrahlungen auf die Gesellschaft, nicht der des preußischen Heeres, obgleich beide ja eines Geistes Kinder sind und gleich Großes für die Entwicklung des preußischen Staates geleistet haben. Wenn ich richtig empfinde und beobachte, ist es dem strammen preußischen Soldaten nach seinen kriegerischen Erfolgen auffällig leicht geworden, die angeborenen

militärischen Instinkte aller Deutschen für sich einzunehmen, und in den Offizieren verkörpert sich das Ritterliche, Kampffreudige, Vornehm-Ueberlegene nicht bloß des preußischen, sondern mehr und mehr des gesammten deutschen Volkscharakters. Und doch fordert der Soldatenstand mehr als Selbstverleugnung, er fordert geradezu Selbstvernichtung der Persönlichkeit. Aber hier ist die Nothwendigkeit unbedingten Gehorsams allen Deutschen von grauen Zeiten her geläufig, hier erscheint er als Mittel zum Zweck edelster Bewährung des persönlichen Werthes. Denn aller dieser strenge militärische Dienst im Frieden zielt doch schließlich nur auf die Stunde, da mit Einsetzung unseres Lebens das Vaterland gegen den Feind vertheidigt werden muß. Das ist gegenständlich und reizvoll für die Phantasie, bleibt auch immer im Rahmen des Persönlichen. Selbst in den unteren Schichten des Volkes wird trotz sozialdemokratischer Hetzerei diese angeborene militärische Neigung wohl für immer unvertilgbar sein. Wer da sich mit all zu schwarzen Befürchtungen plagt, der mache eine Kontrolversammlung mit und beobachte die Leute, wie sie sprechen und sich geberden, oder er horche in die Unterhaltung der Steinträger und Maurer, wenn ein Offizier vorübergeht. Erinnerungen vom „Kommiß" auszutauschen ist unter ehemaligen Soldaten eins der beliebtesten Gespräche. Wie diese Neigung dann in den oberen Ständen sich fortpflanzt und gelegentlich zu abgeschmackten Visitenkarten ausartet, wie „X. Y., Lieutenant der Reserve und Referendar", ist ja genügend bekannt.

Ganz im Gegensatze hierzu sind die übrigen Deutschen mit Verständniß und Liebe für die preußische Bureaukratie — milde gesprochen — sehr sparsam. In ihr bemerken sie vor Allem die lähmende Macht der Schablone, das übermäßig Knappe, ja Kleinliche, das unwürdig Subalterne und daneben das ausgeprägt Selbstbewußte, den Kommandoton — kurz alles Unliebenswürdige, was noch am Klange des preußischen Namens haften geblieben ist. Das ist ohne Frage in vieler Beziehung ungerecht, aber wäre es auch ganz und gar Vorurtheil — was es doch nun eben nicht ist — so müßte damit gerechnet werden.

Es scheint, daß man sich dieses entgegengesetzte Verhalten gegen den soldatischen und den amtlichen Militarismus Preußens aus einem Charakterzuge zum Theil erklären kann, der sich durch die ganze deutsche Geschichte verfolgen läßt. Es ist ein Rest der alten vielverspotteten Michelnatur, die im Bewußtsein ihrer schließlichen

Ueberlegenheit die ruheloſe Wachſamkeit und die ununterbrochene Uebung aller Kräfte ſcheut, ſo lange nicht Gefahr droht. Mit dem energiſchen Tempo des preußiſchen Militärs findet ſich der Deutſche zurecht, gegen die Ruheloſigkeit des Beamtenthums ſträubt er ſich. Den Ausſchlag aber giebt hier ein Gefühl, das der Deutſche mit jedem andern Menſchen theilt: es iſt das Vertrauen zum mündlichen und perſönlichen Verfahren, welches im Heere ausſchließlich geübt wird, und das unausrottbare Mißtrauen gegen das ſchriftliche des Beamtenthums. Der Beamte verſchwindet hinter ſeinem Amt, ja er iſt ohnmächtig gegen den Buchſtaben. Das Papier und das Schreibwerk herrſchen, und nicht nur unterwirft ſich das Beamtenthum dieſer Herrſchaft, ſondern es artet unter derſelben zum Schreiberthum aus. Gegen dieſe Uebertreibung aber, die allem Beamtenweſen gemeinſam iſt, hat ſich zu allen Zeiten die Perſönlichkeit aufgelehnt.

Ich verirre mich in allgemeine Betrachtungen. Hier wollte ich nur von der Aufgabe ſprechen, die der preußiſche Beamtenſtaat zu leiſten hat, damit die innere Ausgleichung Deutſchlands keinen Aufſchub erleide. Sie läßt ſich kurz in die Forderung faſſen: das preußiſche Beamtenthum muß mit Einſicht und Selbſtverleugnung vollenden, was Fürſt Bismarck in den vergangenen zwanzig Friedensjahren angebahnt hat. Er hat wiederholt die Loſung ausgegeben, Deutſchland müſſe nur in den Sattel gehoben werden, dann könne es auch reiten. Dieſes Wort hatte in ſeinem tiefſten Sinne wohl die Bedeutung, daß Deutſchland von Preußen erfahren müſſe, es könne auch frei, duldſam und entgegenkommend ſein, da die meiſten Deutſchen nach 66 und 70 fürchteten, es werde ſich herriſch, eng und habſüchtig zeigen. Fürſt Bismarck hat alle nichtpreußiſchen Deutſchen in dieſer Erwartung völlig enttäuſcht und ſo nach der äußeren Angliederung der Staaten auch Kopf und Herz der Einzelnen mit dem neuen Zuſtand ausgeſöhnt. Solch' ein Werk konnte er aber nur vollbringen kraft ſeiner freien und weiten Perſönlichkeit, welche jedem Einzelnen menſchlich nahe trat, und dieſes ſein Weſen iſt von dem reglementären Geiſte des Beamtenthums grundverſchieden. Wenn wir aber hoffen ſollen, daß der Bund Preußen-Deutſchland eine dauernde Ehe, nicht ein ſchönes, aber kurzlebiges Liebesverhältniß werde, ſo muß ſich der Beamtenſtaat Preußen vor Allem entſchließen, der Perſönlichkeit etwas mehr Raum zu geben, als bisher, und ſo in treuer Nachfolge den Weg zu gehen, den der große Reichspenſionär vorgewandelt iſt.

Natürlich kann solche geistige Auffrischung ererbter Formen nur von unten herauf, in der neuen Generation begonnen werden. Darum wird es Zeit, mit der Reform des höheren Schulwesens Ernst zu machen. Und diesen Gesichtspunkt vor allen müssen wir berücksichtigen, wenn wir ihre Ziele abmessen. Ein Geschlecht der Gebildeten, welchem nach menschlicher Voraussicht die Aufgabe zufallen wird, eine bis jetzt nur angebahnte Reform unseres wirthschaftlichen und sozialen Wesens nun wirklich durchzuführen — das muß freier von Vorurtheilen des Standes- und Geldinteresses und aller Theilinteressen sein, als die Meisten von uns leider sind, — das muß leichter, als wir, im Menschen vor Allem den Menschen erkennen. Zu solcher weiteren Anschauung kann es aber nur durchdringen, wenn es erstens in seinem eigenen Kreise die alten ständischen Unterschiede völlig ausgeglichen hat und zweitens von seinen Lehrern weit mehr als jetzt wieder den Eindruck der Persönlichkeit, nicht den des Lehrbeamten empfindet. Es wird von preußischen Schulmännern bezeugt, daß die Lehrer selbst nachgerade ein Uebermaß von amtlichem Wesen empfinden, daß namentlich die Direktoren vor der Fluth der Verordnungen sich nicht zu retten wissen. Auch habe ich selbst einst als Probandus unter einem Direktor von preußischer Tradition erfahren, wie sehr trotz persönlicher Lust am Unterricht der Ausblick auf die Routine des Lehrbeamtenthums abschreckend wirken kann. Mir ist das nun zum Heil gediehen, aber im Allgemeinen würde doch das Uebel nicht dadurch geheilt werden, daß alle Philologen, welche aus innerlicher Ueberzeugung möglichst ungehemmt ihre Persönlichkeit in den Unterricht setzen wollen, der Schule von heute Lebewohl sagen und „ihren Beruf verfehlen."

Im Gegentheil, der Staat, der mehr und mehr die Erzieher der Jugend zu Lehrbeamten machen will (an welchem Bestreben durch das Heranziehen der akademisch-gebildeten Lehrer zum Turnunterrichte und zur Leitung der Jugendspiele nur wenig geändert wird), muß grundsätzlich umkehren. Die Erfahrungen und die Erkenntnisse aller Pädagogik und die persönliche Ueberzeugung jedes einzelnen ehemaligen Schülers stehen auf der Seite Derjenigen, welche die Persönlichkeit gegen das Lehrbeamtenthum vertheidigen. Irre ich mich etwa in der Behauptung, daß nur diejenigen Lehrer in unserer Erinnerung mit der Empfindung der Dankbarkeit und ehrfurchtsvollen Liebe fortleben, ja zuweilen wie ein zweites Gewissen über unser Denken und Thun richten, welche einst auf den Schüler

durch die magnetische Kraft einer Persönlichkeit, einer edlen Persönlichkeit wirkten? Selbst jene wunderlichen Herren, an denen wir einst unsern kindlichen Uebermuth, unsern Witz und wohl auch unsere Bosheit übten — bereichern sie nicht wenigstens unser Innenleben, wecken sie nicht zuweilen noch nach vielen Jahren fruchtbare Empfindungen der Reue und Beschämung in uns? Jedenfalls wirken auch sie in uns fort, weil sie Persönlichkeiten waren. Versunken aber in Vergessenheit, ausgelöscht auf der Tafel unserer Erinnerung, daß wir meist nicht einmal mehr ihren Namen kennen, sind jene Lehrer, welche höchst „normal" vielleicht, aber auch höchst eindruckslos ihre Stunden gaben, weil es „ihres Amtes war" — und sonst nichts. Sie waren Lehrer, aber nicht Erzieher; an dem schönsten Lohne ihres Berufes haben sie keinen Theil, wenn sie auch vielleicht die Anerkennung ihrer „vorgesetzten Behörden" genossen. Ich fürchte: Lehrer dieser normalen und korrekten Art giebt es augenblicklich mehr auf den deutschen, insbesondere den preußischen Schulen, als unserer Jugend zum Heile sein kann, denn das ganze staatliche Beaufsichtigungswesen und die Theorie von dem Normalniveau der Klassen drängen darauf hin.

Eine Wandlung im System ist unabweisbar nöthig. Wenn wir wünschen müssen, daß unsere Jugend den großen Aufgaben der nächsten Zeit frischer, menschlich unbefangener gegenüberstehe, als das jetzige Geschlecht, dann müssen wir bei Schülern und Lehrern und zwar bei Jenen durch Diese den Quell wiederherstellen, aus dem allein das echte lebendige Menschenthum entspringt: — die Persönlichkeit.

3) Persönlichkeit und Kunst.

Auf diesem Gebiete liegt nun die eigentliche Domäne der Kunst. So sehr ist die Kunst, wenn man mit diesem Worte alle Bethätigungsarten einer schöpferischen Phantasie zusammenfaßt, der Gradmesser für den Persönlichkeitssinn einer Nation, daß die Zeiten der Kunsterschlaffung am sichersten den Mangel an Persönlichkeitsdrang bekunden und umgekehrt die Perioden höchster Kunstübung immer mit stärkster Entfaltung des Persönlichen zusammenfallen.

Das merkwürdigste Beispiel davon ist die Renaissance. Liest man die Lebensgeschichte eines Michelangelo und sieht, in welch' einem Chaos von tumultuarischen Umständen, von Staatsumwälzungen und Erschütterungen, von Ränken, Heuchelei, Mord, Leiden-

schaft, höchsten Triumphen und tiefsten Erniedrigungen dieses fruchtbare Leben verlief und wie alle diese Verhältnisse nicht selten auf die brutalste Weise hemmend in die Kunstthätigkeit des einzigen Mannes einwirkten, dann faßt uns schon im geistigen Miterleben eine Art Wirbel und wir begreifen nicht, wie der Mann in diesem tollen Wirrsal nur zu einigem Genuß des Lebens, geschweige denn zu so viel unsterblichen Kunstthaten die innere Muße gewonnen hat. Sieht man aber genauer hin und bemerkt nun, wie der immer drohende Wechsel der Verhältnisse ein von Natur leichtlebiges Volk verführte, den gegenwärtigen Augenblick des irdischen Daseins in allen Höhen und Tiefen möglichst auszukosten, wie in diesen unaufhörlichen Ränken und Kämpfen kleiner Gemeinwesen alles Menschliche im Guten, mehr noch im Schlechten an die Oberfläche heraustrat, wie alle Leidenschaften unverhüllt einhergingen und mit dem heroischen Laster die heroische Tugend im Kampf auf Leben und Tod lag, wobei denn Alles nothwendig einen Zug in's Große annahm und die matten Regungen der Geduld und zahmer Eingewöhnung keinen Platz behielten — sieht man jene scheinbar so verwirrenden Verhältnisse von diesem Gesichtspunkte an, so erkennt man, daß für einen groß angelegten Künstler kaum eine Zeit so günstig hätte sein können, wie diese. Seine Modelle gingen reichlich und bereits in Ueberlebensgröße in jener Zeit umher und zeigten ihm Alles, Alles, was er brauchte. Er aber benutzte sie und schuf aus seiner grandiosen sittlichen Grundstimmung heraus seine Kunstwerke, die der leidenschaft-durchtobten Zeit ein fast noch leidenschaftlicheres Spiegelbild entgegenhielten. Michelangelo fühlte sich seinen Zeitgenossen gegenüber als der Beauftragte göttlichen Zornes, er übte in der Sprache seiner Bilder und Statuen an ihnen die Gerechtigkeit des jüngsten Gerichts, und in die Majestät seines zürnenden Moses hauchte er das Beste und Größte seiner eigenen Empfindung. Er sprach aus überquellend beredtem Stein zu den Italienern seiner Zeit so leidenschaftlich und inbrünstig, wie einst die Propheten zu den abtrünnigen Juden.

Und doch war die Kunst jener Periode keineswegs bloß auf diesen einen Ton gestimmt, den Michelangelo in leidenschaftlichen Bildwerken und vor ihm Dante in majestätischen Versen anschlug. Nein, in derselben Zeit heiligte Raffael die ungebändigte Kraft seiner Umgebung zu ebenmäßiger und gedankenvoller Schönheit und verklärte sein kaum zu sättigendes Bedürfniß nach weiblicher Zärt-

lichkeit im Dienste der Kirche zu Madonnenbildern, in denen jungfräuliche und mütterliche Weiblichkeit die höchsten Triumphe feierte. Vor ihm aber hatte der geniale Schelm Boccaccio den Männlein und Weiblein mit köstlicher Unbefangenheit alle ihre Sünden vorgehalten und doch so viel Anmuth dazu gethan, daß sich die Betroffenen wohl nur zu gern in solch' verjüngendem Bilde bespiegeln mochten.

Solche Künstler und ungezählte mehr brachte jenes denkwürdige Zeitalter hervor, weil seine Menschen frei sich auslebten, weil keine zusammenfassende Kraft die Menschen zähmte, unterdrückte oder in gemeinsame Richtung schob. Jede Persönlichkeit behauptete ihr Recht, zu scheinen und zu leben, was sie war. Aus der Lebensfreude aber der persönlichen Freiheit wuchs das Kunstbedürfniß, und dieses steigerte sich an den schaffenden Kunstkräften, je höher sie wuchsen, zu desto feinerer Kunstempfindung.

Freilich war dieses goldene Zeitalter der freien Persönlichkeit und somit der Kunst in seinen staatlichen und kirchlichen Verhältnissen ein Zerrbild der Ordnung, und das Niveau der allgemeinen Sittlichkeit scheint selbst nach den Begriffen der Mitlebenden tief, sehr tief im Ebbe-Zustand gewesen zu sein. Das gäbe nun freilich eine trostlose Perspektive, wenn jede neue Blüthe der Kunst durch eine ähnliche Sittenfäulniß erkauft werden müßte. Man könnte sich zwar an der reichen Zahl Derjenigen schadlos halten, welche in jenen Zeiten trotz des niedrigen Moralstandes den Muth und die Kraft der Tugend behaupteten, man könnte auch finden, daß es eine absolute und unantastbare Höhe sei, wenn eine Zeit in so erhabenen Kunstwerken über die ehrbare Mittelmäßigkeit späterer Perioden hinausragt und daß man alles Andere ruhig darüber vergessen könne. Indessen von dieser Seite her ist, fürchte ich, bei uns aufklärungs- und wissenschaftsstolzen Kindern des 19. Jahrhunderts alle Bemühung vergeblich, denn dieser absolute Werth höchster Kunstleistung wird eben nicht anerkannt, weil das Bewußtsein des Zusammenhanges zwischen Menschlichkeit und Kunst uns mehr oder weniger abhanden gekommen ist. Im Allgemeinen wenigstens und in der Praxis des Lebens schätzt man die Kunst heutzutage sehr gering; nur in den Schulen für höhere Knaben und Töchter treibt — höchst wunderbar eigentlich! — die andere, höhere Anschauung von der Kunst und ihrem Werthe noch immer ihr Wesen, und auf den üblichen Reisen nach Italien erlebt sie, befruchtet vom guten

Bädecker, oft ihre merkwürdigsten Johannistriebe. Da ich hier aber nicht für die Reise-, sondern für die ganz gewöhnliche Geschäfts-, Haus- und Familienstimmung schreibe, so wäre es thöricht, wenn ich für einen so hohen Begriff von der Kunst bei uns Nützlichkeits-Prosaikern ohne Weiteres Kredit verlangte. Genug, wenn zunächst die Furcht beseitigt wird, daß jeder Kunstblüthe sittliche Fäulniß folgen müsse. Diese beiden Dinge stehen, glaube ich, nicht im Verhältniß von Ursache und Wirkung, ebenso wenig, wie etwa umgekehrt jedes Stadium sittlicher Nachlässigkeit eine Kunstblüthe heraufzeitigt. Sonst müßten wir ja wohl — mit Ausnahme weniger ernster Zeiten — nie aus der Blüthe deutscher Kunst herausgekommen sein und gegenwärtig mitten drin stehen?! Diese Furcht ist also überflüssig. Nur so viel ist sicher: Man kann die Persönlichkeit nicht etwa, damit sie die Kunst fördere, auf der einen Seite entfesseln und auf der anderen, damit sie nicht Schaden an der sittlichen, kirchlichen und staatlichen Ordnung oder sonstigen Lattenzäunen anrichte, polizeilich festbinden lassen. Das geht nicht, die Persönlichkeit muß rund herum frei werden, und man muß zu der Welt, insbesondere auch zum deutschen Vaterlande schon das Vertrauen haben, daß sie an etwas mehr persönlicher Freiheit und freier Persönlichkeit nicht gleich zu Grunde gehen.

Wie nun im Einzelnen aus der Persönlichkeit die Kunst herauswächst, welche Seiten insbesondere der deutschen Persönlichkeit wieder frei dem natürlichen Ausleben übergeben werden müssen, damit sich eine Kunst entfalten könne, die wir als unsere nationale Kunst empfinden dürften, darüber hat der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" viel Tiefes und Feines, wenn auch noch nicht das Entscheidende gesagt. Mit sicherem Instinkt hat er namentlich unsern blinden Respekt vor Allem, was sich wissenschaftlich nennt und es zum allergrößten Theile gar nicht ist, als den Hauptfeind des unbefangenen Empfindens erkannt und scharf bekämpft. Die echte, große, neue Erkenntnisse schaffende Wissenschaft weiß auch er gebührend zu schätzen; aber nicht diese, sondern die Wissenschaftlerei der Kärrnerseelen, die sich auf tausend Kathedern akademisch spreizt und aus Millionen Büchern und Zeitungen täglich die kühlen Wasser des Verstandes über uns ergießt — sie ist die furchtbare Tyrannin, die uns das Blut und die Jugend aus den Adern wäscht. Alles — von der Regierung bis zur Sozialdemokratie — entrichtet dieser dürren Herrscherin willig den Ehrentribut. Einen

wahnsinnigen Wissensdrang hat sie in unserem Volke entzündet, weil Jeder sich wenigstens so viel Sitzfleisch zutrauen darf, um in einer kleiner „Spezialität" einen Strahl von dem Glanze zu erobern, mit dem die Wissenschaft die Welt erleuchtet. So ist denn von den ewigen Allgemeinheiten der Verstandesübung das Empfinden der „Gebildeten" geradezu verkalkt, und an Temperament, von dem uns Deutschen ohnehin kein allzu reichlich Maß gegeben ist, sind wir nahezu bankerott geworden. „Bildung macht frei" — gewiß, aber Bildung des Herzens ist höchster Grad der Bildung. Das sollte man nicht vergessen. Und „Wissen giebt Macht" — auch das ist richtig, aber nur mit dem Zusatz: „über die Thoren", denn die Weisen wissen, daß wir nichts wissen können und daß wir den wahren Trost im Leben und Sterben aus anderer Quelle schöpfen müssen.

So ist denn die Kunst, die wir haben, das schmächtige, blasse, blutarme Geschöpf, das die Schnürbrust der Wissenschaftlichkeit und die Geringschätzung einer materialistischen Lebensanschauung aus ihr gemacht haben. Wie immer, ist die Kunst auch heute das getreue Spiegelbild ihrer Zeit. Da sie nirgends recht in persönlicher Empfindung wurzelt, muß sie sich's gefallen lassen, wie ein eigentlich überflüssiges Spielzeug von Hand zu Hand zu wandern; mit der flüchtigen Mode muß sie um die Wette laufen und bringt sich so zuletzt auch bei den Einsichtigen um allen Kredit. Alexandrinische Wissenschaft und eklektische Kunst — die beiden gehören immer zu einander.

Unsere Architektur ist innen Schema und außen Kulisse; der Geldparvenü von heute kann nur Kulissen brauchen, denn morgen fallen vielleicht die Kurse, dann muß die Szene rasch gewechselt werden. Welchen Stil die Kulissen haben, ist im Grunde gleich, nur ungewöhnlich muß er sein und möglichst blendend. Von Berlin will ich gar nicht sprechen, denn es trägt in seiner Privat-Architektur geradezu naiv offenherzig den Parvenü-Charakter zur Schau. Aber selbst die vielgerühmten Bauten der Wiener Ringstraße — sind sie etwas Anderes, als ein Museum von Modellen früherer Baustile? Man wirft den Architekten Erfindungsarmuth vor. Haben denn Baukünstler jemals einen Stil erfunden, den sich das Volk nicht vorher in seinen maßgebenden Verhältnissen erwohnt hatte! Jeder Stil ist nur die künstlerische Veredelung und Vervollkommnung dessen,

was in der Anlage schon längst vorhanden und durch den Gebrauch mit der Persönlichkeit der Menschen verwachsen war.

Ebenso rathlos stehen die Bildhauer. Die klassischen Musterstatuen sperren ihnen noch immer den Weg und lähmen ihnen die Hand. Zwar hat Keiner von uns mehr den vollen, innerlichen Zusammenhang mit den Göttern und Helden Griechenlands, aber wozu hätten wir uns in den Gymnasien so lange mit ihnen beschäftigt, wenn wir nicht die sauer erworbene Vorstellung von klassisch-monumentaler Darstellung an Alles herantragen sollten, was uns solch' ein trauriger Epigone von heute vorsetzt! Zwar bleiben wir innerlich gelangweilt, wenn er sich uns und unserm vorgeblichen Geschmack zu Liebe klassizistisch bemüht, doch können wir dann wenigstens über ihn lächeln, und das ist auch ein Genuß. Wenn er aber wagt, mit ungenirtem Griff Modernes so darzustellen, wie er es sieht oder empfindet, dann schreien die höheren Schüler und Töchter entrüstet auf: Scheußlich! Unerhört! Das soll monumental sein? Er, der Bildhauer, behauptet gar nicht, daß es monumental sein *soll*, er möchte nur, daß wir uns, unsere Zeit und unser persönliches Empfinden in seinem Werke erkennen könnten, und daß wir den Muth hätten, uns selbst zu wollen, wie er sich selbst gewollt hat. Vergeblicher Wunsch! Wir können eben einstweilen weder ja noch nein zu uns selber sagen; wir wissen nur, daß wir sehr viel gelernt haben, und daß uns eigentlich alle Kunst überhaupt — Wurscht ist.

In der Malerei ist es ebenso! Zu viel Gedächtniß, zu wenig Empfindung, und unsere Museen hängen voll von Renaissance-Bildern.

Dasselbe Leidwesen endlich in der Dichtkunst, die am stärksten, erbaulichsten wirken könnte, weil sie nur des gedruckten Wortes bedarf. Aber die Epigonen von heute getrauen sich nicht, über die Schatten Goethes, Schillers, Lessings wegzuspringen. Es wird ihnen leichter, ja gewährt ihnen größere Freude, der Gegenwart und einer absehbaren Zukunft die Möglichkeit einer neuen Literaturblüthe abzusprechen, als daß sie liebevoll die Keime des Werdens pflegen sollten.

Nun ist freilich dennoch der Bann dieses kalten akademischen Wesens seit einigen Jahren gebrochen. Es geht ein Sturm durch die abgestorbenen Gefilde der deutschen Kunst, und Alle, die es mit dem Vaterlande gut meinen, können nur hoffen, daß dieser Sturm

den Frühling bedeuten möge. Die Schaffenden haben sich zunächst emporgerafft und suchen nun auch die Kunstempfindung des Publikums in ihre Bahn zu leiten. Viel Schulwesen macht sich leider hier gleich wieder breit, viel Nachahmung auch von ausländischen Künstlern, aber es läßt sich doch nicht verkennen, daß dieser Sturm und Drang im Wesentlichen eine Revolution der Persönlichkeit gegen das Konventionelle, gegen den kalten Verstandesbegriff in jeder Form bedeutet. Damit streckt die neue Bewegung ihre Wurzeln in den Boden, aus dem, wenn sonst das Schicksal uns gnädig ist, etwas Gutes für die Kunst erwachsen kann. Schreitet nur die Regung für das Recht des Persönlichen, welche sich auch auf anderen Gebieten schon merken läßt, wachsend fort und erkennt nur erst das deutsche Publikum, daß auch für seine Persönlichkeit gestritten wird in diesem Kampfe, den die Kunst jetzt kämpft, so ist mir um den gährenden Most nicht bange, mag er sich auch wirklich jetzt vielfach absurd gebärden. Allen, die sich über Einzelerscheinungen in diesem Kampf und Streben entrüsten und in schnellem Entschluß gleich der ganzen Bewegung den Rücken kehren, möchte ich zurufen: Warum so unwirsch? Glaubt Ihr, daß Goethe und Schiller gleich fix und fertig einbalsamirt wurden zur gefälligen Verehrung für die dankbare Nachwelt? Wollt Ihr für Euch die freie Persönlichkeit, glaubt Ihr, daß wir in unserer Gesammtentwickelung einen Schritt vorwärts kämen, wenn wir wieder persönlicher würden, so lernt vor Allem die Persönlichkeit der Andern dulden! Das ist das Erste, Unerläßliche — sonst bleibt uns nur Chinesenthum!

Und so könnte ich diesen Theil meiner Ausführungen schließen, wenn es mich nicht drängte, eine wichtige Spezialfrage unserer künftigen Literaturentwickelung etwas anders zu beleuchten, als es bisher in diesen Blättern geschehen ist. An Literatur-Doktoren fehlt es uns ja nicht; sie wollen alle der armen Kranken aufhelfen und verschreiben Jeder ein anderes Rezept. Zu den verständigeren rechne ich Diejenigen, welche die Dichter von den Individual-Problemen abbringen und auf die Pflicht breiter volksthümlicher oder nationaler Wirkung verweisen möchten. Das Ziel ist richtig und gut; wie jede andere Persönlichkeit muß auch der Dichter zunächst in seiner Nation und für dieselbe wirken, und erst wenn so der Fluß die Wellen des Baches weiter trägt, gelangen sie schließlich auch wohl in's Meer des internationalen Verkehrs. Aber, ein großer Irrthum ist bei diesem Wunsche zu vermeiden und leider bisher nicht ver-

mieden worden. Nicht jedes Entwickelungsstadium einer Nation ist vollwerthig genug, daß ein Dichter im bloßen Abbilden der Zustände seinen Beruf erfüllen könnte; denn der wahre Dichter ist nicht nur Abbildner und Herzenskündiger, sondern vor allem auch geistiger Führer und Vorempfinder seines Volkes. Eine Nation, die wie die unsrige in ihrem gegenwärtigen Zustande der Bureaukratie und dem Gelehrtenthum zu Liebe so viele Züge ihres persönlichen Wesens hat verblassen und verwelken lassen, die ihres wesentlichen Besitzes so wenig selbst bewußt ist, die überdies durch die soziale Frage und ständisches Kleingetriebe so zerklüftet wird, daß kaum noch der große Boden gemeinsamer Empfindung aus dem 70er Kriege die Besitzenden und Nichtbesitzenden vor gegenseitiger Entfremdung bewahrt — eine solche Nation bietet gar nicht den Untergrund für Volkspoesie im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Wohl aber können Dichter unsrer Nation zur Zeit einen guten, nothwendigen und eines Tages vielleicht auch mit volksthümlicher Anerkennung belohnten Dienst leisten, wenn sie die Brücken schlagen helfen zur inneren Verständigung der getrennten Volksgenossen. Besser jedenfalls dehnt man die Möglichkeit volksthümlicher Wirkung auf diese Weise aus, als daß man den Begriff in die überkommene literaturgeschichtliche Schablone preßt und dann wohl gar zu dem Schluß gelangt, daß, da populäre Wirkungen auf das gesammte Volk kaum möglich sind, man höchstes Lob spenden müsse, wenn ein Schriftsteller mit photographischer Treue Oertlichkeits- und Menschencharakter seiner engeren Heimath oder eines ihm vertraut gewordenen engeren Bezirkes trifft. Auf diese Weise gehört dann schließlich Julius Stinde zu den großen Dichtern, weil es ihm gelungen ist, Berliner Philistergeist gerade so nüchtern-humoristisch und genau so trivial abzubilden, wie er etwa durchgängig sein mag. Diese Art, den dichterischen Werth zu messen, ist heute fast allgemein im Schwange; ich weiß eigentlich nicht, mit welchem Rechte, denn das muß doch wohl jeder dieser ästhetischen Geometer merken, daß die größten Dichter, mit solchen Majoritätsellen gemessen, traurig unvolksthümlich sein würden. Fühlt sich doch die kompakte Masse selbst Goethe und Schiller gegenüber zuweilen zur Richterin erkoren; man kann dann gelegentlich hören: „Ja, eigentlich populär ist Goethe doch nie gewesen und heutigen Tages noch nicht geworden; Schiller schon eher!“ Man sieht, dieser Pfad führt unweigerlich in die breite Ebene des Banausenthums hinab. Wir müssen deshalb die Mahnung

zu nationaler Dichtung sehr vorsichtig erfassen, um nicht ganz zu verirren. Nicht der Dichter schafft im richtigen Sinne national, der seiner Zeit photographisch treue Spiegelbilder der Menschen, Zustände und Stimmungen vorhält, sondern der, der seines Volkes Persönlichkeit in ihren Tiefen und Höhen mit seiner eigenen, dichterischen Persönlichkeit verkörpert, der in seinen Schöpfungen den Volksgenossen zu fühlen giebt, daß Alles, was sie selbst nach ihrer angeborenen Art empfinden, in dieser Dichterseele wiederklingt, nur reiner, edler, höher und so den Leser über sich selbst emporhebend. In diesem Sinne des Wortes fallen höchste dichterische und volksthümliche Wirkung zusammen. Es kann aber Dichtern solcher Art begegnen und ist ihnen schon vielfach begegnet, daß das Volk erst nach langer Wartezeit in sie hinein und zu ihnen emporwächst. Dann waren sie, weil sie vordachten und vorempfanden, zu ihren Lebzeiten die Märtyrer ihrer Größe, und erst spätere Geschlechter erkannten, daß sie die edelste und reifste Verkörperung der Nation gewesen. Das ist ein melancholisches Kapitel, und man könnte bitter dabei werden, namentlich wenn man die Regierungen betrachtet, welche die Dichtkunst nicht bloß völlig vernachlässigen, sondern sie sogar polizeilich bevormunden. Doch wozu sich erregen? Möge unsere Dichtkunst an allen Hemmungen nur desto freier und stärker werden! Der Geist siegt zuletzt immer über die Chikane.

4) Persönlichkeit und Kirche.

Das Kunstwerk geht zwar hervor aus dem besonderen Anschauungsvermögen und dem überragenden Können einer Persönlichkeit; damit es aber zur Wirkung komme, müssen Tausende von Menschen von demselben zu mehr oder weniger starker Mitempfindung hingerissen werden, müssen ihr an sich unbestimmtes Ideal von Schönheit und Wahrheit darin verkörpert sehen. Das Kunstwerk fordert also nach seiner Geburt aus dem Geiste einer starken Persönlichkeit eine möglichst große Allgemeingiltigkeit.

Im Gegensatz dazu wird derjenige Persönlichkeits-Drang, der sich in dem religiösen Empfinden äußert, durch jede Verallgemeinerung nicht gefördert, sondern kommt in Gefahr, verfälscht zu werden.

Ich weiß, daß man das nicht allgemein zugeben wird. Man wird auf die Geschichte der Religionen verweisen. Hat nicht jede Religion Bekenner geworben und die Zahl dieser Bekenner immerfort

zu vermehren gesucht? Man wird ferner einwenden: Wie sollte denn eine Religion kulturell auf Menschen und Staaten einwirken, wenn sie nicht in der Form kirchlicher Gemeinschaft Macht gewönne?

So haben es andere Religionen gemacht, so ist es auch mit dem Christenthum geschehen. Das läßt sich in der That nicht leugnen. Aber ebensowenig läßt sich leugnen, daß durch diese Verknüpfung der Religion mit der Aufgabe sittlicher Beherrschung und Erziehung der Menschen der ursprüngliche Gedanke des Religionsstifters im Laufe der Entwickelung vielfach verändert und verfälscht wurde und daß die religiöse Empfindung seiner Anhänger je und je versuchen mußte, den religiösen Gedanken in seiner ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen. Es kann so im Laufe der Entwickelung der Zeitpunkt kommen, wo eine große Zahl der scheinbar zu einem Bekenntniß Gehörigen nicht mehr ausdrücklich gegen die kirchliche Gemeinschaft protestirt, sondern schweigend davon abfällt und so der persönlichen religiösen Empfindung zu ihrem Rechte verhilft.

In diesem Zustande befindet sich zur Zeit wieder einmal der Protestantismus, auf den ich mich hier im Rahmen meines Themas beschränken kann, weil er aus inneren und geschichtlichen Gründen als die deutsch-nationale Gestaltung des christlichen Religionsgedankens gelten darf. Wir stehen gegenwärtig mitten in einer Bewegung, welche beweist, daß man den schweigenden Abfall von der Kirche erkannt hat und nach Heilmitteln sucht. Die orthodoxe protestantische Theologie kämpft mit der entschlußsichern Willenskraft, die sie auszeichnet, gegen diese „Schlechtigkeit der Welt" an wie gegen andere Teufelswerke, weil Gott der Kirche nach ihrer Auffassung all' dergleichen Uebel schickt, damit sich die Macht ihres Glaubens und die Kraft seiner Gnade daran erprobe. Die liberale Theologie erkennt gleichfalls den vorhandenen Zustand, ja verstärkt ihn noch durch ihre vorurtheilsfreien Forschungen über die Geschichte der Bibel und des Christenthums, aber schwebend zwischen Erkenntniß und Entschluß wagt sie nicht, zu den letzten Folgerungen durchzudringen und hält an dem Gedanken der kirchlichen Gemeinschaft fest, weil der Wunsch nach allgemeiner Wirkung und der Blick auf die historische Entwickelung auch des religiösen Lebens ihre Willenskraft lähmt. Von niedrigen und unsachlichen Beweggründen, die hier und da bei Orthodoxen wie Liberalen mitwirken mögen, sehe ich hier ab, weil sie für den eigentlichen Charakter der Bewegung nichts bedeuten.

Hat nun der abwehrende Eifer der Orthodoxie jene Bewegung irgendwie sichtbar gehemmt, hat die entgegenkommende Aufklärung der liberalen Theologie sie dem Gedanken der kirchlichen Gemeinschaft zurückgewonnen? Keins von beiden! Die Bewegung schreitet fort, und mit ihr wächst die Gleichgiltigkeit der gebildeten Protestanten gegen die kirchliche Fassung ihrer Religion. Den Muth zu ehrlicher Absage finden zwar nur Wenige, weil allerlei weltliche Rücksicht auf Stand und Amt und auf die vielleicht ganz unbegründet vorausgesetzte Gesinnung der „Autoritäten" daran hindert. Rechnet man noch hinzu, daß die unteren Schichten, soweit sie von der Sozialdemokratie beherrscht werden, sich dem kirchlichen Einfluß bewußt entziehen, so wird nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, daß die protestantische Kirche ihren breiten Platz als „Landeskirche" zu einem beträchtlichen Theil, nur noch durch die Feigheit der innerlich Abtrünnigen, gewissermaßen in der Einbildung behauptet.

Diesen Zustand muß man klar erkennen, wenn man Heilung versuchen will. Die es ehrlich mit der Religion meinen, müssen wissen, wie klein noch das wirkliche Besitzthum der Kirche ist und daß bei vielen der gebildeten Abtrünnigen bereits das religiöse Empfinden selbst verloren gegangen ist, damit sie sich nicht unnütz bei Nebendingen aufhalten, sondern ihren Eifer auf den Kernpunkt richten.

Nicht mit den Gleichgiltigen gilt es sich zu verständigen, sondern mit den Abtrünnigen aus Ueberzeugung. Von diesen giebt es eine reichliche Zahl; es sind ehrliche Männer. Sie wollen auch echte Protestanten sein, nicht Zerstörer, sondern vielmehr Vollender des Luther'schen Geistes. Sie wissen, daß die eigentliche Bedeutung und der deutsche Charakter der Luther'schen Reformation darin bestand, daß er die religiöse Persönlichkeit von der Vormundschaft der Mittler zwischen der gläubigen Seele und Gott befreite und Jeden unmittelbar an die Bibel führte, als an die Quelle, welche nach seiner Ueberzeugung die Offenbarung der christlichen Heilswahrheiten rein und unverfälscht darbot. Das Luther'sche Werk ist nach ihrer Auffassung der größte Akt deutscher Ehrlichkeitsbethätigung, der selbst mit einem dreißigjährigen Kriege nicht zu theuer erkauft wurde. Sie erkennen aber auch, daß Luther in Halbheit stecken geblieben ist, ja, daß er fürstlicher Autorität und staatlicher Brauchbarkeit zu Liebe selbst die halbe Freiheit noch schmälern und verfälschen ließ. Und endlich wissen sie, daß trotz alledem der starke Keim von Luther's That über

dessen eigene Schwäche hinauswachsen muß, daß wir mit jeder Bewegung in fortschrittlich-religiösem Geiste nur an ihn anknüpfen, nur fortsetzen können, was er begonnen hat.

Was also macht sie ablehnend gegen den Bekehrungseifer der orthodoxen Theologie, was macht sie vorsichtig selbst gegen die Wünsche der Liberalen? Die Furcht, daß jede Form von Bekenntnißgemeinschaft, möge sie sich nun Kirche oder Sekte nennen, nur auf's Neue das religiöse Empfinden beengen werde. Was wünschen sie also? Daß der ehrliche Versuch zu einer freien Persönlichkeitsreligion gemacht werde.

Das bedeutet also die Auflösung der kirchlichen Gemeinschaft in ihrer jetzigen Form? Ja. Und auf Nimmerwiederkehr? Das braucht nicht ausgeschlossen zu werden, aber man möge sich Zeit dabei lassen, man möge nicht zu hastig auf's Neue zusammenbinden, was innerlich noch nicht zusammengehört; es würde sonst wiederum auseinander treiben. Sollte die Zeit zur Bildung einer größeren Gemeinschaft wieder einmal reif werden, so möge man die früheren Erfahrungen nutzen, so möge man keinerlei Bekenntniß, keinerlei Dogma zum Stempel des Bundes gebrauchen, sondern sich an dem lebendigen, persönlichen Drang gemeinsamer Erbauung genügen lassen und lediglich die Persönlichkeit Christi in ihrem religiösen und sittlichen Gefühl als Muster vorleuchten lassen.

Dies ist nach meiner Ueberzeugung das Ziel, wohin die heutige Bewegung im Protestantismus treibt. Lebendigkeit, Innerlichkeit des religiösen Empfindens ist, was dem heutigen protestantischen Geschlechte fehlt; sie sind auf keine Weise wiederzugewinnen, wenn nicht Alles, was wir Religion nennen, dahin zurückkehrt, wo es zu allererst entstanden ist: in die freie Persönlichkeit. Das persönliche Empfinden ist der Schmelzofen, in den man schlecht und brüchig gewordenes Metall schüttet, damit es auf's Neue in Fluß und in bessere, brauchbare Form komme.

Einst sagte mir einmal bei abendlicher Fahrt auf dem Vierwaldstätter-See ein katholischer Priester, der von dem Kulturkampf aus Deutschland hinausgedrängt war: „Den Protestantismus fürchten wir nicht. Der hat von Anfang an Rattengift im Leibe und wird an sich selbst zu Grunde gehen.“ Mit dem Rattengift meinte der Mann das kritische Prinzip, das dem Protestantismus im Namen der Wahrheit und Ehrlichkeit sein Existenzrecht gab und nothwendig

fortwirken muß gegen alle dogmatische Willkür, wie bisher so auch in Zukunft.

Jener Priester soll also Recht behalten? wird man mir nach meinem Vorschlag einwenden. Gewiß wird er recht behalten; täglich erfahren wir ja, wie schwach der Protestantismus ist als Kirche im Vergleich zu der katholischen Kirche. Aber um die kirchliche Wirkung sollte es sich bei dem Protestantismus, als dem Vorposten des Christenthums, gar nicht handeln, darauf sollte er seinen Ehrgeiz nicht setzen! Der Protestantismus ist nicht entstanden, um äußerlich zu binden, sondern um zu befreien und innerlich zu veredeln; im Binden soll er seine Kraft nicht bewähren wollen, sondern immerfort im Befreien und Verinnerlichen. Der Protestantismus als Kirche mag Rattengift im Leibe haben, aber der Geist des Protestantismus ist unüberwindlich. Dieser Geist wird einst auch das scheinbar noch so feste Gefüge des katholischen Kirchenbaues zertrümmern, und inzwischen, wo sich eine gläubige Christenseele gegen den geistlichen Vermittler auflehnt, der sich zwischen sie und ihren Gott stellen will, wo sie sich sträubt gegen formale Bekenntnisse und jegliche Art von Erstarrung im Gottesdienst, — mag sie äußerlich zum Katholizismus, Protestantismus oder zu irgend einem andern christlichen Bekenntniß zählen — da geschieht es in diesem Geiste. Die Protestanten in solchem Sinne des Wortes sind die Vorhut des Christenthums, sie müssen dafür sorgen, daß in den Spitzen unseres geistigen Lebens in guter Freundschaft mit aller neuen wissenschaftlichen Erkenntniß auch ein echtes religiöses Empfinden lebendig bleibe: — wie sollten sie sich darüber grämen, daß sie nicht ein so großer Haufe sind wie die Katholiken, und wie sollten sie übersehen, daß Manche, die sich dem Namen nach zu ihnen rechnen, doch nur durch Gewohnheit und Ueberlieferung, nicht voll bewußt durch freie Wahl zu ihnen gehören!

Protestant sein und Deutscher sein und Mensch sein, ist im höchsten Sinne der drei Worte dasselbe; der Urquell von allen drei Begriffen ist die freie Persönlichkeit.

Ich habe in diesen Skizzen versucht, auf verschiedenen Gebieten nach bestem Erkennen den Werth der Persönlichkeit zu zeigen und

sie zu stärkerer Bethätigung anzuspornen. In vielen Punkten habe ich nur den Vordersatz gegeben und dem Nachdenken der Leser den Schlußsatz überlassen müssen, Manches auch nur streifen können, das näherer Ausführung bedurft hätte, um zu freudigem Entschlusse zu wirken. Aber auch so in diesem engen Rahmen hoffe ich bewiesen zu haben, daß in manchem Zuge unser nationales Wesen sich kräftigen und vertiefen ließe, wenn nur weiter ausgebaut würde, was bereits in ihm liegt, wenn wir der Persönlichkeit in uns freieren Raum ließen. Mir selbst erscheint als das Werthvollste an diesen Skizzen, daß die Zeit reif geworden ist, sie niederzuschreiben.

Wiedergeburt.

Eine Neujahrsbetrachtung.

(1. Januar 1892.)

I.

Kein Zweifel — durch unser Vaterland geht der Geist der Verstimmung, und diese Verstimmung nistet im Schatten Bismarcks. Was ich zum Sedantage des Jahres 1890 in der „Täglichen Rundschau" als Befürchtung aussprach: daß der Name unseres großen Reichsschmiedes, des thätigsten und erfinderischsten Kopfes, das Panier werden könne für Wehleidigkeit, Mißtrauen und wie sonst unthätiger Widerstand sich nennen mag, — diese Befürchtung ist jetzt, also später, als man erwarten durfte, eingetroffen. Warum nicht schon damals? Weil die bewegliche Thatkraft des neuen Kaisers den Anlauf zu nehmen schien, die große Lücke, die der Abgang des größten Mannes im Reiche geschaffen, mit einem Ruck auszufüllen. Und warum ist diese Verstimmung später doch gekommen? Weil das abwartende Schweigen des ersten Jahres nach Bismarck kein Vertrauen, sondern nur zurückgehaltenes Mißtrauen war und weil inzwischen einige Thaten der neuen Regierung, mehr aber noch die Reden und Aussprüche des Kaisers jenem zögernden Mißtrauen gesagt haben, daß es keinen Grund habe, zurückzuhalten, daß es frei herausgehen könne, denn es sei nur allzu berechtigt! Und so gaben sich denn weite Schichten unseres Volkes, diejenigen am meisten, die sich bisher für den Hort des nationalen Gedankens hielten, in vollen Zügen der Wollust der Verstimmung hin — ja der Wollust, denn eine solche giebt es, und wir Deutschen, die wir so gern auf der Bärenhaut politischer Unthätigkeit liegen, wir sind doppelt zufrieden, wenn wir unserm nationalen Laster einmal mit dem Scheine des höheren Rechtes unter dem schmeichlerischen

Bewußtsein, schuldige Dankbarkeit gegen einen großen Mann zu üben, so recht von Herzen fröhnen können.

Ein Laster bleibt es aber dennoch, unthätig zu grollen; und je länger wir uns ihm hingeben, desto tiefer kommen wir ins Unrecht gegen Alle, die mit dem Kaiser die schwere Erbschaft einer großen Vergangenheit übernommen haben und sich ihrer zunächst durch unverdrossene Thätigkeit würdig zu machen suchen. Die Geschichte wird einst richten über den Kaiser wie über uns. Ihm wird sie anrechnen, was er etwa an Bismarck verschuldet haben mag, aber sie wird auch seinen hohen, ernsten Willen und seinen Bethätigungsdrang in die andere Wagschale legen, und ob er einst am Ende seiner Tage zu leicht befunden werden wird für die schwere Aufgabe, die er so thatendurstig auf seine jugendlichen Schultern genommen, das kann nur Gott wissen, nicht wir. Wir, die wir Bismarcks Erbe gegen den neuen Geist wo er nach unserer Meinung irrt, schützen möchten, werden vor dem Richterspruch der Geschichte auf keinen Fall bestehen, wenn wir unthätig dem Laufe der Dinge zusehen. Vieles ist dem Manne erlaubt, unthätiges Grollen und Schmollen nicht.

Ja, aber regis voluntas suprema lex? Gerade darum nicht, nun erst recht nicht dürfen wir unthätig sein. Heißer Thatendrang hat sich immer mit kräftigem Selbstbewußtsein verbunden, und ein jugendlicher Mund liebt die kühnsten und stolzesten Worte am meisten, aber setzen wir nur gegen das Selbstbewußtsein des Kaisers das Selbstbewußtsein unserer Unabhängigkeit und Männerwürde, so wird sich Eins am Andern schon beschränken, und der Thatendrang von oben wird sich mit der Schaffenslust von unten zum Gedeihen des Ganzen vereinigen. Ein harter Stein wird nicht an Wachs geschliffen, sondern nur an Stein oder am härteren Metall. Und was sorgen wir uns denn? Der preußische Wagen fährt nicht mehr wie früher seine eigenen Wege; an seinen Rädern hängt das übrige Deutsche Reich; es wird sich ruhig forttragen lassen, so lange er auf dem für alle Glieder gedeihlichen Wege des Fortschritts fährt, aber es würde von selbst als Hemmschuh auf die Räder drücken, wenn der Wagen rückwärts zum Absolutismus gelenkt werden sollte. Alle Erwägung über diese Dinge führt immer darauf zurück, daß wir nur selbst zu wollen und die vorhandenen Widerstandsmittel zu benutzen brauchen, um zu verhindern, was wir jetzt etwa befürchten. Nur Männer müssen wir bleiben, nicht eine

Nation von Strebern werden, mit schuldiger Achtung vor unserem weltlichen Oberhaupte den festen Entschluß verbinden, den Schiedsspruch über recht und unrecht, über die Grenzen der Nachgiebigkeit wie des Widerstandes nicht von oben oder unten, sondern nur von Gott und unserm deutschen Gewissen zu nehmen. Pessimismus ist unter unsern jetzigen politischen Lebensbedingungen nur ein beschönigendes Wort für Faulheit oder Feigheit. Es war ein stolzer Spruch, dessen Wahrheit bisher nur die höchsten Gipfelpunkte unserer Geschichte mit glänzendem Lichte krönt: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt!“ Sorgen wir, daß dieses Wort auch Wahrheit bleibe, wenn wir es als Denkspruch über die Thür unseres Hauses und an die Wand unseres Zimmers schreiben! —

Mit unserer Verstimmung beginn' ich und suche sie zu verscheuchen — und will doch über „Wiedergeburt“ schreiben? Ja, denn dieselbe Zeit, die Vielen von uns Verstimmung giebt, füllt ebenso Viele und mehr mit der freudigen Erwartung einer „neuen Zeit“, einer fühlbaren Veränderung des Gesammtbewußtseins der kultivirten Menschheit, an der auch wir nach den besonderen Kräften unseres Volkes einen reichlichen Antheil haben werden. Und der, gegen den sich manche Stimmung der augenblicklichen Gegenwart richtet, der Kaiser, bekundet offenbar, daß er den Geist des Werdenden empfindet und ihm entgegengehen will als einer der Ersten. Das allein sollte uns mißtrauisch gegen unser Mißtrauen machen, wir sollten den kleineren Interessen nicht so viel Macht über uns lassen, denn größere Aufgaben stehen uns bevor, die einen höheren Standpunkt und einen weiteren Blick verlangen. Wir sind im Begriffe, auf dem Berge, dessen Fuß in den Anfängen der Menschheit steht und dessen Gipfel über den Wolken liegt, die wir „Zukunft“ nennen, eine neue Station zu besiedeln, eine „höhere“, wie wir hoffen und wünschen, doch ist es vielleicht auch nur ein Sprung seitwärts, der uns erst auf weiteren Umwegen zu einem wirklich höheren Standpunkt bringt — jedenfalls also eine *neue* Station!

Ist das nicht vielleicht gleich von vornherein eine Täuschung? Wir Alle, die wir der Zeit den Puls zu fühlen glauben, empfinden ein Gähren, ein Drängen und Werden, und zwar nicht ein solches, das nur die alten Lebensformen *unsers* Volkes sprengen will, sondern von unten her gegen den gemeinsamen Boden der kulturellen Anschauungen, Begriffe und Rechtsnormen pocht, auf dem mit uns *alle* kultivirten Völker stehen. Der Philister jeder Nationalität

wird sagen: Phantasterei, es bewegt sich nichts! Denn in der That — bei ihm hat sich nie und nirgend etwas bewegt. Aber auch die ganze große Mittelschicht aller Völker verspürt in diesem Augenblicke schwerlich schon etwas von der revolutionären Gährung, wird vielleicht noch nichts davon verspüren, wenn sie bereits im Schmelzprozeß mitten drin ist und in die neuen Formen hinübergleitet. Und doch ist es Wahrheit, daß die Geschichte Stationen mit ganz verschiedenem Aussehen in dem scheinbar ewig gleichen Flusse der Menschheitsbewegung unterscheidet, daß sich für unser rückschauendes Auge die Zeit von 1813 in vielen Einzelheiten des Kulturlebens deutlich von der nahe liegenden Periode Friedrichs des Großen, die Zeit Luthers von der bald folgenden des dreißigjährigen Krieges abhebt. Man muß eben einmal darüber nachgedacht haben, ob überhaupt die Veränderungen, die wir unter dem Namen Kulturepochen an der Oberfläche der Menschheitsfluth unterscheiden, jemals in das Bewußtsein der dumpfen unteren Schichten vorher als Ahnung des Kommenden oder später als Mit- und Nachempfindung so deutlich eingedrungen sind, daß wir annehmen könnten, die ganze jedesmal lebende Kulturmenschheit habe mit Bewußtsein den Schritt gemacht, den wir als Kulturepoche bezeichnen. Das ist nach meiner Ueberzeugung nicht der Fall, und daraus folgen allerlei Schlüsse: namentlich der, daß die geistigen Führer der Menschheit ihrem feineren Empfinden allein vertrauen und mit den nöthigen Fortschritten nicht warten sollen, bis sie von der großen Schicht der geistig Trägen oder Unmündigen gutgeheißen werden. Es wird ja jedem einzelnen Menschen im Fortschritte der Entwickelung immer leichter möglich, von seiner Geburtsstätte im untersten Volke den Anschluß zu erreichen an die Schicht, welche die Kulturepochen macht, und der charakteristische Unterschied heutiger Kulturbewegung gegen frühere scheint zu sein, daß die eigentlich bewegende Obenströmung immer breiter wird.

Daß man mich aber nur nicht mißverstehe: wenn ich hier von den dumpfen unteren Schichten spreche, so unterscheide ich nicht, wie Staat und Gesellschaft zu unterscheiden pflegen, obere Zehntausend, Mittelstand, Proletarier, sondern ich schichte nur nach der geistigen und Willenskraft und rechne zu der Obenströmung jedes Element, welches bewegen hilft, mag es auf der gesellschaftlichen und staatlichen Rangleiter oben oder unten stehen, — die bedeutenden Gelehrten also, die nicht als Professoren auf Staatskathedern zu sitzen

brauchen, die religiösen Talente, Feldherren und Staatsmänner von eigener Bedeutung, Erfinder und Entdecker, im engeren Sinne des Wortes, sozialdemokratische und sonstige Agitatoren, Dichter, Künstler und „die verfl .... Zeitungsschreiber", — kurz eigenkräftige Talente und Willensmenschen jeder Art. Zu den dumpfen unteren Schichten zähle ich diejenigen Menschen, welche geistig blind und willenslahm sind, mögen sie nun mit einem Millioneneinkommen in Palästen oder im Schmutze äußerster Armuth wohnen. Darum ist es auch verhältnißmäßig nebensächlich, ob der erste Antrieb zu einer Kulturbewegung gesellschaftlich oben oder unten entsteht, vom Könige oder vom untersten Proletarier ausgeht, denn nur der Antheil der geistig und sittlich Auserlesenen kann ihm weitere Bedeutung für ein ganzes Volk oder für die Menschheit geben. Könige haben so und so oft kulturgeschichtliche Kartenhäuser gebaut, der armselige Nazarener Jesus eroberte sich die Welt. Und so wird auch die sozialistische Bewegung, die unter dem Namen „Sozialdemokratie" einen, nicht den einzigen Antrieb zu der Umgestaltung gab, in der wir uns jetzt befinden, nur in dem Grade sich zu dem Range einer großen Kulturbewegung emporarbeiten, wie es ihr gelingt, den Antheil der geistigen und sittlichen Aristokratie der Menschheit und die in dieser wirkenden Kräfte und Ueberzeugungen für sich zu gewinnen. Der große blinde Haufe der Bravoschreier ist für ihre dauernde Wirkung unerheblich, wenn er auch für den augenblicklichen Lärm, wie wir Alle wissen, sehr viel bedeutet.

Dauernde Wirkung? Ist das nicht abermals eine Täuschung? In dem Sinne gewiß, daß, was wir jetzt in Sehnsucht und Aufregung als neue Zeit erwarten, einem künftigen Geschlechte auch einmal wieder die alte Zeit werden wird. Von einem Flusse soll eben Niemand erwarten, daß er einmal still stehe. Alles, was wir an diesem Flusse wirken können, ist, daß wir ihm etwa eine größere Breite, eine schnellere Bewegung oder eine neue, nach unserer Meinung heilsame Richtung geben — daran setzen wir all unser Mühen, unsere Aengstigung und Freude! Der Fluß, die Menschheit sind im Wesentlichen dieselben geblieben durch die Jahrtausende, die wir rückwärts überschauen können. Armselige Menschheit! Man kann darüber zum gleichgiltigen Skeptiker oder zu einem Gottesfürchtigen werden, und das Letztere steht dem Menschen besser zu Gesicht, weil Demuth einer zwischen den Räthseln der Geburt und des Todes taumelnden Kreatur eher ziemt, als Anmaßung. —

So wollen wir also dem innern Bewußtsein vertrauen und es nicht für Täuschung halten, daß wir glauben, vor einer neuen Wendung des Flusses Menschheit zu stehen, daß wir einer neuen Kulturepoche entgegeneilen und uns mit frischem Herzen der Freude hingeben, die wir darüber empfinden. Und das ist eigentlich auch etwas ganz Seltsames, diese Freude auf etwas uns doch noch völlig Unbekanntes! In Wahrheit freuen wir uns gar nicht auf die neue Zeit als solche; wenn sie erst da sein wird, wissen wir als genügend erfahrene Kinder, daß das wirklich Vorhandene uns viel, nur allzuviel schuldig bleiben wird von dem, was das Erwartete uns versprochen hatte; die Wirklichkeit ist immer arm im Vergleich zur Möglichkeit. Nein, aber wir freuen uns der Vorfreude und fühlen davon lebendig bis ins innerste Herz den Gewinn, den jede tiefe Empfindung uns bringt: das Bewußtsein erhöhter Lebenskraft. Darin im Wesentlichen liegt das Geheimniß dieser freudigen Geschäftigkeit, dieser regsamen Ungeduld, mit der wir die „neue Zeit" herbeiwünschen und vorbereiten.

Nicht jede neue Kulturepoche bringt ja absolut neue Lebensanschauungen; oft werden nur alte, ehemals absichtlich verlassene Ideale wieder aufgefrischt und erhalten nur durch die veränderte Umgebung der Lebensverhältnisse ein scheinbar neues Aussehen; wie man z. B. in der sogenannten Renaissance und dem Zeitalter des Humanismus zu den Idealen griechisch-römischer Kunstanschauung zurückkehrte, welche das byzantinische Zeitalter vorher mit Bewußtsein und christlichem Abscheu aufgegeben hatte. Nicht daraus also entspringt das Bewußtsein erneuter Lebenskraft, mit welchem neuen Ideal man das alt und brüchig gewordene vertauscht, sondern daß überhaupt solch ein Wechsel der Ideale eintritt. Die Bewegung, die einer solchen kulturgeschichtlichen Thatsache voraufgeht, läßt sich im kaufmännischen Bilde mit einer Inventur-Aufnahme vergleichen. Der Gesammtvorrath an bisher giltigen Normen aller Art wird durchmustert, Unbrauchbares wird verworfen, altmodische (im kulturgeschichtlichen Sinne) Begriffe und Normen werden billig wie Brombeeren, weil sie Niemandem mehr genügen, mit Neuem, Zeitgemäßem wird das Lager ergänzt — kurz: es findet eine Gesammtrevision statt. Wer aber liefert das Neue? Die unbefangenen, schöpferischen Vollmenschen, die geistigen Führer der Völker. Die Norm kehrt zurück vor den Richterstuhl der Persönlichkeit, von der sie einst ausgegangen war, um während einer längeren oder kürzeren Kultur-

epoche die Menschheit zu beherrschen. Nun wird sie von ihrem Thron gestürzt und weicht einer neuen oder wenigstens verbesserten Norm, die frisch aus menschlicher Persönlichkeit geboren wird. Das sind die großen Zeiten der Selbstbefreiung, da wir die Ketten sprengen dürfen, unter deren Last wir seufzten, weil wir sie längst nicht mehr willig trugen, da wir unsere Kräfte doppelt fühlen, weil wir wissen, daß nun jede Fähigkeit sich zur Geltung bringen kann, wenn sie nur echt ist. Ein neuer Frühling der Menschheit, die Sprengung veralteter, ungenügender Normen durch die sprießende Kraft der Persönlichkeit — das ist Wiedergeburt, und darin besteht die verjüngende und beseligende Kraft solcher Zeiten.

Im Grunde also nichts, als ein kindliches Spiel, eine kindliche Lust am Zerstören und Wiederaufbauen? Vor Gottes Auge mag es so erscheinen, doch hat er uns so geschaffen und läßt uns so mit Kinderschritten den weiten Weg allmählicher Vergöttlichung hinaufgehen. Wir Menschen können eben nichts Besseres thun, und wenn wir unser Größtes und Höchstes schaffen, sind wir am kindlichsten — das ist eine alte Wahrheit. — —

Nach dieser allgemeinen Betrachtung mag es nun vielleicht lohnen, auf einigen Gebieten das, was wir für Ansätze einer neuen Zeit ansehen dürfen, auf seine Keimkraft zu prüfen und einige Ausblicke (keine Prophezeiungen) in die künftige Entfaltung zu wagen. Dabei wird leicht der Wunsch der Vater des Gedankens werden und Vermuthung so ziemlich Alles sein, gestützt nur hier und da durch einige Thatsachen und die größere oder geringere Zustimmung gleichgestimmter Seelen. Mehr als sonst kommt in solchem Falle das Goethesche Wort zu seinem Rechte: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln."

II.

Naturwissenschaft und Sozialismus halte ich für die beiden Haupthebel der neuen Zeit; doch ist die Naturwissenschaft der stärkere von ihnen, ja, sie hat durch die ins Maßlose gesteigerte Nutzbarmachung der Naturkräfte für den Wirthschaftsbetrieb, durch Erfindungen und allerlei Erleichterung des Verkehrs den Sozialismus in seiner jetzigen Gestalt erst geschaffen, mindestens beschleunigt. Sie bleibt aber auch dauernd die stärkere Kraft, und wenn wir einmal, was bald geschehen kann, in der planmäßigen Menschheitsentwicklung

vor die Wahl zwischen Naturwissenschaft und Sozialismus gestellt werden sollten, so ist es mir nicht zweifelhaft, daß wir uns für die Rathschläge der Naturwissenschaft gegen den Sozialismus entscheiden müßten; denn dieser bleibt immer das mehr oder weniger erklügelte Rechenexempel von Menschenköpfen, jene zeigt uns die Gesetze, nach denen der Mensch als Naturwesen sich bisher entwickelt hat und fort und fort entwickeln wird.

Bei der Naturwissenschaft nun kommt unter dem Gesichtspunkte der „Wiedergeburt" die ganze so fabelhafte Entwicklung der Technik und des Erfindungswesens gar nicht oder nur mittelbar in Betracht, obgleich dem oberflächlichen Beobachter diese augenfällige Vermehrung unserer Kräfte stets als das Wichtigste erscheint. Wenn er mit Stolz vom Zeitalter des Dampfes oder der Elektrizität spricht, wenn er in vorgreifenden Träumen vergleichend von der Postkutsche zur Dampfeisenbahn und von dem schon aus der Nähe winkenden elektrischen Verkehr zur Luftreise mit Flugmaschinen seine Phantasie steigert, so glaubt er die Fortschritte der Menschheit verblüffend charakterisirt zu haben. Und doch bedeutet das Alles für die Entwicklung des Geistigen und Sittlichen im Menschen, für die Normen seines Denkens, Empfindens und Handelns unmittelbar gar nichts. Nur auf diese aber kommt es an, wenn wir von einer Wiedergeburt und einer neuen Kulturepoche sprechen.

Und daher will die Naturwissenschaft hier nur als etwaiger Nährboden neuen geistigen und sittlichen Lebens betrachtet sein. Ist sie solch ein Nährboden? Sie ist es schon und wird es immer mehr werden, in ganz demselben oder noch höherem Umfange, wie es im Mittelalter die Theologie und später dann bis in unsere Tage die wieder belebte Antike, der sogenannte Humanismus, war.

Noch freilich, obgleich die Naturwissenschaft mit ihren Thaten überall die Welt bezwingt, mit ihren Erkenntnissen alle ersten Geister erleuchtet, herrscht offiziell die Abstraktionswissenschaft des Humanismus. Sie sitzt an den Regierungstischen und spreizt sich mit althergebrachter Salbung auf den akademischen Lehrstühlen. Die Bureaukraten und die Professoren wissen, daß sie mit der spekulativen Wissenschaft sich selbst und den verblassenden Glanz ihrer Stellung vertheidigen. Und diese Waffenbrüderschaft, kämpfend unter der Autorität des Staates, ist es allein, welche den Zuchtstätten des starr und kalt gewordenen Humanismus, den Gymnasien in ihrer jetzigen Bedeutung als allgemeine Bildungsanstalten, das

Sterben verlängert. Nichts weiter, als ein verlängertes Sterben ist die für nächstes Jahr beschlossene Schulreform, eine gewaltsame letzte Abwehr des neuen Zeitgeistes, der diesen Widerstand mit seinem Athem abschütteln wird wie dürres Holz. Es ist das aber ein lehrreiches Beispiel, wie lange die träge Maschinerie eines Beamtenstaates selbst in unsern Zeiten die überzeugendste Wahrheit auf ihrem Wege aufzuhalten vermag. Natürlich kommt sie schließlich doch zum Ziele, und wenn das geschehen wird, dann wird ein neues Geschlecht, das in modernen Schulen sein Denken am Thatsächlichen, nicht an Regeln mit den vielen Ausnahmen übt, den ganzen öden Schablonenkram römisch-juristischer Bureaukraten und die ganze Gesalbtheit des spekulativen Professorenthums über den Haufen werfen. Und wieder, wie in den Tagen, da der Humanismus gegen die abgestorbene Scholastik stark wurde, wird ein neuer Hutten rufen: Es ist eine Lust zu leben!

So geht es auf und ab mit den Herrlichkeiten dieser Welt. Als der Humanismus jung war, schlug er mit der Peitsche der epistolae obscurorum virorum auf den Zopf der Scholasten; jetzt spielen die Anbeter des Humanismus selbst die Rolle der Dunkelmänner; und einst, wenn die Naturwissenschaftler sich an der ewig jungen Menschenseele und ihren übernatürlichen Bedürfnissen in öder Rechthaberei versündigen werden (was schwerlich ausbleiben kann), wird auch ihnen der Held erstehen, der sie zu dem Uebrigen legt. Zeigt eine führende Wissenschaft sich nicht tüchtig, allem höchsten Streben der Menschheit zu genügen, versagt sie irgend einem ihr von der Natur eingepflanzten Lebensdrange die Nahrung, so verdient sie die Herrschaft nicht und muß stürzen — unweigerlich!

Für die Naturwissenschaft liegt diese Gefahr in der Ueberschätzung des Körperlichen gegen das Seelische und in der Sorglosigkeit gegen das religiöse Bedürfniß. Einst in ihren Flegeljahren, als die jungen Studenten der Chemie nach der künstlichen Darstellung organischer Stoffe es nur noch für eine Frage der Zeit hielten, daß der Homunculus eines Tages fertig in der Retorte liege, als Büchner sein thörichtes Buch schrieb und Häckel Darwin überbot, da schien es fast, als solle der junge Herkules in seiner Wiege der Schlange erliegen, statt sie zu erdrücken. Seitdem ist aber der Held zum Jünglinge geworden und nun reift er sichtlich immer mehr und mehr dem männlichen Bewußtsein entgegen, daß seine Kraft sich nicht in gewaltsamen Kunststücken, in einseitigem

Materialismus und dergleichen erproben soll, sondern in weiser Mäßigung auch das Seelische und vor Allem das Religiöse als etwas Natürliches betrachten und so beherrschen muß. Die Darwinsche Entwickelungslehre, diese große Universalerbin aller bisherigen Wissenschaft, wird ihre höchsten Triumphe als Welt- und Lebensanschauung erst in einer vielleicht nahen Zukunft feiern; sie wird, wie sie es jetzt schon begonnen hat, mehr und mehr auch die bisher rein spekulativen Wissenschaften zu ihrer Methode der vergleichenden Herleitung aller thatsächlichen Erscheinungen zwingen, die Religions- und Sittenlehre wie die Philosophie, die Sprachwissenschaft wie die Aesthetik, die Jurisprudenz wie die Mystik. Konstruktive Philosophie, philosophische Systeme werden sich nicht mehr als Wissenschaft ausgeben können, sondern nur noch als subjektive Ueberzeugung; Männer wie Hegel oder auch wie Schopenhauer werden für absehbare Zeit keine Herrschaft mehr gewinnen; ihre Hirngespinnste werden wie etwa die bekannten theologischen „Beweise" vom Dasein Gottes als Gespenster am hellen Tage umherlaufen. Siegreich wird vor Allem die naturwissenschaftliche Methode des Erfahrungsbeweises sein. Keine Wissenschaft wird als solche anerkannt werden, die nicht durch Erfahrung zu ihren Schlüssen gelangt, und eine andere Schulung des Denkens, als am Leitfaden der naturwissenschaftlichen Methode wird es auch auf unsern höheren und niederen Lehranstalten künftig nicht mehr geben. Dann werden die Köpfe wieder klar werden und der Wille wird besser sein Ziel finden, als heute.

Aber die Herzen werden dann auch kühler werden, kühler als jetzt? Das brauchte und dürfte nicht die Folge sein. Sollte es aber kommen, so wäre dann eben die Naturwissenschaft im Stadium des Greisenalters, und die Zeit wäre reif für eine — neue Wiedergeburt. —

Und nun der Sozialismus!

Jetzt ist er in der Form der Sozialdemokratie der Schrecken aller ruhigen Gemüther, aber schon wirkt in Millionen Seelen allmählich und den Meisten unmerklich ein Umwandlungsprozeß. Es vollzieht sich, was wir im ersten Theile andeuteten, daß die führende Aristokratie der Menschheit der Träger eines Gedankens werden muß, wenn er einer neuen Kulturepoche das Gepräge geben soll. Die Sozialdemokraten vermehren sich dabei zunächst um viele Wahlstimmen, weil die übrigen Parteien nicht den Muth des Entschlusses finden, sich ehrlich und offen nach dem neuen Leitgedanken zu

reformiren. Aber diese Vermehrung der Sozialdemokratie ist zugleich der Anfang vom Ende ihrer Herrschaft, wobei es gleichgiltig ist, ob sie Gelegenheit erhalten wird, die Ohnmacht ihres Programmes durch eine Revolution und ihre bekannten Folgeerscheinungen oder, was wir wünschen müssen, durch einen geistigen Bankerott auf friedlichem Wege zu beweisen. Je mehr Gebildete sich dem sozialistischen Gedanken öffnen, desto sicherer wird die dumpfe, geistig völlig unmündige Masse des sozialdemokratischen Heeres vom Ziele ihrer revolutionären Hoffnungen abgedrängt. Aus der Sozialdemokratie wird ein gesunder Reformsozialismus werden und nach und nach alle Kulturstaaten unter die Herrschaft seiner Ideen bringen. Am Ende des Weges, in dessen Mitte wir uns befinden, werden die sozialdemokratischen Apostel erkennen, daß die Erfüllung soweit hinter ihren Träumen zurückgeblieben ist, wie die naturgeschaffene Nothwendigkeit hinter dem Rechenexempel phantastischer Köpfe zurück zu bleiben pflegt. Andrerseits wird aber die neue Zeit, welche den Sozialismus bis zu seiner natürlichen d. h. menschheitsgemäßen Möglichkeit durchgeführt haben wird, auch von so unbefangener Denkart sein, die ersten sozialdemokratischen Idealisten trotz ihrer Irrthümer als Wohlthäter der Menschheit anzuerkennen. Heute, wo uns die Selbstsucht der beati possidentes und die lärmenden Schlagworte des Kampfes noch blind auf beiden Augen und taub auf beiden Ohren machen, wird man solche Unbefangenheit nur bei verhältnißmäßig wenigen Zeitgenossen treffen.

Ein neues Geschlecht, das auf dem Berge stehen wird, zu dem wir jetzt emporklimmen, wird als Bagatelle ansehen, was uns jetzt am meisten erschreckt. Dankend erwärmen aber wird es sich an dem Feuer des sittlichen Lebens, das mit der sozialistischen Idee entzündet wurde. Und diesen sittlichen Kern des sozialistischen Kampfes kann heute schon bemerken, wer seine Augen zum Sehen und sein Herz zum Empfinden gebrauchen will. Nöthig dazu ist nur die Erkenntniß, daß das Geld, das nur zum bequemeren Austausch der durch Arbeit geschaffenen Güter eingeführt wurde, sich nun zu unserm Tyrannen erhoben und uns zu seinen Sklaven erniedrigt hat. Es macht den Arbeiter jeder Art, den Handwerker wie den Gelehrten, trotz aller Arbeitslust und Geschicklichkeit zum Spekulationsobjekt des Geschäfts — das ist schlimm; es jagt den Landmann von seinem Grund und Boden, obgleich er säet und erntet und seine Schuldigkeit thut — das ist schlimmer; es entnervt

die Männer und entwürdigt die Frauen, macht sie zu Verräthern an ihrer bessern Ueberzeugung, raubt ihnen in tausend Fällen Muth, Ehre und Gewissen und überredet sie noch, es müßte so sein und ließe sich nicht ändern — das ist das Allerschlimmste.

Wie das allmählich so geworden, läßt sich im Einzelnen hier nicht erläutern, ist ja auch oft genug von besseren Kennern dargestellt. Die zahllosen neuen Hilfsmittel der Gütererzeugung haben den Prozeß eingeleitet, die Erleichterung des internationalen Verkehrs hat ihn verschärft, Trägheit und Gedankenlosigkeit haben sich das Uebel über den Kopf wachsen lassen, und das Judenthum, das nach Mommsen schon im Kaiserlichen Rom das „Ferment der Dekomposition" war, hat nun auch in allen modernen Staaten den Prozeß der Fäulnißgährung beschleunigt. Ohne die jüdische Rasse wäre es vielleicht noch eine gute Weile im langsamen Verfall vorwärts gegangen, aber diese Leute mit ihrem Triebe zu unproduktiver und schwindelhafter Geldanhäufung durchmessen alle Wege rascher, weil selbst die vorsichtigsten Gesetze ihnen noch immer Maschen zum Durchschlüpfen offen lassen und weil sie sich im Daseinskampfe von dem ungeschriebenen Gesetze des Gewissens und innerlicher Scheu nicht leiten und beirren lassen, wohlgemerkt so lange wenigstens, bis sie nicht im eigentlichen oder übertragenen Sinne des Wortes auf Gummi fahren.

Man könnte hoffen, daß die auch bei uns nun stärker und stärker aufschwellende Judenfrage ohne Gewaltmittel durch den anzustrebenden Reform-Sozialismus gleich mitgelöst werden könnte, doch stellt sich dieser Aussicht die Beobachtung entgegen, daß diese Rasse bei allen neuen Bewegungen, mögen sie Namen haben, welche sie wollen, sofort den Griff des Mechanismus in die Hand nimmt, — nicht in Folge größeren Talentes, sondern durch ihre Geschicklichkeit in der äußeren Mache und weil die nicht jüdischen Elemente sich aus Idealismus und Harmlosigkeit von den Faiseurs stets überrumpeln lassen. Ist doch selbst der rabiate Sozialisten-Kongreß in Brüssel vor der Judenfrage mit schweigender Scheu vorübergegangen und hat doch längst die mächtige Partei der deutschen Sozialdemokraten in der Person des Herrn Singer den Bock zum Gärtner gemacht!

In diesem Zustand angekommen, der sich nicht von selbst mildern kann, sondern durch die Logik der Thatsachen mit jedem Jahre verschärfen *muß*, hat die Gesammtheit des Staates im Dienste des göttlichen Geistes der Menschheit die Pflicht, dem Ein-

zelnen die Möglichkeit der Bewährung seiner besten geistigen und sittlichen Kräfte zurückzugeben, da er sie sich aus eigenem Vermögen nicht erhalten kann. Das Deutsche Reich hat sich zu solcher Auffassung seiner Pflicht zuerst von allen Völkern bekannt und den Arbeitern dieses Bekenntniß in verschiedenen Gesetzen der Fürsorge ausgesprochen.

Aber die sozialistische Frage gilt in ihrem höchsten und wichtigsten Sinne, als Wiederherstellung der sittlichen Freiheit, *mehr* noch für den *Mittelstand*, *ja für einen großen Theil der obersten Stände*, als für die große Schicht des untersten Volkes. Und sobald diese Ueberzeugung nur erst einmal überallhin durchgedrungen sein wird, sobald erst einmal die Frage zur klaren Beantwortung kommt, wer eigentlich an dem Fortwuchern des manchesterlichen Kapitalismus ein Interesse hat, dann wird man von den kümmerlichen Anfängen der jetzigen Schutzgesetzgebung zu gewaltigen Organisationen fortschreiten, welche, wie ehemals die Zünfte in dem beschränkten Raum der Städte, so durch das ganze Reich hin und im nationalen Rahmen allmählich durch alle Staaten (etwa in Form von Berufsgenossenschaften) dem jetzigen endlosen Kampfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ein für alle Glieder gedeihliches Ende machen, weil sie Alle nach gerechterem Maße als jetzt an das gemeinsame Interesse binden werden. Nicht jede Beschränkung, gegen welche wir uns jetzt im Namen unserer persönlichen Freiheit auflehnen, wird in diesem neuen Zustande vermieden werden können; aber wenn es so weiter geht, wird bald genug das Verhältniß eintreten (wenn es nicht schon besteht), daß nur die Rentiers in ihrer vor allem Konkurrenzwind geschützten Ecke sich jener persönlichen Freiheit *thatsächlich* erfreuen, alle Andern aber — Arbeitgeber wie Arbeitnehmer — sich von dem uneingeschränkten Kampf ums Dasein nicht nur in ihrem persönlichen Behagen, sondern namentlich in der sittlichen Verantwortung vor ihrem Gewissen geknechtet fühlen. Die Wahl wird zuletzt nicht mehr sein: persönliches Behagen oder persönlicher Zwang? sondern: Aufstreben zu voller sittlicher Verantwortung oder sittlicher Untergang?

Wie diese Frage beantwortet werden wird, darüber bin ich bei meinem unausrottbaren Vertrauen auf den Fortschritt des Menschengeschlechts zu sittlicher Vervollkommnung nicht zweifelhaft. Und zuversichtlich glaube ich auch, daß gerade dem deutschen Volke bei diesem Gange in eine neue und bessere Zeit ein höchstes Verdienst

vorbehalten ist, weil, so viel sich übersehen läßt, in keinem andern Volke die soziale Frage so klar als eine sittliche Frage erfaßt wird und weil unser Volk zu dieser höchsten Aufgabe wahrer Menschlichkeit die besten Naturanlagen mitbringt.

Wenn aber die soziale Frage, so verstanden, die höchsten sittlichen und geistigen Kräfte verlangt, um sie zum Heilswerke einer Wiedergeburt der Menschheit zu gestalten, dann ist es klar, daß die Sozialdemokratie mit ihrem Appell an die dumpfe und stumpfe Geisteskraft der Masse nur ein Anfangsstadium bleiben kann, das wir — mit oder ohne Revolution, das sei dahingestellt — überwinden müssen. Edelste Leistungen der Menschheit können nur mit ihren besten Kräften nach Maßgabe der Zuchtwahl bestritten werden, nicht mit der Masse der geistig und sittlich Unselbständigen, welche — unbeschadet der Ausnahmen — das große Heer der Proletarier durchweg darstellt. Gleichheit zu fordern in dem Sinne, daß wir manche papierne Schranke gesellschaftlichen Vorurtheils fallen lassen und die sittliche Menschenwürde auch in dem Niedriggestellten unbedingt anerkennen sollen, ist nur vernünftig; Gleichheit in dem Sinne aber, daß wir die Unterschiede körperlicher, geistiger und sittlicher Begabung wegdekretiren sollen, welche die Natur selbst auf dem Wege der Zuchtwahl täglich neu schafft, ist eine Unvernunft, welche sich nie und nirgend auch nur auf kurze Dauer halten ließe oder mit dem völligen Untergang der Menschheit bezahlt werden müßte. Freiheit ist ein Gut, das wir uns jetzt nach der manchesterlichen Ausartung durch selbstgewollte Unterordnung unter das Interesse der Gesammtheit, durch eine Beschränkung also, zurückerobern müssen. Brüderlichkeit endlich, deren Name auf unsrer Fahne steht, seit wir uns Christen nennen, kann in Wahrheit nur dadurch bethätigt werden, daß Jeder seine natürlichen Vorzüge im Dienste der Nächstenliebe gegen seine Familie, gegen sein Volk, gegen die Menschheit und so auch gegen Gott gewissermaßen zurückzahlt und somit adelt. Das ist der Sinn der biblischen Vorschrift, daß Jeder mit dem ihm anvertrauten Pfunde wuchern soll. — —

Schon bei der Betrachtung dieser beiden Haupthebel einer neuen Kulturepoche, der Naturwissenschaft und des Sozialismus, habe ich nicht vermeiden können, daß ich, obgleich die gesammte Kulturmenschheit gemeint war, thatsächlich doch immer an die besonderen Zustände in unserem Volke anknüpfte. Es wird sich eben in solchen Fällen immer unmittelbar die Wahrheit fühlbar

machen, daß jede Persönlichkeit in die gesammte Menschheit auf keinem andern Wege, als durch die erweiterte Persönlichkeit ihres Volkes, ihrer Nationalität wirken kann. Es giebt nun aber noch einige Faktoren, an welche sehr viele Menschen beim Klange des Wortes „Wiedergeburt" zu allererst denken und die sich doch nach ihrem Wesen von vornherein auf die Wirkung im einzelnen Volke beschränken müssen. Ich meine damit das, was man nationale Wiedergeburt nennt und ihre Folgeerscheinung: die Wiedergeburt von Dichtung und Kunst.

Das Nationalitätsprinzip ist noch immer der leitende Gedanke der großen Politik und wird es für absehbare Zeit bleiben. Es behauptet sich siegreich überall gegen die Diplomatie, die, alten Gewohnheiten folgend, immer noch zu einer äußerlichen Arithmetik mit Geld, Soldaten, oder in der inneren Politik mit Fraktionsinteressen neigt und sich durch die aus dem Innern der Völker hervorquellenden Instinkte der Nationalität meistens in ihrer Geschäftigkeit belästigt fühlt. Wir Deutschen erleben das jetzt an der Polenpolitik unserer Regierung, gegen die jeder Nationalgesinnte unmittelbar Widerwillen empfindet. Fährt sie auf diesem Wege fort, so wird sie es mit den natürlichen und gesunden Instinkten unseres Volkes leicht verderben und kann sich eines Tages von der Nation moralisch verlassen finden, denn eine Regierung, die in falschem Versöhnungseifer sich auf Römlinge, Polen, Franzosenfreunde — kurz auf alle Elemente, deren Herz in deutsch-feindlichen Interessen schlägt, gegen die Regungen des deutschen Volksbewußtseins stützt, — eine solche Regierung rüttelt an dem Boden, auf dem sie am sichersten steht. Die Zeit der Kabinetspolitik ist ein für allemal vorüber; moderne Völker wollen in allem Wesentlichen ihren Weg selber bestimmen.

Der Kampf für das nationale Wesen ist ein heiliger, von der Natur selbst gewollter Kampf, denn er soll jeder einzelnen geistigen oder sittlichen Kraft unter uns den Organismus einer erweiterten Persönlichkeit schaffen, durch die allein sie auf gesunde Weise in die gesammte Kulturmenschheit hinein wirken kann. Eine Ueberspannung des Wollens ist dabei natürlich sehr leicht möglich, aber für uns Deutsche liegt diese Gefahr nach unserer ganzen Art gewiß nicht vor; eher das Gegentheil, wie wir täglich an den Folgen unserer allzu großen Gutmüthigkeit und Trägheit erfahren.

Ueber alles dieses und die Aufgaben eines richtig verstandenen Nationaleifers habe ich mich in früheren Aufsätzen so ausführlich ausgesprochen, daß ich mir in diesem Zusammenhange Weiteres ersparen kann. Heute wäre vielmehr zu prüfen, ob wir denn in diesen zwanzig Jahren nach dem französischen Kriege nicht wirklich schon einige merkbare Schritte zum Ziele der inneren nationalen Wiedergeburt gemacht haben. Und da läßt sich gottlob doch Einiges verzeichnen; die Achtung vor unserm eigenen Besitz hat sich vermehrt, die geistige Abhängigkeit vom Auslande hat im gleichen Schritte mit der industriellen langsam zwar, aber doch stetig abgenommen. Noch bleibt viel, sehr viel zu thun, aber ein Anfang zum Bessern ist doch unverkennbar. Das Erfreulichste in diesem Sinne ist die Reinigung unserer Sprache von entbehrlichen Fremdwörtern, die trotz allen Widerstandes internationaler Zeitungen wie akademischer Wunderlinge doch schon bis zu dem Punkte fortgeschritten ist, den ich früher einmal als die Probe auf den Erfolg bezeichnete: daß es nämlich allgemein als ein Beweis schlechten Geschmacks empfunden wird, wenn Jemand ohne Noth mit Fremdwörtern um sich wirft. Dieser Zustand ist thatsächlich eingetreten; die meisten Behörden fügen sich willig dem allgemeinen Verlangen, und wo ein Verein sich zusammenthut, da sucht er sich in seinen Satzungen — statt der früheren „Statuten" — auf eine deutsche Grundlage zu bringen. Hand in Hand mit der Reinigung geht die innere Verbesserung unserer Sprache, indem man in Wort- und Satzlehre ihren durch ein Uebermaß von abgezogenen Begriffen bleichsüchtig gewordenen Körper mit frischem Blut zu füllen sucht, mehr gegenständlichen Ausdruck in sie hineinbringt und auf das Mundartliche als auf eine noch längst nicht ausgeschöpfte Quelle sprachlicher Wiedergeburt mehr als früher Acht giebt. Wer aber erwägt, daß zu solchem Entschlusse und seiner Durchführung nicht die Mode, sondern auf die Dauer nur eine innere Bekehrung zu deutschem Denken und Empfinden wirken kann, der wird diesen nationalen Gewinn nicht für gering halten. Wären wir hierbei von dem guten Willen und der Einsicht unseres akademischen Gelehrtenthums und der Bureaukratie abhängig gewesen in dem Maße, wie wir es leider bei der Reform unsers Schulwesens und unsers Rechtes sind, dann wären wir in verhältnißmäßig kurzer Zeit so weit nicht gediehen.

Hier müssen wir länger, aber wir werden nicht vergeblich kämpfen, das läßt sich schon heute deutlich erkennen; denn zwischen dem verbohrten Ausspruche des Kölner Gymnasialdirektors Jäger, „die Nation habe sich mit dem Wunsche nach einer Schulreform einen ungeheueren Bären aufbinden lassen," und der Dezemberkonferenz, wo dieser Bär mit aller Feierlichkeit als ernsthaftes und gefährliches Thier behandelt wurde — liegen thatsächlich nur zwei Jahre. Und das Deutsche als Unterrichtsfach ist hierbei bereits grundsätzlich zu Ehren gekommen, obgleich man sich nach dem gewohnten Rezepte bureaukratischer Weisheit entschloß, thatsächlich lieber erst einen halben statt eines ganzen Schrittes zu thun. Es saßen nämlich in der Mehrheit neben den Geheimräthen noch die orthodoxesten Gymnasialschulmeister vom Schlage der Jäger und Uhlig, und das muß dann natürlich eine vollendete Mischung von Kleingeisterei geben. Aber vorwärts sind wir doch gekommen seit der Massen-Eingabe im Jahre 1887, und so werden wir auch noch vollends den deutschen Geist in unseren höheren Schulen durchsetzen, wenn nur die deutschen Eltern sich auf ihr deutsches Gewissen besinnen und uns in der Arbeit unterstützen.

Mit dem Kampf um unser volksthümliches Recht steht es ähnlich, nur fehlen hier noch die rechten thatkräftigen und ausdauernden Rufer im Streit, die der öffentlichen Meinung der Deutschgesinnten eine Waffe in die Hand geben, mit der sie fechten könnte. Theoretische Erörterungen allein thun's nicht; dem Einzelnen wie namentlich den Berufsverbänden muß gezeigt werden, wo und wie uns die Juristen das Fleisch unserer volksthümlichen Rechtsbegriffe genommen haben, um uns mit dem öden Knochengerippe der römischen Schablonenbegriffe nur allzu kümmerlich zu entschädigen. Die Deutschgesinnten müssen sich wohler unter dem Rechte fühlen, den Fremdlingen muß es schwerer werden, uns „von Rechtswegen" das Fell über die Ohren zu ziehen — das sei die Probe! Dann studiren wir nicht mehr Jura, sondern lernen das Recht, das dann auch das Rechte und die Gerechtigkeit sein wird, weil es mit unserem deutschen Gewissen besser zusammenklingt. Vor allem das bürgerliche Gesetzbuch für das Reich möge lieber noch fünfzig Jahre auf sich warten lassen, als daß man uns wieder solch ein römisches Gewächs aufimpft, von dem das unmittelbare Gefühl deutscher Rechtsanschauung auf lange Zeit hinaus vergiftet würde!

Von unserer modernen Dichtung und Kunst — um nun zuletzt auch zu diesem schwierigen Kapitel einige Worte zu sagen — haben schwerlich selbst die einsichtigsten unter den Deutschgesinnten den Eindruck, daß sie fest mit tiefen Wurzeln im deutschen Geiste wachse. In der That sind noch gut sieben Zehntel unserer jungen Dichter und Künstler von bewußtem Streben zu deutschem Wesen weit entfernt, ja sie weisen jedes derartige Ansinnen zurück, als muthe man ihnen Einseitigkeit und Beschränkung zu. Deutsche — so sagen sie — seien sie ja durch Geburt, anders als deutsch zu denken und zu empfinden vermöchten sie ohnehin nicht, aber wie sollten sie die rechte Weite und Höhe neuer Ideale erreichen, wenn sie das Urtheil über deren Werth von der geistigen Trägheit deutscher Spießbürgerlichkeit und dem versüßlichten Geschmack der deutschen Familienblatt-Literatur nähmen. Diesen selbstbewußten Trotz lasse ich uneingeschränkt gelten und theile ihn, aber wie sich mit solchem Trotz die sklavische Hingebung erst an den französischen Naturalismus Zolas und später an die norwegischen und russischen Vorbilder vereinigen läßt, bleibt mir unverständlich. Als gerechte Strafe dieser Ausländerei betrachte ich, daß unsere Jüngeren in so ziemlich Allem, was sie schaffen, eine dürre Geistigkeit ohne Leidenschaft, ja ohne Wärme heranzüchten und weder bei dem eigenen Volke, noch bei den Fremden, die sie nachahmen, irgend welchen Eindruck machen.

Unsere Jüngeren vertrösten sich natürlich auf die Anerkennung eines kommenden Geschlechtes, aber gerade darin täuschen sie sich am schlimmsten; zu spät werden sie zu der Einsicht kommen, daß sie mit dem natürlichen Boden ihres nationalen Wesens, aus dem sich jeder Mensch, vor Allem aber der Dichter und Künstler immer neue Kraft holen muß, auch die einzige Nährmutter ihrer Wirkung von sich gestoßen haben. Das Verdienst, das sie wirklich haben, das sie aber mit allen vorgeschrittenen Geistern ihres Volkes theilen, besteht darin, die Abkehr von den hellenistischen Einflüssen, die von Goethe und Schiller in ihrer zweiten Periode wieder in unsere Literatur zurückgeführt wurden und sich durch ihre Epigonen auf allen Gebieten der Kunst bis in die neueste Zeit erhielten, gründlich vollzogen und so die Kunst mit dem frischen Blute größeren Wirklichkeitsscheines erfüllt zu haben. In der Kraft eindringender Charakteristik und dem größeren Scheine der Naturwahrheit zeigen die Werke der jüngeren Dichter, Maler und Bildhauer wirklich durchweg einen Fortschritt gegen die letztvergangene Zeit, aber schon

legt sich auf die frisch sprießende Kraft eine neue Schultyrannei, welche dem Schaffen der mittleren Talente jede Unbefangenheit zu nehmen droht. Nichts fürchten diese Leutchen mehr, als wenn ihnen Jemand an ihrem Neuesten nachweisen könnte, daß darin Spuren eines ideellen Stiles seien, der vielleicht gar an Schiller gemahne, daß der Dialog in ihrem Drama sich hier und da von dem vollen Wirklichkeitsscheine entferne, weil er nicht gestammelt und gestottert, sondern in zusammenhängenden Sätzen gebildet sei. Ein Monolog nun gar — der gilt ihnen als der Gipfel der Unmöglichkeit! In der That: die Merker können zur Zeit der Meistersinger nicht lächerlicher und pedantischer für die heilige Tabulatur geeifert haben, als die heutigen Beckmesser für die Schablone des echten und gerechten Naturalismus oder Realismus. Und dabei gerathen diese Herren, die sich so gern als rettende Genies fühlen gegen die „konventionelle" Kunst früherer Zeiten, ahnungslos in das seichte Fahrwasser der trivialsten Alltäglichkeit und Geistesöde, spotten ihrer selbst und wissen nicht wie. Und wo es sich bei ihnen nicht um die sogenannte Arme-Leute-Poesie handelt, die bei den unteren Klassen natürlich ebenso wenig Eindruck macht, wie bei den „Bourgeois", da wühlen sie im Schmutze geschlechtlicher Probleme, und wenn das Publikum sich daran entsetzt, dann halten sie das für die sicherste Gewähr der Unsterblichkeit.

Wo liegt nun in diesem Labyrinth der Narrethei der Ausweg? Nach meiner Ansicht zunächst in der Selbstbesinnung auf die nationale Art. Es hat zu allen Zeiten zweierlei Kunst gegeben; jede von ihnen setzt ein sicheres Können voraus, aber in der Wirkung sind sie doch wesentlich verschieden. Die eine wendet sich an die schlichten Instinkte der geistigen Kindheit des Volkes, zu welcher ein großer Theil der Erwachsenen immer gehört und Jeder, auch der Höchstgebildete, in gewissen Stimmungen Neigung empfindet. Das ist die Volkskunst im engeren Sinne. Sie unterscheidet sich nicht in der Form, sondern nur im geistigen und Empfindungs-Gepräge von der höheren Kunst, welche allein den Anspruch erfüllen kann, Führerin zu neuen Kulturepochen und deren Spiegelbild zu sein. Von der niedern Kunst ist es selbstverständlich, daß sie sich an die eingeborenen, von Allen verstandenen Regungen der Volksseele anschließen muß; aber auch bei den Vertretern der höheren Kunst sollte man mehr, als es heute geschieht, bemerken, daß sie mit ihren besten Leistungen tief in dem Volke wurzeln, aus dem sie nur als höchste Gipfel emporragen.

Ihre Gebilde sind oft das Einzige, was fremde Völker von unserer Volkseigenart — ich will nicht sagen — wissen, aber doch empfinden. Man bedenke, welche Ehre und Weihe unsre großen Komponisten dem deutschen Empfinden im Auslande gegeben haben, man vergesse auch nicht, daß Goethes Gretchen fremden Völkern noch heute den Grundtypus deutscher Weiblichkeit bedeutet. Es kann sein, ja wird sich in der Regel ereignen, daß ein Volk zu der Zeit, da ein Künstler höchster Kraft in ihm emporwächst, sich seinem gesteigerten Denken und Empfinden noch nicht verwandt fühlt, ihn mißachtet, tadelt, ja befehdet (worin eben das Martyrium hoher Seelen besteht); früher oder später aber wird es seinen Irrthum erkennen und sich durch den Märtyrer bereichert finden, sobald es sieht, daß es doch Fleisch von seinem Fleische, Geist von seinem Geiste ist. Eine solche Verwandtschaft zwischen höchstem Kunstschaffen und schlichtem Volksempfinden *muß* also vorhanden sein — das ist eigentlich selbstverständlich, aber in Gährungszeiten, wie der unsrigen, wo die vorwärts strebenden Geister in bewußter Abkehr von dem allgemeinen Volksempfinden sich nicht genug thun können, erscheint es gar nicht überflüssig, das Selbstverständliche einmal besonders zu betonen.

Praktisch läßt sich daraus allerdings, wie ich gerne zugebe, wenig folgern; der große Künstler bleibt Führer, er muß die neuen Wege der Zukunft finden und kann dabei nur auf den Rath seiner eigenen Seele hören; das Volk ist und bleibt Gefolge. Erst eine spätere Zeit und das unbefangenere Ausland können beurtheilen, ob der Künstler sich in seinem Schaffensdrange in kosmopolitische Einsamkeit verloren oder, so weit er auch schweifte, so hoch er auch stieg, doch den Zusammenhang mit der Seele seines Volkes nicht verloren hat.

Und aus dem Gesagten geht wohl hervor, daß ich weit davon entfernt bin, dem aufstrebenden Künstler- und Dichtergeschlechte irgend welche engherzigen Rezepte schreiben zu wollen. Sie mögen sich an keinerlei überlieferte ästhetische Vorschriften binden, sie können frei in die Weite schweifen und den Geist der neuen Zeit, wie Jeder sie versteht, in Gestalten ihrer Phantasie prägen, aber sie müssen sich auch bewußt bleiben, daß nur *das* Schaffen lebendige Wirkung thun kann, welches von der Seele ihres Volkes einmal als stammverwandt empfunden werden wird, und ferner, daß es keinerlei Wirkung auf ein erträumtes Allgemeinmenschliches, auf ein abstraktes Publikum von Gebildeten giebt, wenn nicht zuvor das eigene Volk des

Künſtlers ſeinen Werken den Durchgangsſtempel der Echtheit aufgeprägt hat. Auch um das Gezeter der Väter und Mütter brauchen ſie ſich nicht zu kümmern, die fort und fort die Künſtler und Dichter zum gezähmten Sittlichkeitsprediger für ihre unerzogenen Söhne und Töchter herabwürdigen möchten — gewiß nicht; aber ſie mögen auch bedenken, daß nur der weite Flügelſchlag einer wirklich großen Künſtler- und Menſchenperſönlichkeit ſich über die Anſtandszäune herkömmlicher Sittlichkeitsbegriffe hinwegheben darf und daß die Alltagsmenſchen in dem Künſtler etwas in jeder Beziehung Größeres müſſen ahnen können, wenn ſie ihre Kleinlichkeiten darüber vergeſſen ſollen. Dieſer höhere Standpunkt iſt dann auch immer die höhere Sittlichkeit; er prägt ſich ſtets aus durch das Merkmal, das wir in der Kunſt Naivetät nennen, niemals durch Berechnung (Raffinement); er allein macht völlig freie Bewegung erträglich und erlaubt.

Die Wahrheit dieſer Sätze wird ſich nun an der nächſten Zukunft erweiſen, denn ich halte die Hoffnung feſt, daß wir auch auf dieſem Gebiete einer Wiedergeburt entgegengehen, die ſicher erblühen wird, wenn unſere Dichter und Künſtler nach der vollzogenen Befreiung vom klaſſiſchen Epigonenthum mehr als bisher die Seele ihres Volkes ſuchen und ſie in ihrer Perſönlichkeit geſteigert und bereichert darſtellen.

— — Und ſo bin ich am Ende dieſer Betrachtung, die trotz einiger Ausdehnung ſich nur in allgemeinen Umriſſen bewegen konnte. Das Beſte darin iſt Wünſchen und Hoffen, aber darum doch nicht bloß perſönliche Einbildung. Unſere Zeit ſelbſt führt ſolche Betrachtungen herauf, und weil ſie das thut, darf man ſie, denk' ich, recht erfreulich finden!

Vom deutschen Reiche zum deutschen Vaterlande.

(11. Oktober 1892.)

Fürst Bismarck hat bei der letzten großen Truppenschau über das deutsche Nationalbewußtsein mehrfach bei dem Gedanken verweilt, daß die patriotische *Empfindung* doch Alles in Allem stärker und verläßlicher sei, als der klug abwägende politische *Verstand*. Nun ja — in den Tagen von Kissingen und Jena hätte der politische Verstand, der ein vorsichtiger Herr ist und gern zum Schweigen räth, wenn Sprechen gefährlich wird, sicherlich den alten Kanzler im Stich gelassen; aber das Herz gab ihm freudig den Beweis, daß er, obgleich aller äußeren Macht entkleidet, dennoch der hohe Anwalt unserer patriotischen Ideale bleiben soll.

In diesem Sinne muß man den Ausspruch des Fürsten als ein *Gelegenheitswort* verstehen; *allgemeine* Geltung würde er selbst ihm schwerlich zuerkennen — er am wenigsten. An patriotischer Empfindung hat es ja auch vor Bismarck im deutschen Volke nicht gefehlt. Es war die Sehnsucht aller gebildeten Deutschen, die Begeisterung der Dichter für „des Deutschen Vaterland", das nach den Worten des alten Arndt immer „größer" sein mußte. In Prosa nannte es sich „großdeutsches" Empfinden, weil es Oesterreich selbstverständlich einschloß und bei unsern süddeutschen Volksgenossen hundertmal lieber auf Preußen, als auf Oesterreich verzichtet hätte. Diese sehnsüchtige *Träumerei* aber erkannte Bismarck zu unserem Glücke als eine schöne Thorheit, nahm sie als ein Hinderniß mehr auf seinem Wege und schob sie bei Seite, weil Gottlob sein politischer Verstand doch weitsichtiger und seine Thatkraft doch stärker war, als das nationale Empfinden des damaligen deutschen Volkes.

Er wird auch heute noch weit davon entfernt sein, das bloße patriotische Empfinden für mehr zu schätzen, als für ein treues Instrument, mit dem ein tüchtiger Kopf etwas Rechtes fertig bringen kann. Aber Bismarcks Worte, recht betrachtet, weisen auf eine Entwicklung des Deutschgedankens hin, von der wir zwei Stationen bereits hinter uns haben und die dritte zu beginnen im Begriffe stehen. Diese Entwicklung einmal zu beleuchten und daraus eine der wichtigsten Gegenwartsaufgaben des deutschen Volkes herzuleiten, liegt ganz im Rahmen der patriotischen Mahnungen, die ich schon seit Jahren für das dringlichste Thema meiner größeren Aufsätze halte. — —

Als wir zuerst vom deutschen Vaterlande schwärmten und sangen, sehnten wir uns nur nach der äußern Form für die innerlich so reich vorhandene Fülle der Liebe zu Allem, was wir in Wort und Gesinnung, in Sitten und Gebräuchen, in Dichtung und Kunst als deutsch empfanden. Diese Sehnsucht ward erfüllt, nicht so zwar, wie die edelsten Träumer unter unsern Vorfahren es gewünscht hatten, aber doch so, daß alle Einsichtigen sich zunächst damit aussöhnten. Aus dem glühenden Empfinden ward ein politischer Begriff und eine thatsächliche Macht, aus dem deutschen Vaterlande das Deutsche Reich.

In dieser neuen Fassung unsers Volkswesens leben wir nun zweiundzwanzig Jahre; wir sind nicht träge gewesen, nach außen und innen unser Heim zu sichern und auszugestalten; alle Thatkraft unseres Volkes, namentlich die verstandesmäßige, hat sich geregt, und mit Wohlgefühl genießen wir das Bewußtsein, daß wir mächtig geworden sind auf der Erde. Unruhige Nachbarn halten uns wach und wissen kaum, was für einen wichtigen Dienst sie damit dem deutschen Michel leisten, dem immer noch die alte Schlafsucht in den Gliedern steckt. Wir sind wohlhabend geworden, zum ersten Male seit dem dreißigjährigen Kriege: — wen will es wundern, daß sich die Freude am Genuß so oft noch ungeschickt und wenig feingeistig, wie bei einem Emporkömmling, äußert, denn vornehm im reichen Besitze zu sein ist eine Tugend der Vererbung, mithin der Zeit.

Aber wenn wir uns an den Vorzügen und Errungenschaften unseres neuen politischen Zustandes freuen, können wir doch auch die Enttäuschungen, die es uns gebracht hat, keineswegs übersehen. Die Wirklichkeit bleibt ja dem Traume und der Sehnsucht immer

etwas schuldig; aber ganz so platt und nüchtern-genußsüchtig wie gegenwärtig braucht die Wirklichkeit des Deutschen Reiches doch wohl nicht zu bleiben. Es ließe sich doch versuchen, ob nicht mit einer kräftigen Ausräucherung der Geist des öden Materialismus zu bannen und mit etwas Zuthat von Geist und Gemüth nun aus dem Deutschen Reiche wieder ein neues deutsches Vaterland zu machen wäre. Die Deutschen von ehemals hatten ein Deutsches Reich nur in ihren Träumen, aber sich selber, ihre Sitten und Gebräuche, ihr Sprechen, Denken und Empfinden, ihr Behagen und ihre Neigungen besaßen sie sicherer als wir. Wir dagegen haben zwar ein deutsches Reich gewonnen, aber unser Deutschsein im geistigen und edeln Begriffe des Wortes beginnen wir zu verlieren. Unser echtes deutsches Behagen haben wir seit dem großen Umzuge in den Neubau noch nicht wiedergefunden. Doch eben jetzt — wenn mich mein Zeitempfinden nicht ganz im Stiche läßt — beginnt und ist schon erkennbar eine Gegenströmung, welche uns dahin treiben könnte, daß wir uns in unserm Deutschen Reiche auch deutsch-volksthümlich einrichten und den ganzen vorhandenen Organismus unseres staatlichen, gesellschaftlichen, religiösen und künstlerischen Daseins mit deutschem Blute durchdringen, d. h. ihn erst wirklich uns zu eigen machen.

Mein äußeres Merkmal für Art und Ziel dieser Strömung ist leicht zu kontroliren; Jeder mag an sich und seinen Bekannten prüfen, ob ich recht habe oder nicht. Ich behaupte, daß das Verhältniß der gebildeten Deutschen zum Judenthum und zur Sozialdemokratie ein völlig anderes geworden ist, als es noch vor wenigen Jahren war. Die schlechten Rassen-Eigenthümlichkeiten des Judenthums, die unserm Volkswesen ewig fremd und unverstanden bleiben müssen, wollten wir bisher mit christlicher Geduld überwinden, und wir vergaßen, daß Christus selbst mit dem Wucher und Schacher keine Gnade übte, sondern sie einfach aus dem Tempel jagte. Von den Sozialdemokraten aber hatte man uns vielfach eingeredet, daß sie unsere unversöhnlichen Feinde wären, daß bloß der Besitzneid ihren Sinn regiere. Ihren Zorn und Haß fühlten wir und erwiderten ihn mit Verachtung, gegen ihre Ideale machten wir uns blind, ihren Kampf um die Würde der Handarbeit täuschten wir uns aus den Augen, ihre Sehnsucht, von den Bluts- und Volksgenossen zu Anerkennung und Achtung emporgezogen zu werden, erkannten wir nicht; ja, weil die Stimme des

deutschen Blutes bei der tollen Jagd nach Geld und Genuß in uns selbst erstickt war, empfanden wir auch in ihnen nicht mehr das deutsche Blut. Mit den Juden und ihrem Gelde machten wir feige Gewissens-Kapitulationen, aber gegen die Sozialdemokraten gebrauchten wir Gewalt, als wären sie die fremde Rasse. Und so wurde der Name der Sozialdemokraten ein Schimpfwort in unsern Ohren, worauf sich von selbst verstand, daß sie ihn sich zum Ehrentitel machten, wie einst die Bettler, die Geusen im unterdrückten Holland. Welch eine ungeheure Summe von Unnatur, kurzsichtigem Philisterhochmuth und absichtlicher Verblendung in diesen verkehrten Verhältnissen aufgehäuft lag und noch liegt, wird erst eine künftige Abrechnung der Geschichte aufdecken und schonungslos verdammen.

Nun aber beginnt überall im Deutschen Reiche die Erkenntniß zu tagen, daß wir den Fuchs gestreichelt und das Lamm geprügelt haben. Diese Erkenntniß ist nur möglich, wenn unser natürliches Gefühl für Rassenähnlichkeit und -unterschied, das von echten und falschen Priestern des Menschenverbrüderungs-Wahnes so lange in Betäubung gehalten wurde, wieder thätig zu werden beginnt. Ist es aber erst einmal wieder wach, so wird es auch Ordnung schaffen in dem Wirrwarr unserer thörichten Zivilisationsbegriffe; wir werden wieder lernen, das Einfache und unserm deutschen Wesen Anstehende gesund, die Fäulniß aber faul zu nennen; wir werden die künstlichen Schranken niederreißen, welche herrschsüchtige Agitatoren mit Hilfe unserer eigenen Verblendung zwischen uns und unsern handarbeitenden Rassegenossen aufrichteten, Mauern aber und Schutzgräben werden wir wieder aufwerfen gegen die wirklich fremde Rasse des Judenthums und seine Unsittlichkeit. Eine Bewegung, die mit wieder erwachendem Rassebewußtsein den Widerstand zuerst gegen das übermächtig gewordene Judenthum richtet, bedeutet einen echten Frühling deutschen Geistes, den ich mit ungeduldigem Herzen längst ersehne. Wie sich dieser neue Geist an den Idealen des Sozialismus stärken und bewähren kann, habe ich in meinem letzten größeren Aufsatze „Wiedergeburt“ und später wiederholt kürzer ausgeführt; es wird noch dringende Veranlassung kommen, darauf des Näheren einzugehen. Heute aber möchte ich meine Betrachtungen ganz der Räumungsarbeit zuwenden, die Manchem unbequem und zarten Nerven unerquicklich sein mag, auch manchen unverbesserlichen Träumer, wie ich wohl weiß, in seinen Menschheitsillusionen stört. Man muß sich aber nur einmal klar machen, daß der Schnitt am

Judenthum geschehen muß, wenn nicht unser ganzes Volk krank werden soll — dann wird sich kein vernünftiger Deutscher mehr gegen solche Betrachtungen und ihre Schlußfolgerungen sträuben.

Seit vor 13 oder 14 Jahren hier in Berlin das Signal zur öffentlichen Erörterung der Judenfrage gegeben wurde, sind wir in unsern Erkenntnissen und Erfahrungen doch tüchtig vorwärts gekommen. Ich erinnere mich noch sehr wohl der hoch gespannten Empfindlichkeit des Volkes Israel vor jener Zeit. Damals gerieth eine Berliner Zeitung in Aufregung, als eine andere in dem Berichte über eine Gerichtsverhandlung zu den Personalien des Angeklagten bemerkt hatte, daß er „Jude" sei — nicht etwa „Israelit" (welche Bezeichnung den Juden von jeher erträglicher war, weil damit die Täuschung aufrecht erhalten wird, daß es sich nur um eine Verschiedenheit des Bekenntnisses, nicht der Rasse handle), sondern schlechthin „Jude." Schmerzbewegt fragte damals jenes Blatt: „Sind wir noch im Mittelalter? Hat Lessing vergeblich gelebt? Beherzigt man so die Lehren seines Nathan?" Nun, seitdem hat man sich solche Ueberempfindlichkeit abgewöhnen müssen. Die Judenfrage ist heute keine Frage mehr in dem Sinne ob?, sondern nur noch in dem wie?, denn inzwischen haben alle humanitären Schlagwörter an den Thatsachen ihre Kraft verloren. Den Geist Lessings lassen wir ungestört, denn um des Glaubens willen wird in deutschen Landen wohl ein protestantischer Pfarrer gemaßregelt, auch hat die evangelische Bevölkerung ihre liebe Noth, den ultramontanen Appetit von sich abzuwehren, aber den Juden stört Niemand in seiner Glaubensübung, er mag sich Synagogen bauen, wo und wie viel er will. Nein, über diese Verschiebung der Gesichtspunkte sind wir hinaus; jeder Deutsche weiß heute, daß es nicht die Glaubensgenossenschaft, sondern die Rasse und ihre unsittlichen Instinkte sind, die wir zu bekämpfen haben. Bekämpfen ist freilich schon ein sehr gewagter Ausdruck. Kann Einer noch sagen, er kämpfe, wenn er den Schild der Gesetze an den Gegner ausgeliefert, das Schwert seines Muthes stumpf gemacht und Leib und Seele mit tausend Fesseln der Erwerbsgier verstrickt hat? Ist nicht die Regierung, die uns schützen sollte, gleichfalls an Händen und Füßen gebunden durch die Gesetze, über die wir selbst sie zur Hüterin gemacht und durch die brutale Gleichung, daß Macht = Geld, Geld aber = Jude ist? Von einem regelrechten Kampfe kann nicht mehr die Rede sein; es fragt sich nur noch, ob wir in unserm

deutschen Gewissen und unserer zahlenmäßigen Ueberlegenheit den Entschluß finden, ein Uebel abzuschütteln, das unsre besten geistigen und sittlichen Volkskräfte zu ersticken droht. Soll die Eiche weitergedeihen oder die Mistel? Das ist jetzt die Frage, alle weitere Erörterung wird heutzutage von jedem Deutschgesinnten als überflüssig empfunden.

Das Verdienst, die Erkenntniß bis dahin gefördert zu haben, fällt zum großen Theile der organisirten Partei der Antisemiten oder, wie sie sich jetzt nennt, der deutsch-sozialen Partei zu; es wäre ungerecht und undankbar, es ihr zu schmälern. Aber ersichtlich ist auch, daß diese Partei wegen der Persönlichkeiten vieler ihrer Führer und Hauptagitatoren und wegen ihres stark demagogischen Charakter° nicht den Rahmen bilden kann, um die allgemeine nationale Bewegung, die, sich jetzt vorbereitet, zu einem unverfälschten Ausdruck zu bringen. Sie hat eine verhängnißvolle Neigung, das Deutschthum rückwärts in einem früheren, zum Theil überwundenen Kulturzustande zu suchen und darauf festzubannen. Aus demselben Grunde knüpft sie ihre Bestrebungen auch zu fest an das Christenthum in seiner orthodoxen Form und giebt so dem von den Juden gern festgehaltenen Verdachte Nahrung, es handle sich schließlich doch nur um einen Streit der Bekenntnisse. Die schlimmsten Fehler aber hat diese Partei gemacht, indem sie sich von Anfang an bei allen Vornehmdenkenden in den Geruch der demagogischen Hetze brachte, weil sie den edlen deutsch-sittlichen Kern der Judenfeindschaft zu wenig, das Geld aber und den Neid um des Geldes willen zu stark betonte. Aus ihrem Programm läßt sich freilich dieser Vorwurf nicht erweisen, wohl aber haftet er nach den Thaten ihrer Agitation in der allgemeinen Empfindung. Das neueste Beispiel, wie plump demagogisch diese Agitation die niedrigsten Instinkte des deutschen Volkes wachruft, bildet der viel besprochene Prozeß Buschhoff. Wie nur war es möglich, den heiligen Krieg, den wir im Namen deutscher Sittlichkeit gegen die Verderbniß des Judenthums zu führen haben, bis zu der bekannten Aufregung um einen solchen Prozeß zu erniedrigen! Wenn es jemals vorgekommen ist oder heute noch vorkommt (was ich bezweifle), daß Juden zu ritualem Zwecke Mord an Christenkindern begehen — was hätte eine solche Bagatelle mit unsern unermeßlich größern Beschwerden gegen den Geist des ausbeutenden Judenthums zu thun! „Fürchtet euch nicht vor Denen, die den Leib tödten und die Seele nicht

mögen tödten; fürchtet euch aber vor Denen, die Leib und Seele verderben in die Hölle." Dieses Wort scheint Niemandem eingefallen zu sein in der niedrigen und über alles Maß abgeschmackten Erregung jenes Prozesses, und doch sagt es besser, als irgend ein anderes, um was es sich bei unserm Kampfe handelt.

Was uns noth thut, ist eine große Vereinigung der ehrlich und muthig Deutschgesinnten, welche sich weder auf eine konservative, noch liberale, noch irgendwelche politische oder kirchliche Schablone eingattern läßt, dafür aber Alles bewilligt, was das Deutschthum nach innen und außen festigt, Alles verneint, was es zersplittert und schwächt. Eine Nationalpartei also schlechthin, die ihre Waffen aus der modernen Zeit und ihren Bedürfnissen, nicht aus irgend welchem Arsenal der Vergangenheit holt und sich in allen konkreten Fragen von der Ueberzeugung leiten läßt, daß wir auf dieser Erde kein heiligeres Ziel haben können, als 1) uns selber mit aller Kraft auf unserm Eigenen zu behaupten, 2) dieses natürliche und nothwendige Selbstinteresse dadurch zu adeln und vor dem Geiste der Menschheit zu rechtfertigen, daß wir in Erkenntnissen und Empfindungen nicht das Kleine und Niedrige, sondern allzeit das Größte und Edelste aus unserm Volkscharakter emporfördern. Ich glaube zuversichtlich, und auf dieser Ueberzeugung stehen alle meine Hoffnungen und Wünsche für eine deutsche Zukunfts-Kultur, daß wir viel mehr, als es bis jetzt geschehen, uns in allen einzelnen praktischen Fragen auf das deutsche Gewissen und Empfinden in jeder einzelnen Brust verlassen können, wenn wir nur erst den Muth gefunden haben werden, ihm freie Bahn zu lassen. Dann werden wir manche Form in unserm politischen Organismus zerschlagen, der wir als ausländischem Gewächs uns mühsam angepaßt haben, weil es uns an Vertrauen zum eigenen Wesen fehlte; manche auch werden wir uns neu schaffen, unbekümmert um die theoretischen Forderungen andersgearteter Völker, und wir werden uns dabei wohl fühlen, weil weder der Einzelne noch ein ganzes Volk Besseres thun kann, als sich selber getreu zu sein — nach dem Spruche: „Sei getreu bis in den Tod", das heißt sei dir selber getreu, „so will ich dir die Krone des Lebens geben." Denn die Krone des Lebens ist das Vollgefühl, in dem alle Kräfte wachsend gedeihen, daß ein Jeder seine Natur rein und ungehindert ausleben kann.

Weil aber ein solches Ausleben in innerlicher Harmonie einem Volke nur dann möglich ist, wenn seine Einzelnen einander gleichartig sind oder sich wenigstens als gleichartig *empfinden*, so ist die nächste Forderung für die Nationalpartei, die ich mir als Vorkämpferin solcher Ziele denke, die Ausscheidung der Elemente, die wir nach dem *allen heutigen Deutschen ohne Ausnahme innewohnenden Bewußtsein* als ungleichartig, völlig wesensverschieden empfinden. Allen Deutschen ohne Ausnahme sage ich mit vollem Bewußtsein, denn auch von den freiwilligen Schildknappen des Judenthums, den Mitgliedern der deutsch-freisinnigen Partei oder von den deutschen Arbeitern, die sich von einem Singer und Genossen an der Nase führen lassen, wird Keiner mir einreden, daß er nicht gegen die angeborene Art der jüdischen Rasse schon bei den Gutwilligen, geschweige denn bei den Uebelwollenden eine Abneigung empfände. Aber Einige von ihnen zwingen aus falsch verstandener Humanität solche Regung nieder, die meisten nehmen um politischen und finanziellen Nutzens willen die jüdische Bundesgenossenschaft, die in Wahrheit eine Despotie ist, auf sich, und weil für einen Mann, der frei sein könnte, solche Knechtschaft ein schimpfliches Gefühl ist, so reden sie Anderen und, wenn's gelingen will, auch ihrem eigenen Gewissen ein, daß sie aus Ueberzeugung Beschützer des Judenthums seien. Das ist menschlich, aber nicht eben männlich.

Die Hauptbedingung für die künftige Nationalpartei, ein starkes, dem ganzen deutschen Volke verständliches Bedürfniß, wäre also erfüllt. Dennoch fehlt viel daran, daß eine solche Partei schon in naher Zukunft entstände oder in unseren Parlamenten Einfluß gewänne; denn noch lange wird es trotz der überall aufleuchtenden Erkenntniß dauern, bis die Mehrzahl des Volkes die Lösung der Judenfrage als eine der dringlichsten unter allen unseren politischen Aufgaben betrachten lernt, noch länger vielleicht, bis die vorhandenen Parteiformen zerschlagen sind und diese neue an ihre Stelle getreten ist. Einstweilen werden die veralteten Parteien von heute versuchen, ihr schwindendes Leben mit dem frischen Blute der neuen Geistesbewegungen weiter zu fristen. So sehen wir es an der konservativen Partei, die in ihr Progamm sowohl den sozialistischen wie den judenfeindlichen Gedanken aufzusaugen versucht. Von der nationalliberalen Partei hat bis jetzt nur der sächsische Zweig einen schüchternen Versuch solcher Art gemacht und damit, wie es scheint, der Mehrzahl der übrigen Parteigenossen einige Verlegenheit bereitet. Denn

die Nationalliberalen — das zeigt sich immer mehr und mehr — finden nicht den Entschluß, sich um moderner Forderungen willen von den Interessen des Kapitalismus loszumachen; sie hoffen, daß ihr dürrer Ast doch noch einmal wieder grün werden könne, hoffen es jetzt vielleicht mehr als je, nachdem Bismarck in Jena wieder einmal das protestantische Bewußtsein gegen den Thurm des Zentrums in Waffen gerufen hat.

Protestantisches Bewußtsein! Wenn man das Wort recht verstände, könnte es wohl den Ankergrund bieten für eine große, alle wahrhaft Deutschgesinnten umfassende Partei, denn der recht verstandene Protestantismus bedeutet die Entwicklung der Autoritäts-Religion zur Persönlichkeits-Religion im Einklange mit unserm germanischen Rassencharakter, der recht verstandene Protestantismus bedeutet die fortschreitende Steigerung der Sittlichkeitsbegriffe vom Schein ins Sein, vom Aeußern ins Innerliche, vom Niedrigen ins Adlige, wozu wiederum der germanische Volkscharakter die größte natürliche Anlage hat. In diesem Sinne wäre eine auf dem protestantischen Bewußtsein stehende große Partei nichts wesentlich Anderes, als die von mir gewünschte Nationalpartei, und ich glaube in der That, daß Fürst Bismarck eine solche Ausdeutung sich innerlich vorbehalten hat. Aber der von ihm gewählte Ausdruck ist leider mißverständlich; die meisten Nationalliberalen werden dabei an eine neue Auflage des Kulturkampfes denken, in welchem sie ja eine Praxis hinter sich haben; die protestantische Orthodoxie wird sich persönlich angesprochen fühlen, obgleich ein orthodoxer Lutheraner einem allein auf sich selbst begründeten Deutschthum ebenso fern steht, wie irgend ein ultramontaner Kaplan; die Deutschgesinnten unter den Katholiken werden sich durch das Wort von vornherein ausgeschlossen fühlen, und die ultramontanen Katholiken nehmen es, wie wir in Mainz gesehen haben, einfach als die neue Losung zum Kampfe, dem sie mit Begierde und Zuversicht entgegen marschiren. So wird das Wort, anstatt zu einigen, nach allen Seiten neue Mißverständnisse aussäen, und wenn sich wiederum das größte Hemmniß unserer Volksentwicklung, der Streit zwischen Protestanten und Katholiken, verschärft, wird der schlimmere Feind des Deutschthums, der Jude, seine helle Freude daran haben, und das bittere Scherzwort von Meyerbeers „Hugenotten" wird sich abermals bewahrheiten: Katholiken und Protestanten prügeln sich, und der Jude macht die Musik dazu. Darum bin ich mir völlig bewußt, daß ich

die wahren Interessen unseres Volkes nicht verrathe, wenn ich als meine Ueberzeugung bekenne: es ist übel gethan, aus dem Konfessionshader ein neues Streitwort zu machen; überlassen wir alles Kirchenthum, das katholische, aber auch das protestantische, ruhig der inneren Auflösung, welche die fortschreitende Erkenntniß schon gewirkt hat und unaufhaltsam weiter wirken wird; hüten wir uns, den theuern Kaufpreis einer Luther'schen Reformation im äußeren, politischen Sinne zum zweiten Male zu bezahlen; legen wir den Kampfplatz für alle künftige Glaubens-Reformation in jedes Einzelnen Kopf und Herz und sorgen wir nur, daß die Deutschen sich in sich selbst, das heißt ungestört von asiatischer Verderbniß entwickeln können, dann werden sie im Lichte der Wissenschaft und auf dem festen Grunde ihrer angeborenen Sittlichkeit, von denen kein Papst sie mehr abschneiden kann, die Reformation in aller Stille vollenden.

Nun klingt es freilich fast wie eine Schelmerei, wenn Einer den kirchlichen Frieden empfiehlt in dem Augenblicke, da die Zentrumspartei sich's immer baar mit kirchlichen Zugeständnissen bezahlen läßt, wenn sie weiter nichts als ihre verb .... staatsbürgerliche Pflicht und Schuldigkeit thut. Sie hat sich auf den für uns anderen Deutschen sehr unbequemen Zustand eingerichtet, niemals und grundsätzlich nicht satt zu werden, und mit solchen Nachbarn ist freilich schwer Frieden halten. Aber dennoch ließe sich nach meiner Ueberzeugung in diesen Dingen manches bessern und zuletzt sogar ein Abschluß erreichen, der dem Deutschthum zu gute käme. Viel wäre schon gewonnen, wenn man sich gewöhnen könnte, in beiden Lagern nicht so sehr auf die kirchlichen Wächter zu hören, welche sich gegenseitig unter Anrufung ihres Gottes reizen und in allen Fragen zuvörderst untersuchen, ob nicht für Rom oder für das Himmelreich oder wie sie es nun nennen ein Schnitt zu machen sei. Führe man diesen unruhigen Gesellen mit einiger Gelassenheit über die Nase und entschlösse jeder Gebildete sich ein für allemal, seine inneren Angelegenheiten mit Gott und Christus selber zu verwalten, so könnte man dem Appetite der geistlichen Herren Manches zubilligen. Nur müßte Zug um Zug gegeben und genommen werden: für das Recht der freien Eroberung im Schulwesen z. B. die Abschaffung aller Strafbestimmungen, welche bisher die freie Kritik an kirchlichen und Glaubensdingen beschränken. Vielleicht verzichteten bei dieser Gegenforderung Ultramontane und Orthodoxe auf ihre Wünsche, denn in

Deutschland ist von jeher die Kritik allen kirchlichen Autoritäten sehr gefährlich gewesen; sollten sie aber um solchen Preis die Gabe nehmen, so wüßte ich nicht, warum man freier Forschung und Wissenschaft nicht die Kraft zutrauen sollte, einer kirchlichen Verdummung die Waage zu halten, zumal heute, wo die Sozialdemokratie ohnehin mit einem Schnitte die großen Volksmassen von allem Kirchenthum getrennt hat. Kurz: wenn ich schon nicht weiß, ob ich unter dem Gesichtspunkte der grausamen Ungerechtigkeit des Bauernkrieges und der nationalen Verwüstung des dreißigjährigen die Reformation Luthers mehr für einen Stolz des deutschen Namens oder für ein furchtbares Unglück halten soll, so ist mir doch völlig klar, daß jetzt kein Glaubens- oder Kirchenstreit unter irgendwelchem Vorwande unser Volk aufs Neue entzweien und uns in der unendlich wichtigeren Aufgabe unserer nationalen Kulturausgestaltung hemmen sollte.

Das Wichtigste ist: nun, nachdem wir politisch einig sind, mit dem Genius unseres Volkes möglichst allein zu sein und zu bleiben, das asiatische Judenthum also auszuscheiden oder sonst in sicherer Form unschädlich zu machen. Ich fasse hier mit dem Ausdruck Judenthum diejenigen der Rasse anhaftenden Eigenschaften zusammen, welche von uns als Gegensatz und Hemmniß unserer sittlichen Rassen-eigenschaften empfunden werden. Natürlich weiß ich so gut wie irgend Jemand einen ehrenhaften Juden von einem verwerflichen zu unterscheiden; desgleichen empfinde ich es in der Seele aller ehrlich gutwilligen Juden als eine starke Prüfung, daß die Erregung des Deutschthums sich nun auch gegen diejenigen richten muß, die wissend nicht gesündigt haben und sich an den Maßlosigkeiten ihrer Rassegenossen unschuldig fühlen dürfen. Ist aber erst einmal die deutsche Geduld erschöpft und wird die Frage aufgeworfen, so wäre es eine Verschleierung der Wahrheit, wenn man nicht Rasse gegen Rasse ausspielte, sondern den Wahn aufrecht erhielte, daß doch hier und da ein Jude durch eifriges Bemühen zum Deutschen geworden sei oder werden könne. Der in allen Dingen so kühl und klar urtheilende Graf Moltke hat auch in dieser Beziehung die Wahrheit erkannt und ruhig ausgesprochen. Das Judenthum — so ungefähr lautet eine darauf bezügliche Stelle, die mir im Wortlaute nicht zur Hand ist — fühle sich bei seinem Wirken in den anderen Völkern durchaus solidarisch, also müsse es auch bei etwaigem Widerstande dieser Völker gegen das Judenthum als solidarisch betrachtet werden.

Es wird einzelne beglückte Gegenden in Deutschland geben, wo man noch heute von einer Judenfrage praktisch nichts weiß und demnach in ungestörtem Genusse altgewohnter Menschlichkeits-Ideale auch von Maßregeln gegen die Juden nichts wissen mag. Aber die Bewohner solcher Gegenden machen es sich denn doch gar zu leicht mit ihrer Duldung; als Tugend wird man sie ihnen jedenfalls nicht anrechnen dürfen, da sie keine Gelegenheit haben, sie zu erproben. Sie mögen in eine Hochburg des deutschen Judenthums gehen, z. B. nach Berlin, und sie werden nach einer Wanderung durch die Reichshauptstadt besser als aus hundert Brochüren die thatsächliche Bedeutung der Judenfrage in Deutschland erkennen. Wenn sie aus dem Augenschein etwa im Zentrum der Stadt ermessen haben werden, was es für den deutschen Kaufmann bedeutet, sich neben der gewissenlosen Schleuderpraxis seines jüdischen Nachbarn als ehrlicher Mann zu behaupten; wenn sie sich einen ungefähren Ueberblick schaffen über das Judenthum an der Börse, wie es um unsre gesammte Industrie und unsre Landwirthschaft seine Schlingen legt und seine Herrschaft vorschiebt bis in jene höchsten Kreise, welche den Machtwillen des Deutschen Reiches vertreten; wenn sie den Polypenknäuel des jüdischen Agentur- und Vermittlungsgeschäftes überblicken und sich klar machen, daß in der Umarmung dieser massenhaften Fangarme jede aufrechte Tugend gebrochen oder gebeugt werden muß; wenn sie sehen, daß von 22 größeren Berliner Tageszeitungen nur höchstens 5 das Judenthum offen als Feind bekämpfen, die anderen aber alle aus freiwilliger oder unfreiwilliger Ueberzeugung dem Judenthum dienen oder durch Schweigen gefällig sind; wenn sie die Theater besuchen und zu ihrem Schrecken erkennen, daß unter dem harmlosen Namen „Deutsches Theater" oder „Berliner Theater" überall in den Erstaufführungen der Orient und zwar meist der völlig ungemischte Orient darüber zu Gerichte sitzt, was dem deutschen Volke fortan als brauchbares Theaterstück gelten soll, was nicht; wenn sie sich weiter überlegen, daß außer dem Schauspielhause alle Bühnen, von der wohltemperirten philiströsen Häuslichkeit des Deutschen Theaters bis zur plüschgepolsterten Fäulniß des Ronacher-Theaters hinunter unter jüdischer Leitung stehen, daß mithin bei dieser Siebvorrichtung keine Zensur mehr nöthig hat, aus der dramatischen Literatur die für das Judenthum unangenehmen Wahrheiten fern zu halten; — wenn sie alles das sehen und es wird ihnen nicht herzensangst um die Zukunft unseres

Volkes, dann haben sie entweder ein staunenswerthes Maß von Duldung oder — ein erstaunlich kaltes Herz für das Deutschthum. Das Eine wäre mir so unverständlich, wie das Andere; ich will mit beiden Fehlern nicht rechnen, sondern alle Deutschgesinnten bitten, sich die Gefahr, welche diese ungeheure Macht des Judenthums unserem geistigen und sittlichen Wesen droht, gleichermaßen dringlich und nahe ans Herz zu legen. Denn das hodie mihi cras tibi gilt hier mehr, als irgendwo sonst. Im Königreich Sachsen hatte man's auch bis vor Kurzem noch gar nicht eilig mit solchen Sorgen; seitdem aber auch dort die große jüdische Hochfluth hereingebrochen ist, hat nach einem volkspsychologischen Gesetze, das sich für alle öffentlichen Erregungszustände in Sachsen bekundet, auch die antisemitische Bewegung dort ihre schärfsten Formen und die allgemeinste Betheiligung gefunden.

Was also kann geschehen? Es giebt Juden, welche selbst begreifen, daß ihre Rasse den Deutschen nun bereits lästig werden muß. Von einem Einsichtigen dieser Art wurde mir das Wort erzählt: Wenn ich nicht Jude wäre, würde ich ganz sicher Antisemit sein. Ein Anderer hat sich dahin geäußert, daß man für eine Einschmelzung der Juden bis auf 1 v. H. der deutschen Bevölkerung entschieden eintreten müsse, wobei er sich dann wohl schon zutrauen mag, dafür zu sorgen, daß er selber jedenfalls nicht weggeschmolzen wird. An Einsicht fehlt es also nicht, und sie findet sich meist in Verbindung mit einer Selbstironie, die der jüdischen Rasse bei ihrem organischen Mangel an sittlichem Ernst sehr nahe liegt, dem gesund fühlenden Deutschen aber dennoch immer etwas wie Grauen einflößt. Wir werden uns, sobald der Kampf völlig ernst geworden sein wird, vor der Sippschaft der antisemitischen Juden ganz besonders in Acht zu nehmen haben.

Ich will nicht sagen, daß ich den jüdischen Schriftsteller Caro zu dieser Spezies, wie sie mir vorschwebt, gerechnet haben will; aber doppelt auf meiner Hut werde ich immer sein, wenn ein Jude etwas zur Judenfrage äußert, und so habe ich die Ausführungen und Rathschläge, welcher dieser Herr in einer der letzten Nummern der „Grenzboten" gab, mit dem Entschluß aus der Hand gelegt, die deutschen Leser dieser Zeitung vor den Wegen des Herrn Caro dringend zu warnen. Er schließt so: Da die Deutschen uns Juden doch nicht mehr loswerden können, so bleibt nichts Anderes übrig, als die Maschen im Fangnetze der allgemeinen bürgerlichen Gesetze

wieder einmal etwas mehr zuzuziehen und womöglich so eng zu machen, daß auch die geriebensten Juden nicht mehr durchschlüpfen können. Wie man sieht, ist das dieselbe Richtung, in der schon bisher unsere löbliche Staatsmaschinerie Gesetze in Hülle und Fülle fabrizirt hat, nachdem einmal fern vom deutschen Gewissen der Verstand unserer Machthaber, Juristen und Parlamentarier auf den großen Walzengang des allgemeinen gleichen Rechtes für Alle eingestellt war. Und was ist bisher der Erfolg dieser Massenfabrikation gewesen? Es giebt (außer den Juristen natürlich) kaum einen Deutschen, der auch nur annähernd die giltigen Gesetze seines Landes und des Reiches kennt; Jeder kommt darüber aber leicht hinweg mit dem Troste, daß er ja sein Gewissen in der Brust habe und daß ihm nichts geschehen könne, wenn er nur sein Gewissen respektire und einigermaßen aufmerksam rechts und links sehe. Es ist klar, daß er bei dieser altväterischen Zuversicht bei erster Gelegenheit knietief in die Gerichtsdinte gerathen kann, und solche Fälle kommen täglich vor. Dann stehen die armen Tröpfe da und haben in berstender Wuth das Gefühl, als hätten sie in ein ihnen aus reiner Niedertracht gelegtes Fangeisen getreten. Schreiberseelen und Advokaten fühlen sich groß bei dem Anblick und lachen sie aus. Wer es aber gut meint mit unserm Volke, der möchte eher darüber weinen, daß es so viele Gesetze heute giebt, von denen kein ehrliches Gewissen etwas ahnen kann. Andrerseits möchte ich behaupten, daß es kaum einen Juden giebt, der nicht die Gesetze seines Interessengebietes ganz genau kännte, und nicht nur den buchstäblichen Inhalt der Gesetze, sondern auch — was ihn immer noch mehr interessiren wird — die Schlupflöcher in ihrem Gewebe. Das ist der Unterschied zwischen deutsch und jüdisch, und nun liegt die Frage so: eine edle Rasse von angeborner Sittlichkeit, die trotz jahrhundertelanger Herrschaft römischer Juristen noch heute den Glauben festhält, ihr Gewissen sei ungeschriebenes Gesetz und kein geschriebenes dürfe mit dem unmittelbaren Gefühle von Recht und Unrecht in Konflikt kommen; daneben eine andere Rasse, die grundsätzlich Alles für erlaubt hält, was nicht verboten ist und immer auch, so lange ihr Besitztrieb ungesättigt ist, praktisch nach diesem Grundsatz verfährt: — kann man es vor dem sittlichen Gewissen der Menschheit verantworten, diese beiden so verschiedenen Rassen auf den gleichen Rechtsboden zu stellen? Wird der Jude auf diese Weise Gewissen erwerben, oder ist es nicht sicherer, daß der Deutsche all-

mählich vom jüdischen Geiste lernt, sein Gewissen pensionirt und sich auf die aalglatten Kniffe „einfuchst" (wie der bezeichnende Ausdruck lautet), mit welchen man die Schlupflöcher der Gesetze aufspürt und erfolgreich benutzt? Wer in die Lebensanschauung unserer halb- und viertelsgebildeten deutschen Geschäftsleute hineinlauscht, der wird bald darüber volle Klarheit haben, daß der Ausgleich der Rassen, der auf dem sogenannten „gemeinsamen Rechtsboden" stattfindet, ein Ausgleich auf Kosten des deutschen Gewissens ist. Eine alte Erfahrung übrigens, daß, wenn man Pferd und Esel zusammenspannt, nicht der Esel besser, sondern nur das Pferd schlechter wird.

Hat man sich erst einmal überlegt, wie frevelhaft leichtfertig unser Volk mit sich selber und seinen besten, feinsten Rasseeigenschaften umsprang, als es mit einem Ruck und ohne weitere Bedingung die Juden aus dem Stande der Schutzbefohlenen zur bürgerlichen Gleichberechtigung erhob, dann ist der nächste und selbstverständliche Schluß, daß es ein Verbrechen am deutschen Volke wäre, auf dieser Bahn weiter zu gehen. Mit solchen übertollen Experimenten muß es nun ein Ende haben. Auf seine eigene Rasse gestellt muß das deutsche Volk in seinem Rechtsleben so gut wie in den übrigen Kulturgebieten eine nationale Reorganisation vornehmen, was in den meisten Fällen eine Zurückbildung des Vielgestaltigen und Verwirrenden ins Einfache und Schlichte unserer noch immer gottlob lebendigen Gewissensregungen und Volksinstinkte bedeuten wird. Eine Wiedergeburt steht unserem Volke da bevor, an der man sich schon in der bloßen Vorstellung zu tausend reinsten Freuden begeistern kann, und jammerschade, daß wir, die wir sie so heiß ersehnen, sie nicht nur nicht mehr erleben, sondern dem glücklicheren Geschlechte nach uns sogar in der unangenehmen Beleuchtung einer über die Maßen unnatürlichen und abgeschmackten Kulturschicht erscheinen werden! Die Juden aber an diesem Kraftgefühl theilnehmen zu lassen, das nur ein annährend rassereines Volk genießen kann, wird unseren gesunderen Nachkommen gewiß nicht einfallen. Sie werden sie ohne Unterschied des Glaubens ausgewiesen und sie vielleicht nach internationaler Einigung, die sich infolge der gleichen Noth in allen Staaten erzielen lassen wird, in Palästina oder Argentinien oder sonst in einem geeigneten Lande angesiedelt haben. Diese Art der Lösung wird um so sicherer dann erfolgen, wenn die Noth der Judenfrage noch erheblich höher steigen müßte, als sie

heute schon gestiegen ist. Glimpflicher wird man sich entschieden haben, wenn die Juden an bestimmten Plätzen des Deutschen Reiches in beschränkter Zahl wohnen und, unter der wohlthätigen Zucht eines für sie zu schaffenden besonderen Rechtes, von allen autoritativen Berufen natürlich ausgeschlossen sein werden.

Ich bin mir bewußt, daß dies wie rosarothe Zukunftsmalerei aussehen muß, aber es giebt keine andere Möglichkeit, einen Zustand klar zu zeichnen, von dem wir jetzt noch so undenkbar weit entfernt sind. Ihn für unausführbar zu halten, diese Thorheit kann nur der begehen, der es dem deutschen oder irgend einem andern von der Judennoth befallenen Volke ernsthaft zutraut, es werde sich von dem Judenthum einspinnen und allmählich das Blut aussaugen lassen, ohne auch nur noch einmal mit den Fäusten dreinzuhauen. Bei dem deutschen Volke rechne ich bestimmt auf ein baldiges Erwachen, denn ich sehe, wie es schon jetzt zuweilen erstaunt die Augen aufschlägt. Erwacht es aber, so wird die Zukunft, die ich schaue, Wahrheit werden, und der Weg dazu wird sich finden, wie sich ein Weg noch immer fand, wo ein Wille war. Unsre Juristen freilich werden es nicht machen, sie können über ihr Dornengehege von römischer Gesetzmacherei nicht mehr weggucken, wie ich mich neulich selber überzeugte. „Giebt es juristisch eine Möglichkeit, die Juden unter ein Fremdenrecht zu bringen, wie es die Konservativen des Königreiches Sachsen nach ihrem neuesten Programm beabsichtigen?“ „Nein,“ antwortete mir der Jurist, „zivilisirte Staaten haben kein Fremdenrecht; dergleichen giebt es immer nur in unzivilisirten Ländern.“ „Zivilisation“ ist mir schon lange verdächtig, als Nährgelatine für den Bazillus judaicus wurde sie es noch mehr; aber ich fragte weiter: „Giebt es denn sonst eine Möglichkeit, um einen deutschen Juden künftig so zu behandeln, wie heute etwa einen Ungarn oder Franzosen, den die preußische Regierung einfach des Landes verweisen kann, wenn er sich unnütz macht?“ „Nein,“ war da wieder die Antwort, „einen Ungarn oder Franzosen kann man abschieben, weil man weiß, wohin; aber die Juden können wir ebensowenig loswerden, wie die Zigeuner, denn sie sind Beide nirgendwo zu Hause.“

Sonderbar, sonderbar! Die Jurisprudenz weiß also keinen Rath für diesen dringlichen Fall, aber die Jurisprudenz ist eben eine alte Dame, die den Werth ihrer dürren Begriffe überschätzt.

Wenn sie die Fenster und Thüren ihres Hauses geschlossen hat, bildet sie sich ein, es könne Niemand hinein. Daß die Fenster im Nothfall auch eingeschlagen werden, daran denkt sie nicht. Das wäre ja Rechtsbruch! Mag sein, aber wenn ein tüchtiges Volk nur die Wahl hat, mit dem „Rechte" von heute strangulirt, oder gegen dieses „Recht" frei zu werden, so glaube ich zu wissen, daß es sich nicht stranguliren lassen und dennoch im höheren Sinne „recht" handeln wird.

Um den Weg ist mir also nicht bange; es kommt nur darauf an, daß wir das Ziel klar und fest ins Auge fassen. Möglich, daß wir noch lange zu warten haben; möglich, daß erst die bitterste Noth der rechte Lehrmeister für uns werden wird. Bezeichnend für die Schwierigkeit der Frage, vielleicht auch für die Macht der persönlichen Zusammenhänge ist es ja, daß selbst Fürst Bismarck der Judenfrage bisher immer ausgewichen ist, obgleich wir von diesem obersten Anwalte unserer nationalen Rechte gerade in solch einer Existenzfrage einen Rath verlangen dürften und obgleich das deutsche Judenthum ihn schon von jeher mit einem so unauslöschlichen Hasse verfolgt, als wäre er das Haupt der judenfeindlichen Bewegung. Nun, ihr Instinkt geht nicht irre, insofern dieser große Mann uns ja das nationale Feuer entzündet hat, dessen Flammen dereinst auch über der Moderluft des Judenthums zusammenschlagen müssen. Und wunderbar wäre es, wenn sein Geist nicht schon mit den sittlichen Kräften rechnen sollte, die aus dem Unterschieds-Bewußtsein gegen jüdisches Wesen im deutschen Volke jetzt überall empor wachsen. Vielleicht ist das eine Frucht des nationalen Zusammenschlusses, die sich für ihn von selbst versteht, vielleicht fühlt er sich zu alt, um selber diese wichtige Zukunftsaufgabe noch anzuschneiden. Doch wie wir uns auch sein Schweigen erklären müssen: so viel ist sicher, daß wir uns mit der kurzen Betrachtung, die er neulich dem Gegenstand widmete, nicht beruhigen können. „Wir können doch keine Bartholomäusnacht oder sizilianische Vesper veranstalten!" Gewiß nicht, aber wir können und müssen uns des jüdischen Ueberflusses entledigen, wie Rußland es auch thut. Erst das Schutzverhältniß statt des Bürgerrechtes, dann die Beschränkung der Zahl für jede Stadt auf einen unveränderlichen Stand, und endlich für die Verwaltung das Recht, jüdische Mißbräuche kurzer Hand zu beschneiden. Natürlich dürfte bei alledem die Taufe nicht etwa die absolute Grenze

für Jude und Nichtjude sein; vielmehr könnte man höchstens den schon in zweiter Generation Getauften hinreichend Kraft und Willen zutrauen, sich der Gleichberechtigung mit den Deutschen würdig zu erhalten.

Das Alles erscheint, wenn man es blank und offen ausspricht, als Chimäre. Aber fragt jeden deutschgesinnten Mann von ernsthaftem politischem Willen, ob nicht die korrupte Mehrheit der Juden, mit der die wenigen Gerechten eben leiden müssen, Schlimmeres verdient hätte, ob er weniger für auskömmlich hält. Ist das aber unsere Ueberzeugung, so muß es nun auch mehr und mehr nach außen treten. Unsre Volksvertreter müssen in ihren Wahlkreisen, in Wahlversammlungen von diesen Fragen erfahren; es muß ihnen klar werden, daß die Deutschgesinnten sich heutzutage aus dem zermürbten Zustande der alten Parteiprogramme und aus der völlig temperamentlosen Rechenkunst der Fraktionspolitik gar nichts machen, daß sie aber deutsches Blut in ihnen merken wollen und eine sichere Witterung für das, was unserer Rasse schadet.

Die nächsten Reichstags- und Landtagswahlen werden trotzdem noch sehr verworren ausfallen; die Unvollkommenheiten unseres Wahlsystems sind derart, daß sie in Zeiten eines allmählichen Anschauungswechsels am schärfsten hervortreten und eine getreue Wiedergabe der vorhandenen Stimmungen am längsten verzögern müssen. Die alten Parteigebilde, obgleich innerlich längst abgewirthschaftet, schleppen ihre leblose Form doch noch eine gute Strecke weiter, weil fast jeder einzelne Wähler in solchen Zeiten nicht ganz nach seinem Herzen, sondern nur faute de mieux für diejenige Partei wählen kann, die ihm das Wichtigste und Wesentliche am wenigsten zu verkennen scheint. In den Wahl*ergebnissen* wird sich also noch wenig von dem neuen Geiste bemerkbar machen — außer einem erheblichen Zuwachs der antisemitischen Partei, den ich mit Sicherheit erwarte —, aber *alle* Abgeordneten, nationalliberale, konservative, fortschrittliche, sozialdemokratische, ja selbst die ultramontanen — kurz alle, alle werden hoffentlich schon nach der nächsten Wahl in den Berliner Zug einsteigen mit dem Bewußtsein, daß sie eine unbeantwortete Frage hinter sich lassen, eine nationale Forderung, die inzwischen nicht ruhen, sondern immer lauter und dringender erschallen, die ihnen zuletzt das Vergnügen der Berliner Reichstagsreise versalzen wird, wenn sie nicht Mittel finden, sie zu lösen.

Und wenn nur soviel erst erreicht wird, wenn man nur erst das Losungswort laut bekennt, am welchem deutsch und judenfreundlich sich scheiden, dann sind wir bereits auf dem Wege den meine Ueberschrift bezeichnet — von der gemüthlosen Wohngelegenheit der Miethskaserne des Deutschen Reiches zum traulichen Volksheim des deutschen Vaterlandes.

Reines Deutſchthum.

(11. April 1893.)

Seit langen Jahren haben deutſche Herzen an den kommenden Frühling unſeres Volkes geglaubt und ihn herbeigeſehnt, und dennoch fühlen ſie es jetzt wie eine Art neuer Offenbarung, daß er in wenigen Monaten ſo mächtig der Erfüllung hat entgegenwachſen können. Es war ſchön, für ihn zu kämpfen trotz manchem Zweifel, ob dieſes Geſchlecht ihn noch erleben würde; ſchön war es auch, über die ſtumpfe Menge hinweg die Einzelnen zu ſuchen und zu finden, die mit derſelben Ahnung im Herzen demſelben Ziele zuſtrebten; aber ſchöner iſt es, nun, da auf einmal die große Welle der allgemeinen Empfindung emporzufluthen beginnt, unterzutauchen und einzuſtimmen in den Chor eines ganzen Volkes: Wir glauben All' an uns, an unſer Deutſchthum und wollen es wieder emporbringen zu lebendigem Bewußtſein!

Alle, die in dieſem deutſchen Frühling aufathmen, wiſſen und fühlen, daß er an dem Kampfe gegen jüdiſche Verderbniß ſo plötzlich erwacht iſt. Vielleicht, wenn es unſerm Volke wirthſchaftlich noch behagte, wie vor einigen Jahren, oder wenn der ſozialiſtiſche Gedanke, der nun ſchon vor manchem Auge ſeine Hoffnungslichter angezündet hat, mit der Erkenntniß unſerer Schäden auch gleich Mittel ihrer Heilung brächte, hätte ſich das Volk länger noch den offenbaren Hohn der Judenplage gefallen laſſen. Nun aber, da überall umher nur Fragezeichen warten, hat es die Juden mit bekanntem deutſchem Ingrimm aufs Korn genommen, um doch irgendwo den Anfang zu machen. „Die Judenfrage iſt der Sozialismus der Dummen," hat eine freche Feder geſchrieben, aber die „Dummen" haben, als ſie dieſe Nutzanwendung aus dem Sozialismus zogen, die Berechnungen der ſchlaueſten Juden zu Schanden gemacht, welche ſie ſeit Jahren von ſich ab auf die Regierung und jede ererbte Autorität hetzen

wollten; und das zeugt doch Alles in Allem für ein gutes Gedächtniß und einen scharfen Verstand bei den „Dummen"! Juden haben an dem Aufbau der sozialdemokratischen Lehre einen grundlegenden Antheil. Besonders die Vaterlandslosigkeit, die der Sozialdemokratie Flügel geben sollte, ist jüdische Eingebung. Aber die Rechnung war falsch, und die vaterlandslose Sozialdemokratie wird an der Gluth des nationalen Gedankens ihre wächsernen Flügel verlieren. Das ist die große Bitterniß dieser Bewegung, daß sie den Juden nicht nur das mühsame Gewebe langjähriger kapitalistischer Fangnetzarbeit, sondern auch die Spekulation „für den andern Fall", die Hoffnung auf das sozialdemokratische Tohuwabohu so gut wie vernichtet.

Sie haben an deutscher Geduld nicht Maß halten wollen und mögen nun spüren, was furor teutonicus auf deutsch heißt. Den Gebildeten unter uns kommt es jetzt zu, die Führung im Kampfe zu nehmen, damit das Nöthige mit Beharrlichkeit, aber ohne Ausschreitungen und Rohheiten geschehe. Dazu gehört freilich vor Allem, daß sich die Gebildeten das Vertrauen der schon im Kampfe stehenden Mittelschichten gewinnen, und dieses Vertrauen wird ihnen schwerlich zuwachsen, wenn sie nicht aufhören, sich von Juden und jüdischen Zeitungen eingeben zu lassen, mit welchen Namen sie diesen Kampf und seine Streiter nennen sollen. Ich darf mich wohl mit einigen Worten bei dieser höchst nothwendigen Mahnung aufhalten, nachdem mir so viele meiner Leser besonders dafür gedankt haben, daß ich mit reinen Händen diesen Kampf aufgenommen hätte. So will ich selbst sie denn darauf hinweisen, daß weder ich noch irgend einer meiner Art diese Gluth des Volksgrimmes entfacht haben würde, von der allein wir doch nachhaltige Wucht und eine parlamentarische Abschaffung des Gleichberechtigungsgesetzes vom Jahre 1869 erwarten dürfen. Sehe Jeder, wo er bleibe, aber dies muß man begreifen, daß ein so kräftig Stück Arbeit, wie die Reinigung eines Augiasstalles, nicht mit Glaceehandschuhen vollbracht wird. Das Unsittliche sollen wir bekämpfen, wo und wie es uns entgegentritt, aber das Derbe und Leidenschaftliche ist an und für sich noch keineswegs das Unsittliche. Die Gebildeten müssen scharf hinsehen und unterscheiden lernen, daß sie nicht aus Begriffsverwirrung und thörichter Ziererei sündigen. Wenn der deutsche Philister mit demselben niedrigen Humor und dem geistig genügsamen Selbstbehagen, das er ehemals harmlos am Skattische

austobte, heute im Gefolge eines Ahlwardt einherlärmt, so thut er es doch in leidenschaftlicher Hingabe an einen nothwendigen und heiligen Kampf und ist bei Gott kein so schlimmer Philister mehr, wie Diejenigen, die thatlos dabei stehen und, obgleich sie sich für gebildetere Deutsche halten, sich doch aus allerlei feigen Vorwänden dem heiligen Kampfe ganz versagen. Wahrlich, wenn dieser Kampf zum Heile des deutschen Volkes bis zu dem ersten und nothwendigsten Erfolge gefördert sein wird, kann es für ein rechtes deutsches Gewissen nur einen Titel des Unglimpfes geben: — das wird der Vorwurf sein, während dieses Kampfes aus Kurzsichtigkeit oder Feigheit müßig gesessen und gar das eigene Blut verleugnet zu haben. Denn dieser Kampf, mag er auch in blinder Wuth und Rohheit begonnen sein, birgt ein großes Versprechen für unsere deutsche Zukunft in sich. Erstickt er in thörichten und brutalen Leidenschaften, so trifft Niemanden die Schuld, als unsere Regierung und die Gebildeten, weil sie auf die rechte Führung sich nicht besannen; macht er nur die Aufräumungsarbeit des Jätens und Pflügens fertig und wird er nicht durch die rechte Aussaat zu einem fruchtbringenden Frühling vollendet, so trifft die Anklage wiederum die Gebildeten. Er kann eine lärmende Episode unserer Geschichte bleiben, aber auch der Anfang einer herrlichen Wiedergeburt des deutschen Volkes werden. Die Zeit ist reif, und große Sehnsucht harret der Erlösung.

Bis vor Kurzem war die Traulichkeit seelischer Nachbarschaft zwischen den Einzelnen unseres Volkes so gut wie aufgehoben; namentlich in den mittleren Schichten, in denen die schlichten sittlichen Instinkte eines Volkes ihre Wohnung haben, ging Jeder wie mit blödem Auge und gelähmter Zunge ohne Drang und klares Ziel seine Wege, während die oberen Stände aus aller Herren Ländern zusammenborgten, was an Regierungsgrundsätzen, politischen Maximen, Einrichtungen, Lebensanschauung, zu Erbauung, Vergnügen und Genuß Jedem nach seinem Geschmack oder Ungeschmack tauglich schien. So häufte man vielerlei zusammen, aber man besaß im Grunde wenig, weil neben den vielen fremden Erwerbungen nur wenig eigenes seelisches Wachsthum war. Nun aber beginnt ein Drang in uns zu treiben, in dem schon heute viele Millionen Deutsche aller Stände sich innerlich zu einem Ziele begeistern, in dessen Feuer, wie wir deutlich fühlen, unser ganzes Volk wieder zusammenschmelzen könnte.

Die positiven Kräfte der Befruchtung zu suchen — das ist jetzt die schwere und verantwortungsvolle Aufgabe, die sich zur Entscheidung herandrängt. Jeder fühlt, daß es schlichte, allen Volksgenossen verständliche und für alle Seelen gleich auferbauliche Kräfte sein müßten, denn der trennenden Geistessimpeleien haben wir genug genossen und empfinden deutlich, wie zerfahren, schwankend und ohnmächtig sie uns gemacht haben. Nicht die Phantome philosophischer Köpfe nützen uns da, ebenso wenig auch die kühlen Erkenntnisse der Wissenschaft, die wohl den Verstand der Gebildeten erhellen, aber kein Herz erwärmen können und dem schlichten Sinne der großen Mehrheit ewig fern bleiben. Neue Quellen sittlicher Kraft müssen wir gewinnen, oder besser noch alte Quellen wieder fließen machen — darüber kann kein Zweifel sein.

Und nun liegt es nahe und wird uns täglich schon in Rede und Schrift vor Augen gestellt, daß sich das Christenthum, der alte, durch mehr als ein Jahrtausend erbberechtigte Kulturträger unseres Volkes, zuerst wieder als Helfer und Tröster darbietet. Das Deutschthum führt daneben Mancher auch im Munde, ja die meisten der jetzt Hoffenden fühlen stärker die Erbauung ihres Deutschbewußtseins, als des Christenthums, aber die Wenigsten nur wagen den Gedanken, daß in der anscheinend für alle Zukunft untrennbaren Legirung von deutsch und christlich das Deutschbewußtsein mit der Zeit das stärkere Metall geworden, vielleicht sogar von Anfang an gewesen sei. Ich aber bin diesem Gedanken allmählich näher getreten, habe ihn, wie ich glaube, in ehrlicher Erfahrung erprobt und finde ihn reif, nun ausgesprochen und näher erläutert zu werden. Er bildet den Kern der Aufsätze, in welchen ich, allmählich vom Aeußeren zum Inneren vordringend, meine nationalen Mahnungen niedergeschrieben habe, und so möge er denn unbefangene und warmherzige Leser finden, wie seine Vorgänger.

I.

Kann uns das Christenthum zu einer nationalen Wiedergeburt führen?

Wer den keimenden Frühling deutscher Seelen mit den religiösen und sittlichen Kräften des Christenthums nähren und im Wachsthum fördern wollte, der müßte selbstverständlich anstreben, daß diese

Kräfte lebendiger in uns werden, als sie bis zu diesem Augenblicke sind. Eine oberflächliche Betrachtung der gegenwärtigen Geistesregungen unter deutschen Protestanten könnte zu dem Schlusse verführen, daß eine christliche Wiedergeburt thatsächlich im Schwange, mithin alles im besten Zuge sei. Wer aber näher hinsieht, muß bemerken, wie wenig alle diese mannigfachen Regungen aus der theologischen Claufur heraus in die großen Schichten des Volkes, ja nur der gebildeten Deutschen hinüber schwingen, wie vielmehr immer wieder die ehrlichsten unter den Theologen zu der Einsicht zurückkehren: noch ist mit all dem Eifer für die eigentliche Wiedergeburt protestantischen Christenthums nichts geleistet, es ist ein Streit im engeren Kreise, alles ist vergeblich und wird es bleiben, wenn es nicht gelingt, der Gemeinde neues Leben einzuhauchen. Diese Thatsache kann schon stutzig machen. Die Frage muß auftauchen, ob überhaupt auf dem bisherigen oder sonst einem gangbaren Wege die Wiedererweckung des protestantischen Christenthums zu lebendiger Gemeinde möglich ist. Aber zuvor will eine andere Thatsache betrachtet sein, die Jeden, der von vaterländischen Bedürfnissen zu den Fragen unsers Christenthums kommt, sofort in die peinlichsten Verwicklungen führt. Nicht alle Deutsche sind protestantische Christen, ein großer Theil unserer Volksgenossen (selbst in dem engeren Rahmen des Reiches) ist katholisch, und wenn wir theoretisch auch bei Gelegenheit in dem Gedanken schwelgen mögen, daß der Protestantismus die besondere deutsche Gestaltung des Christenthums sei, so trägt uns das keinen Schritt über die Thatsache hinweg, daß Rheinländer, Westfalen, Bayern der Abstammung nach zweifellos deutsch, ja deutscher als ein Theil der rechtselbischen Protestanten und dennoch Katholiken sind. Während aber die Protestanten offenkundig im Zustande der zerfallenden Kirche leben, werden die katholischen Deutschen mit immerfort gesteigerter Energie in dem straffen Organismus ihrer Kirche zusammengehalten, und dieser Zustand wird auch den Aufgeklärteren unter ihnen nicht nur erträglich durch das erquickliche Bewußtsein, daß sie treu am Glauben ihrer Väter beharren, ihr Selbstbewußtsein kann sich sogar geschmeichelt fühlen von der Erkenntniß, daß ihre kirchliche Organisation ihnen die politische Uebermacht über die zahlreicheren, aber zersplitterten Protestanten giebt. Hier steckt der Leidensnagel im grünen Baume unseres nationalen Lebens, er bringt unsäglich viel Zwang und Unnatur

und Schiefheit in unser Wachsthum, denn das Gesunde, Aufrechte, Natürliche wird hierdurch oft das Unmöglichste! Wir haben ja gar nicht einerlei Christenthum, sondern nur Katholiken hier und Protestanten dort; und so haben wir auch nicht einerlei Rath oder einerlei Weg, das Christenthum zu lebendiger Wirkung an unserem Volke zurückzubringen. Nein, denn sonst hätten die beiden Bekenntnisse niemals ihre Wege getrennt. Die Protestanten suchten und stellten wieder her die lebendige Kraft ihres religiösen Trostes, an ihrem Gewissen, ihrer Wahrhaftigkeit und der unmittelbaren Verbindung der gläubigen Seele mit Gott durch den einzigen Mittler Christus; auf diesem Wege müssen sie bleiben — in alle Zukunft kein Protestantismus, keine lebendige Kraft dieses Bekenntnisses ohne Wahrhaftigkeit und Gewissensfreiheit. Die katholische Kirche dagegen hat gerade das verneint, was die protestantische wieder herstellte: das persönliche Verhältniß des gläubigen Christen zu Gott. Zerrissen hat sie gerade dieses Band, einen Abgrund ausgehoben zwischen den einst natürlich Verbundenen und dann den Uebergang künstlich wiederhergestellt durch ein Wunderwerk menschlicher Klugheit, einen Brückenbau, an dessen Zugang der Beichtvater sitzt, in dessen Mitte der Papst den großen Brückenzoll erhebt und an dessen Ende die Heiligen in wohlgestufter Rangordnung alle Seelen, die den Zoll entrichtet haben, vor Gottes Thron geleiten. Natürlich hat die katholische Kirche, die es nie an Klugheit fehlen läßt, gegeben für das, was sie nahm; sie nahm der gläubigen Seele, die wie die zitternde Magnetnadel immer um die Richtung zu Gott in Unruhe war, all diese nie sich selbst genügende Qual und gab ihr dafür die Gewißheit eines sicheren Anschlusses an die ewige Seligkeit, wenn nur die leicht faßlichen Forderungen der Kirche erfüllt werden. Es war ein Austausch der Bequemlichkeit gegen das Ungenügen, und Menschen sind im allgemeinen gewiß nicht die Helden, die bei solcher Wahl das Ungenügen vorziehen. Und nun gehe hin, du Deutscher, und sage dieser Kirche, daß du für das Knospen und Keimen des Deutschgedankens lebendige nährende Kraft von ihr haben möchtest! Ich muß da immer wieder an meinen Besuch in den Katakomben zu Rom denken, wo ich durch ein paar Ausrufe meine Freude verrieth, deutsche Landsleute aus Schwaben zu finden und der führende Priester mich anschnarrte: „Deutsche! was Deutsche! hier sind Christen!“ Wenn die katholische Kirche noch lebendige Kraft zu bieten hätte in dem Sinne, wie wir

Leben verstehen mögen, so haben doch wir Deutschen von dieser Kraft für unser Volksthum nichts zu hoffen. Wer es in tausend Fällen beobachtet, wie in sprachgemischten Ländern die meisten katholischen Priester selbst des eigenen Stammes das Deutsche verleugnen und bekämpfen zum Nutzen jeder anderen Nation, dem bleibt kein Zweifel, daß die katholische Kirche trotz so vieler Anhänger aus dieser Rasse im Germanen dennoch den gefährlichsten Feind wittert.

Der Papst fordert zuerst bedingungslose Unterwerfung, später ließe sich dann von unserem Anliegen an die Kirche reden, und darum ist es doch nicht so ganz verrätherische Preisgabe, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, wenn Moltke trotz seines eigenen freien Bekenntnisses die Ueberzeugung aussprach: über kurz oder lang werden wir doch alle wieder katholisch. Was er damit sagen wollte, ist ja klar. Gegen die Macht der protestantischen Kirche fühlte er Mißtrauen, und wer die Augen nicht gewaltsam schließt, fühlt es nicht minder. Zugleich bemerkte er, wieviel Macht und Einfluß dagegen in unsern inneren Reichsangelegenheiten die Partei der katholischen Kirche gewonnen hat, bloß weil sie den Kampf gegen die zersplitterte Mehrheit der Protestanten zu ihrem Einigungsbande gemacht. So konnte ihm wohl der Wunsch kommen, daß wieder ein Dach über allen kirchlich gläubigen Deutschen sich wölben möge. Denn sicherlich traute er den politisch geeinten Deutschen die Kraft zu, daß sie die Befreiung der Gewissen unter dem Scheinregiment einer besitzgesättigten katholischen Kirche nur desto sicherer vollbringen würden. Nur sind das freilich — man muß es zugeben — olympische Berechnungen, die selbst nicht bei allen religiösen Gesinnungsgenossen Moltkes ohne Widerspruch bleiben werden. Die deutsche Wahrhaftigkeit rebellirt gegen diese Einschläferungspolitik noch heute, wie sie es in Luther that; auch bleibt die Furcht, ob wir wohl können würden, was wir heute uns vornehmen, wenn der Papst eines Tages seine Herrschsucht an uns sättigte und mit Pomuchelskopp sagen könnte: „Alles mien!“ Und schließlich zwingt man nicht den Geist, der seit Luther's That drei Jahrhunderte in und auf uns wirkte, durch politisch kluge Berechnungen aus seiner Bahn; er ist stärker, als wir, und so mögen wir wohl hoffen, an seiner Hand als folgsame Jünger eines Tages die Lichtung aus diesem Urwalde confessioneller Verwirrung zu finden, nicht aber in Auflehnung gegen ihn.

Gewiß ist nur das Eine, und darin erkenne ich den Kernpunkt auch des Moltke'schen Ausspruches: daß wir überhaupt erst das höhere und gemeinsame Christenthum über seinen beiden jetzigen Hauptbekenntnißformen suchen müßten, damit es wenigstens der Entwicklung unseres Deutschbewußtseins nicht offenkundigen Schaden thäte. Schaden? Aber wir wollten ja Hilfe von dem Christenthum erbitten für unsre nationale Wiedergeburt! Ja, das ist eben die Ironie dieses Bittganges, daß wir gleich bei der mächtigsten Kirche des Christenthums vergeblich anklopfen und nur bedacht bleiben müssen, daß sie uns nicht schade, geschweige denn uns Hilfe bringe.

Wenden wir uns also zur protestantischen Kirche zurück, die sich mit gutem innerem Rechte die deutsche Form des Christenthumes nennt: Da stehen wir nun gleich mitten in einer unheilbaren Verwirrung, um nicht zu sagen in der vollen Auflösung. So weit diese Kirche noch äußere Autorität und festes Gefüge hat, entbehrt sie von einem großen Theile derer, die sich zu ihr zählen lassen, der freien Zustimmung, daß sie den echten protestantischen Geist habe. So weit sie aber die volle Gewissensfreiheit als erstes Prinzip walten läßt, ist sie zwar protestantisch, aber man darf nicht sagen, daß sie noch Kirche sei. In beiden Formen als solchen ist von der lebendigen, auferbaulichen Kraft, die wir suchen, nichts zu finden. Sie selbst, diese Kirche, bedarf der Stützen; es ist ein mitleiderweckender Anblick, wie sie bald hier bald dort sich neue Stärke zu schaffen sucht und doch alles verlorene Mühe bleibt. Hätte sie nicht die Macht der Gewohnheit und der Pietät für sich, schützte nicht der Staat ihre Organisation, so wäre sie längst zusammengebrochen. Es ist eine Selbsttäuschung, wenn die sogenannte orthodoxe Partei die Trennung der Kirche vom Staate herbeiwünscht und davon neues, kräftigeres Gedeihen erhofft; vielleicht erhielte sie noch lange Zeit ihr Dasein, aber sie hätte nach Form und Inhalt kein Recht, sich von der katholischen Kirche fern zu halten oder sich protestantisch zu nennen. Eine Selbsttäuschung freilich ist es auch, wenn die zahlreichen Namensprotestanten ihre unheilbare Gleichgültigkeit gegen die Kirche damit entschuldigen, daß, wenn nur der Pastor mit seiner Predigt mehr in's Leben griffe oder die stärkeren dogmatischen Zumuthungen geschickt vermiede, sie wieder mit neuem Eifer am kirchlichen Leben theilnehmen würden. Lebendigen Drang, wenn er einmal verloren ist, bringt eine warme

Predigt oder gar ein furchtsames Vermeiden alles etwa Anstößigen nicht mehr zurück; die sogenannten guten Kanzelredner haben ihren Lohn dahin, wenn sie eine Art von Kunstgenuß bieten und unsre empfindliche Aufgeklärtheit nicht stören. Selbsttäuschung ist es endlich, wenn zum hundertsten und tausendsten Male idealgesinnte Männer wieder einen Vorstoß gegen die gleichgültigen Herzen wagen, mit einem Buche oder einer Rede hier und da ein paar leicht empfängliche Seelen entflammen und nun die Zeit für reif halten, um das „Gleiche leicht und frei und freudig" zu binden.

Nicht das bedeutendste, aber ein sehr charakteristisches Beispiel dieser Selbsttäuschung bietet Herr v. Egidy. Da es immer noch einige Leute zu geben scheint, welche der Ueberzeugung leben, daß ich nach meiner Gesinnung Herrn v. Egidy lebhaft beifallen müßte, so will ich hier noch einmal deutlich erklären, daß ich weder seine „Ernsten Gedanken", noch sein „Ernstes Wollen" jemals völlig ernsthaft habe nehmen können, wenn ich auch bisher nicht bezweifle, daß ich es mit ehrlichen Gedanken und ehrlichem Wollen zu thun habe und dafür meine persönliche Hochachtung immer bereit halte. Von David Friedrich Strauß, von Renan, Feuerbach, von Uhlich, dem Begründer der freien Gemeinden, die in den sechziger Jahren viel tiefer in's Volk hineingriffen, als Egidys „Einiges Christenthum" jemals greifen wird, wissen wir jetzt schon völlig klar, daß sie Schatten ohne Blut waren. Und nun soll man es mit Herrn v. Egidy oder gar mit dem Schönredner Drummond (in schloweißen Büchern mit Golddruck) ernster nehmen, da doch auch ihr Begeisterungsrausch über die Seelen einiger Gebildeten nicht hinausgedrungen ist und selbst in diesen schon wieder ausklingt? Dann könnte man sich ja lieber gleich Hals über Kopf in Förster's Gesellschaft für ethische Kultur stürzen, denn viel weniger Lebenskraft hat diese Retorten-Existenz am Ende auch nicht, als jenes papierne einige Christenthum, nur daß Prof. Förster bedeutend weniger Rassegewissen hat, als Herr v. Egidy, und es daher über sich gewann, seiner jungen Schutzbefohlenen als ersten Säugling das nothleidende Judenthum an die Brust zu legen. Dieses heißhungrige Raubthier hat aber schon kräftigere Ammen um Kraft und Leben gebracht, als die Gesellschaft für ethische Kultur und ihre in verschiedenen Abtheilungen übersichtlich dargestellte Ohnmacht vorzustellen behaupten kann.

Nein, man befürchte nicht, daß ich die guten Absichten und die echt deutsche Zuversichtsfreude in dem persönlichen Charakter des Herrn v. Egidy verkenne oder gering schätze, aber ich sehe klar, daß er einen Weg geht, auf dem er niemals ankommen wird. Er gleicht dem Manne, der ein verglimmendes Feuer findet und mit herzlichem Eifer hineinbläst, um sich und Andere daran zu erwärmen. Nur bemerkt er in seinem Eifer nicht, daß es nur Schlacken und Asche sind, in die er bläst; die wiedererwachende Flamme bedürfte aber vor allem des neuen Brennstoffes, und diesen werden wir anderswo suchen müssen, als im Christenthume.

Indessen da ist zuvor noch Professor Harnack zu nennen, der aus dem Apostolikum ein paar kräftige Steine des Anstoßes herausgebrochen hat und darum Vielen als ein bewunderungswürdiger Held gilt; da darf auch der schwäbische Pfarrer Schrempf nicht vergessen werden, der seine Mannheit bewies, als er mit Auszeichnung in die Kirchenverbannung zog. Die haben doch Beide ein gut Stück Erregung gebracht, namentlich in theologische Kreise! Aber wenn ich nun erkläre, daß die That des Professors Harnack für mich persönlich nichts leistet, daß das gesammte Apostolikum für mich so wie so eine todte Reihe von Worten ist, von der ich schlafend oder wachend, wirkend oder leidend keinen Trost mehr zu empfangen habe, mag nun „geboren von der Jungfrau Maria, empfangen vom heiligen Geiste“ darin stehen oder nicht — erkläre ich das nur für mich, oder zugleich im Geiste von einigen Millionen anderer Protestanten, die auch so denken, es aber auszusprechen unterlassen? Wenn ich sage, daß ich des Pfarrers Schrempf männliche Ehrlichkeit liebe und achte, im übrigen aber bekenne, daß er durch sein Martyrium für mich nichts verworfen oder gerettet hat, das zu verwerfen oder zu retten sich noch lohnte — denkt man, ich stände mit solcher Ansicht allein in Deutschland? Die theologische Erregung seh' ich wohl und spüre ihre papiernen Fluthen auf dem Büchertische, aber was weiter? Diese Erregungen sind ja nichts Neues, sie haben seit der Reformation nicht aufgehört und manches evangelischen Pfarrers Leben mit polemischem Denk- und Schreibwerk völlig versandet, aber das Endergebniß dieses papiernen Ebbens und Fluthens scheint mir unabweisbar dies zu sein, daß das Wasser des Zweifels siegreich geblieben ist und von dem festen Lande des geschichtlichen Glaubensinhaltes ein Stück nach dem andern weggebröckelt hat. Es ist ein begreifliche Selbsttäuschung,

wenn Theologen und ein kleiner Kreis von gebildeten Laien diese Broschüren-Erregung für Bethätigung der Religion hielten; eine Unterhaltung war es ja in der That, aber keine Erbauung, und diese ist es, worauf es in religiösen Dingen allein ankommt. Man beruft sich für diese unermüdliche Bibelkritik der protestantischen Theologie auf den eingeborenen Wahrhaftigkeitsdrang von Luther's Reformationsthat und hat zweifellos Recht, denn wenn die Bibel allein uns Autorität sein soll, dürfen und müssen wir sie uns genau ansehen, und jede künstliche Hemmung der wissenschaftlichen Kritik wäre unprotestantische Willkür. Aber da wir nun mit solcher Kritik auf dem rechten protestantischen Wege sind, so ist es auch sicher, daß der christliche Glaube protestantischen Bekenntnisses dereinst in den kühlen Fluthen der Bibelkritik verschwinden muß, wie Helgoland in der Nordsee. Wer das leugnet und an der Einbildung festhalten möchte, die Zuversicht eines Glaubens könne trotz fortwährender Verminderung des Glaubensinhaltes unerschüttert bleiben, der leugnet die Seele des Menschen und ihre Gesetze.

So wird es dem Protestanten um der Wahrheit willen schon ein schwer Stück Arbeit, den christlichen Glauben sich lebendig zu erhalten. Wie aber sollte dieser Glaube vollends ein Ankergrund bleiben können für sein sittliches Wollen und Handeln?

„Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst" — pflegen wir das zu thun oder auch nur ernstlich zu wollen? „Liebe Deine Feinde, thu' wohl denen, die Dich hassen und verfolgen?" — haben wir das jemals vermocht? Wohlverstanden unsere Feinde zu lieben, nicht etwa nur milde oder mitleidig, ein großmüthiger oder gerechter Feind zu sein? Haben wir jemals auch nur wünschen können, uns zur Liebe an unserem Feinde zu vermögen? Würden wir nicht meinen, daß alles Maß der Dinge und Menschen uns aus der Hand gleiten würde, wenn wir z. B. den als böse erkannten Mitmenschen liebten, anstatt ihn durch und durch zu verneinen, also mindestens unschädlich zu machen? „Euer Reich ist nicht von dieser Welt, trachtet vor Allem nach der Vollkommenheit Eures himmlischen Vaters" — bewahre, wir haben uns im Gegentheil recht behaglich eingerichtet in dieser Welt, denn sie ist uns nicht ein Jammerthal der Pilgerschaft, sondern eine Stätte des Lebens und Wirkens; selbst die Idealsten unter uns wollen zunächst in und an dieser Welt ihre Ideale verkörpern, von den Genuß-

süchtigen und Schwachen zu schweigen. Die ganze Geschichte des Christenthums selbst ist in diesem Sinn die aufgehäufte Chronik seiner Vernachlässigung und theilweise bewußten Fälschung. Wenn ein Chinese unsre sittlichen Gebote kennen lernt und sieht, wie sorglos wir uns damit auf Erden einrichten, dann muß er uns verlachen oder verachten, wie er es auch wirklich thut. Wir können ihm entgegnen, daß auch er an *seinen* Geboten ein Heuchler sei, aber nicht, daß wir keine Heuchler wären.

Nun ist die bekannte Ausrede auf solche Einwände: Die absoluten sittlichen Forderungen des Christenthumes könne man nicht entbehren, wenn auch unsre Schwachheit leider nicht gestatte, sie zu erfüllen. Indessen unsre Wahrhaftigkeit hat eigentlich nie aufgehört, über diesen schwachen Nothbehelf zu lachen oder sich zu entrüsten. Schließlich haben die meisten sich gewöhnt, das Nachdenken über diese Dinge zu vermeiden; wenn sie es aber doch einmal in irgend einer beschaulichen Stunde thun, so wird es ihnen immer eine peinliche Empfindung geben, daß sie sich mit so ernsten und hohen Forderungen so bequem abfinden. Und dann räumt wohl Mancher für seine Person mit den absoluten Forderungen des Christenthums auf, denn sich selber traut man schon die Kraft zu, auch ohne die zehn Gebote ein sittlicher Mensch zu bleiben, aber nach außen lassen wir nichts davon verlauten, weil unsrer Eitelkeit die Ansicht schmeichelt, daß „die Anderen" der christlichen Krücke für ihren Lebenswandel nicht entbehren könnten.

Dies sind die thatsächlichen Zustände, unter denen sich die christliche Kirche von heute den Namen unsrer sittlichen Führerin antäuschen läßt. Und dabei denken wir uns nichts Arges. Wie aber, wenn wir unsern selbstgewissen Lebenswandel mit dem einbringlicheren Namen einer „Nachfolge Christi" benennen wollten — welcher Wahrhaftige würde solchen Hohn ertragen! Und doch ist die Nachfolge Christi zweifellos das Ideal sittlichen Wandels im christlichen Sinne. Es hat Zeiten gegeben, da unter allgemeiner Zustimmung derjenige für den besten Christen galt, der die Weltflucht, den freiwilligen Verzicht auf die Welt und ihre Freuden am hartnäckigsten versuchte. Aus den ernsten Männern und Frauen, die am unerbittlichsten ihr Fleisch ertödteten, hat die katholische Kirche ihre Heiligen gemacht, auf dem Grundsatze der Weltflucht stehen noch heute ihre Klöster. Und wenn in unsern Tagen ein Tolstoi im Denken, Schreiben und Beispiel immer schärfer die

Ueberzeugung verkörpert, daß das einfachste Leben das sittlichste und daher menschenwürdigste sei, so mögen wir den Kopf dazu schütteln, aber ein Zweifel, daß solche Nachfolge Christi echter sei, als unser bequemes Leben und Lebenlassen, ist nicht erlaubt. Selten genug sind heute solche Beispiele ehrlicher Weltflucht, aber daraus folgt nicht, daß wir das echtere Christenthum hätten, sondern nur, daß das Christenthum, da es nur noch wenige ekstatische und bußfertige Bekenner hervorbringt, die beste Kraft seiner Herrschaft an uns verloren hat. Die katholische Kirche verstand sich gewiß ebenso gut, ja besser, als irgend ein anderes christliches Bekenntniß mit den Bedingungen irdischen Lebens und Wirkens abzufinden, aber indem sie der Weltflucht nicht nur Raum gab, sondern sie sogar als Zeugniß außergewöhnlicher Kraft mit dem Heiligenschein belohnte, hat sie der Absicht nach den Kern christlicher Lehre richtiger verstanden, als z. B. die protestantische.

Diese Meinung rüttelt nun freilich an den Grundlagen der Luther'schen Reformation, sie wird von dem gesammten Protestantismus bestritten werden. Die Werkheiligkeit mit allen ihren widerlichen Kasteiungen und häßlichen Lügen ist ja von dem kühnen Wittenberger Mönch aus ihrer Zwingburg ausgetrieben, damit wir in dem Vertrauen auf die göttliche Gnade die christliche Liebe gewönnen und in der Erlösung allein durch den Glauben als freie Gotteskinder unsere Menschenwürde zurück erhielten. Darauf ist einfach zu erwidern: gewiß hat Luther mit gutem Erfolge den Geist der Liebe aus der Bibel beschworen und die feurige, edel männliche Thatkraft des christlichen Philosophen Paulus wohl angewandt, um das Christenthum von dem dürren Aste der Weltflucht und Selbstkreuzigung auf die grüne Weide des Lebens zurückzuführen; aber im Irrthum war er, als er glaubte, die Kirche damit christlicher zu machen, denn nur deutscher ist sie durch ihn geworden. Und darum wird der Ruhm seiner Christlichkeit unter aller nur denkbaren Anfechtung zuletzt verwelken, aber der Ruhm seiner Deutschheit wird blühen, je länger desto herrlicher. Indem er zuerst, unbewußt zwar, aber mit der sicheren Kraft einer echten Rassenatur das Deutschthum losband von einer auf die Dauer unhaltbaren Gemeinschaft mit dem christlichen Himmelsbürgerthum, hat er zugleich wieder jene Lebenskraft für uns entfesselt, an der wir uns zu neuem Idealismus erfrischen und verjüngen können,

wenn der christliche Idealismus an uns mehr und mehr seine Kraft verlieren sollte.

Inzwischen hat sich freilich Luthers Halbheit, der Zwiespalt seiner christlichen Inbrunst und seiner deutschen Gesundnatur, an der Schöpfung dieses gewaltigen Mannes, der protestantischen Kirche, bis zum heutigen Tage schwer gestraft. Insofern sie eifrig im Christenthum war, nahm sie immer auf's neue den Anlauf zu Weltflucht und Kasteiung; insofern sie deutscher Rassegesundheit nicht völlig genügen kann, kränkelt sie unter unsern Augen und ist sterbenskrank. Wo sich protestantisches Christenthum von einem Sonntagsschmuck des Lebens zu täglichem und stündlichem Bedürfniß entwickelt, wie ehemals bei den Puritanern und heute z. B. bei den Pietisten oder Stundisten, da schlägt sofort eine inbrünstige Sehnsucht zum Reiche Gottes und die Verachtung dieser Welt wieder durch; das „Jammerthal" ist wieder das A und O religiöser Betrachtung.

Mit Widerwillen erfüllt es uns, wenn die Bußfertigkeit sich mit einer gewissen Wollust paart und dann jenes Zerrbild protestantisch-christlicher Zerknirschung erscheint, das uns aus dem bekannten Verse geradezu faunisch angrinst:

Ich bin ein wahres Rabenaas,
Ein rechter Sündenknüppel,
Der seine Sünden in sich fraß,
Gleichwie den Rost die Zwippel.
O Jesus, nimm mich Hund beim Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor
Und nimm mich Sündenlümmel
In Deinen Gnadenhimmel.

Gewiß ist das nur Ausgeburt und Karrikatur, aber sie gehört auch zur Physiognomie des Protestantismus, und Jeder von uns kann aus seinen persönlichen Erinnerungen irgend ein Beispiel hervorheben, daß solche Wollust der Bußfertigkeit in den Predigten evangelischer Geistlichen oft genug auch heute noch sich betreffen läßt. Großstädtischen Kanzelrednern wird das freilich nicht passiren, und ihrer geschmackvollen Diplomatie entspricht im allgemeinen auch die lauwarme Wirkung ihrer Worte, aber doch auch sie haben schließlich, wenn getröstet und erquickt sein muß, keinen andern Trost zu bieten, als das Geheimniß des Kreuzes, d. h. die Kraft der selbstwilligen Entsagung in Gott. Und auch mit dieser zehnmal destillirten Weltflucht muthen sie jedem urwüchsig deutschen Empfinden noch zuviel zu.

Denn die Natur des Deutschen — im Gegensatze zu allem Weltschmerz, den wir als eine thörichte und weibische Winselei empfinden — ist thätige Lebensfreude. Eine kurze Erläuterung des Wortes wird nöthig sein, um Mißverständnisse abzuwehren. Der Deutsche ist ernst und einer tieferen Erfassung des Lebens immer zugeneigt gewesen. Stets war es ihm selbstverständlich, sittliche Pflichten anzuerkennen und mit allen ihren Folgen auf sich zu nehmen. Zu arbeiten, zu ordnen, etwas auszurichten und am Ende des Lebens bei dem erquicklichen Bewußtsein anzukommen, daß sein Mühen auch die Kinder vorwärts gebracht habe, ist jedem Deutschen natürliches Bedürfniß. Aber da er es so mit seiner Schuldigkeit ernst nimmt, hat er auch die Zuversicht, daß sein Gott, der ihn ohne sein Zuthun in diese unvollkommene Welt gesetzt hat, mit ihm gerecht und billig in Anrechnung des guten Willens verfahren werde. „Gott verläßt keinen guten Deutschen" ist eine fast trivial gewordene Wendung, aber sie spricht die innerste Ueberzeugung unsers Volkes aus. So nehmen wir es mit Gottes Zorn gelassen, weil wir hoffen, daß er uns nicht treffen werde und weil wir jedenfalls nicht um Gnade winseln möchten, wenn wir dennoch schuldiger vor Gott sein sollten, als unser Gewissen uns eingiebt. Hier im Leben aber, wo wir klar die Wärme und den Adel des Guten und die Gemeinheit des Unsittlichen übersehen können, nehmen wir es mit unseren Idealen in allen schweren Entscheidungen sehr leidenschaftlich, und es ist eine ganz allgemein unter uns anerkannte Empfindung, daß ein Deutscher das Recht habe, lieber mit seinem Ideal zu sterben, als ohne es zu verderben. Sein Leben betrachtet der Deutsche wenn nicht als sein Eigenthum, so doch als Gottes freies Geschenk, das er wohl für sein Ideal einsetzen, aber nicht ideallos verhunzen lassen dürfe.

Alle diese edle Selbstbestimmung zum Guten, diese Gelassenheit im Leben und Sterben — kann man sie nicht thätige Lebensfreude nennen im Vergleiche zu dem chronischen schlechten Gewissen, welches der normale Zustand eines eifrigen Christen sein muß? Haben nicht unsere innersten Anschauungen, die sich in allerlei unbewußtem Urtheil und Empfinden äußern, von dem schlechten Gewissen bereits zuviel angenommen und wäre es nicht eine köstliche Befreiungsthat, wenn wir nun hinfort den eingeborenen Idealismus unseres Volksthums zum einzigen Richter über uns setzten?

Wirklich bekommt Alles nun ein anderes Gesicht, wenn wir nur erst zu denken wagen, daß das Erbtheil der Art, unser Blut, der einzige wahre und unbeschränkte Souverän unseres Lebens, nicht nur des körperlichen, sondern auch des geistigen, sittlichen und religiösen Lebens ist und daß wir durch keine äußere Offenbarung zu einen anderen Ziele treiben können, als wohin dieser Souverän von Anfang an die Offenbarung unbewußt in sich trägt. Anfang und Ende, d. h. was Menschen ewig nennen dürfen ist nun diese unsere angeborene, durch alle Entwicklungsformen beeinflußte, aber niemals völlig veränderte Rassenart, Christus dagegen nur ein Anfang und ein Ende. Alle Ueberschätzung vorübergehender Culturformen lehrt diese Erkenntniß meiden, aber auch alle Gehässigkeit, weil alles, was war und sein wird, als Nothwendigkeit erscheinen muß im Dienste eines allmächtigen Willens, der in den Gesetzen der ganzen für uns erkennbaren Welt und so auch in unserem Bluterbe wirkt. Nun fangen wir an, aus dieser einen Quelle Alles herzuleiten und hängen nicht mehr dem Traume nach, daß das Christenthum nach dem plötzlich und von außen eingreifenden Willen seine Macht an uns bekundet habe, sondern wir erkennen, daß umgekehrt wir auch an dieser Culturform, wie vorher am arischen Götterglauben das angeborene Erbe unseres Rassen-Idealismus bezeugten.

Die fromme Zuversicht der ehemaligen Apostel und der heutigen Missionare, daß nach der Verheißung dermaleinst alle Völker im religiösen Glauben ein Hirt und eine Herde sein werden, muß nun schwinden, da wir aus der thatsächlichen Entwicklung sehen, daß wie zuerst Griechen und Römer das Christenthum aufnahmen und dann auch alle anderen europäischen Arier in diesem Bekenntniß ihren religiösen und sittlichen Leitstern fanden, mit dieser Eroberung der Zug des christlichen Idealismus doch auch sein Ende fand, und daß weder die Juden selbst, unter denen er geboren wurde, noch ihre semitischen Brüdervölker, weder die Mongolen, noch selbst die auch-arischen Inder in der christlichen Anschauung die natürliche Verklärung ihres Volkscharakters finden mögen. Mit den paar Negern, Japanern, Indern, Juden oder Chinesen, die man nach großen Opfern gewinnt, soll man ebenso wenig Aufhebens machen, wie etwa mit den Abessiniern, die ja auch Christen sind, aber von so grober Art, daß man sagen kann, das Taufwasser habe ihnen kaum die Haut genäßt, geschweige denn ihr Herz verändert.

In der unerbittlichen inneren Abkehr der Juden vom Christenthume liegt gewiß eine starke Versuchung zu der Frage, ob Christus selbst und unter seinen Jüngern vor allen der feurige und tiefinnerlich idealistische Paulus wohl wirklich jüdischen Blutes und nicht vielmehr Nachkommen versprengter Arier gewesen seien, aber diese Bemühung erscheint ebenso müßig, wie die andere verrannt und thöricht, aus einzelnen jüdischen Bestandtheilen der christlichen Lehre das ganze Christenthum zu verdächtigen. Vielmehr steht soviel fest, daß der erbliche Idealismus der Arier, besonders aber der Germanen, an dem Christenthum sich nicht so viele Jahrhunderte hindurch und mit soviel Inbrunst hätte bezeugen können, wenn er darin nicht das seinem eigenen Charakter angemessene Höhere gefunden hätte. Aber freilich muß ebenso fest im Gedächtniß gehalten werden, daß bei dem sogenannten Bekehrungswerk nicht Christus das Gold hergab und die arischen Völker, je nach ihren besonderen Anlagen, die verschiedene Prägung, sondern umgekehrt das Gold des Idealismus in verschiedenem Feingehalt schon ein sicheres Erbtheil der Arier war und Christi Lehre nur die Prägung schaffte. Daraus folgt aber: 1. daß Taufwasser es wirklich nicht thut und daß z. B. der Uebertritt eines Juden uns nicht veranlassen kann, ihn von dem Schicksale auszunehmen, das seine Rasse ihm bereitet; und 2. daß das Gold des arischen, besonders des germanischen Idealismus Werth und Kraft behalten wird, auch wenn die Züge der christlichen Prägung mit der Zeit unleserlich werden sollten.

2. Vom Christenthum zum Deutschthum.

Es wäre zwar sehr abgeschmackt, wenn Einer nach den bisherigen Erörterungen behauptete, ich wollte das Christenthum abschaffen oder hielte dergleichen für möglich, aber auf alle Fälle mag doch ausdrücklich bemerkt werden, daß auch nach meiner Ansicht ein eingewachsener Organismus nicht abgeschafft werden, sondern höchstens absterben, d. h. in neue Lebensformen allmählich übergehen kann. Für diese neue Lebensform halte ich die stärker, als bisher, ihrer selbstbewußte Volksseele, erkenntnißmäßig getragen von der Naturwissenschaft, thatsächlich erprobt und immerfort nach ihrer Art weiter entwickelt an den Aufgaben der gesammten Culturmenschheit. Das Christenthum, nachdem es so lange und bis in die feinsten Lebensäußerungen auf die Volksseele

gewirkt hat, kann nie wieder mit allen Spuren daraus verschwinden, ebenso wenig wie bisher z. B. der alte germanische Götterglaube aus dem kindlichen Schatze unsres Volksgedächtnisses, dem Aberglauben und den Märchen und Sagen ganz verschwunden ist. Aber mehr und mehr, ja heute schon deutlich erkennbar wird auch das Christenthum aus dem lebendig wirkenden Bewußtsein der geistig Erwachsenen in die kindliche Dämmerung der geistig Unerwachsenen zurückgedrängt werden. Ein langer Prozeß des Absterbens steht da noch bevor, und wem unseres Volkes Gesundheit am Herzen liegt, wird gar nicht wünschen, daß dieser Prozeß sich rasch oder gar gewaltsam vollziehe.

Unser ganzes öffentliches Leben ist ja mit dem Christenthum durchtränkt, und wie immer bei mählichen Umwandlungen geschieht, werden auch hier die Formen des Christenthums seinen Geist noch lange überdauern. Unsere Staaten nennen sich christlich, unsere Gesetze nehmen ihre höchsten Gesichtspunkte vom Christenthum, unsere öffentlichen Einrichtungen, Fest- und Ruhetage, Kranken- und Armenpflege haben sich von Christi Auftrag Namen und Ordnung gegeben, und wenn auch jeder Einsichtige weiß, wieviel hier an mehr als einer Stelle das angewandte Christenthum seinem Geiste schuldig geblieben ist, so wird doch Niemand wünschen, daß die wohlthätige Macht der Gewohnheit mit plötzlichem und darum sicherlich nutzlosem Umsturz unterbrochen werde.

Draußen in der Fremde kann dem Deutschen, der sich innerlich losgelöst hat, die Kirche sogar wieder an's Herz wachsen, weil er fühlt, daß an dem Gotteshause seine Nationalflagge weht. Freilich gleicht er darin längst nicht dem Engländer, und leichteren Gewissens wird er auch in Zukunft den nationalen Zusammenschluß in Turn-, Sing- und geselligen Vereinigungen suchen, die seinem religiösen Eigenwillen keinen Zwang auferlegen, aber duldsamer wird er in der Fremde doch sein und sogar wieder Opfer bringen, die er daheim der Kirche vielleicht versagte.

Und soweit ist selbst in der Heimath, ausgenommen vielleicht bei den Socialdemokraten, die alte Gewohnheit noch mächtig, daß Wenige nur bei den wichtigsten Abschnitten des Lebens an irgend einer eigenwilligen Erbauung nach Wahrheit und Gewissen Genüge finden im Vergleich zu den gewohnten Erbauungsformen der Kirche, welche ihre Kraft im allgemeinen Verständniß haben. Man läßt taufen, obgleich sehr oft der Vater, zuweilen auch die Mutter keine

innere Zustimmung und ernsthaften Entschluß zu der heiligen Handlung in sich fühlen; man konfirmirt, weil man keine Ausnahme vom Brauche machen möchte; die Bräute und ihre Mütter drängen auf kirchliche Trauung, da die nüchternen Formen der standesamtlichen Bindung nach ihrem Gefühle nicht fest und feierlich genug binden; man läßt endlich über die Leichen derjenigen den Segen der Kirche sprechen, die im Leben kaum noch wußten, wie eine Kirche von innen aussieht. So ist es heute und so wird man es menschlich begreifen, aber es ist keine Wahrhaftigkeit in diesen Zustande, und darum kann er nicht dauern. Wenn der Widerspruch gegen die Kirche sich in irgend einem Eifer bekundete, stände es besser für sie, denn an offenbarem Widerstande könnte sie neues Leben gewinnen, wie einst die katholische Kirche an Luthers Reformation; an dieser Gleichgültigkeit aber und ganz äußerlichen Anbequemung wird das offizielle Christenthum langsam ersticken, wie Dünensand ein Wrack einsargt oder der schweigsame Schnee einen Erfrierenden langsam begräbt.

Besonders starke Lebenskraft hat die Kirche noch und wird sie behalten in unserer Poesie, denn all die Wärme und Weihe der Empfindungen, die unser Volk Jahrhunderte lang in sie hineingetragen, die strahlt nun auch heraus und macht jedes Einzelnen Erinnerungen reicher und wärmer. Aber wenn wir uns recht prüfen, ist das nicht die geistliche Kirche, die Gemeinde der Gläubigen oder gar die Kampfstätte des theologischen Streites, die so traulich aus lieben Kindheitsbildern in unser heutiges Bewußtsein herüber wirkt, sondern es ist ganz greifbar die eine bestimmte Kirche mit dem kalkigen Posaunenengel über der Kanzel, der eine Pfarrer, der unter diesem Engel so milde segnen, aber auch so eifrig grollen konnte. Nun schmilzt auf einmal alle kühle Ueberlegung dahin, und nur wehmüthig wird mir bei dem Gedanken, daß spätere Geschlechter entbehren sollten, was mir so weihevoll aus meinen Jugendtagen herüber klingt. Denn nun denk' ich an das dunkle Schieferdach auf dem blendend weißen hohen Gebäude in dem lieben Dorfe, wo ich meine Schulferien so gern verlebte. Nun steh' ich wieder im Glockenthurm und schaue durch die Luke hinaus auf die Dächer und die sonnigen, prangenden Felder oder unter mir auf die stillen Hügel mit den ernsten Kreuzen, und über meinem jungen Haupte schwingt die Glocke dröhnend ihre letzten Klänge und trägt auf ihren großen Wellen meine Seele fort, aufwärts.

Oder ich treibe mich während des Sonntagsgottesdienstes vor der Stephanikirche in Goslar umher und gucke neugierig durch die Gitter in den Katakombenraum, wo damals staubige Särge standen, und ich bemühe mich, irgendwo in den düsteren Ecken des modrigen, dunklen Raumes Schädel oder Knochen zu erspähen, um das Grauen der Creatur desto stolzer zu überwinden. Da plötzlich rauschen die Klänge des Schlußchorales drinnen von der Orgel empor, die Gemeinde fällt wie aufjauchzend ein, und mit Urgewalt reißt diese Kraft des Lebendigen Sinn und Seele an sich, daß ich andächtig stehe und lausche. Glockenklang und Orgelrauschen — welches deutsche Herz würde sich nicht ärmer fühlen, wenn diese Stimmen nicht mehr friedevoll hineintönten in die Wirren und Sorgen des Tages und die Stunden der stillen Beschaulichkeit! — Wer auch möchte sie in unseren kleinen Städten und auf den Dörfern missen — die feierlichen und oft so kerndeutschen Gestalten unserer Pfarrer, die alle höchste Weihe, aber auch alles Behagen und allen Frieden ihrer Umgebung in sich zu vereinigen und wieder auszustrahlen verstehen aus ihrem epheuumsponnenen Heim in die Unruhe dieser Welt! Die romantischen Neigungen unserer Dichter haben sich deshalb immer wieder hingezogen gefühlt zum traulichen Pfarrhause und es zum Danke geschmückt mit allen Bildern idyllischen Friedens, die gewiß nicht in jedem Falle die Wirklichkeit spiegeln, aber ebenso gewiß das Ideal bedeuten von dem, was das deutsche Volk im Leben und Wirken namentlich seiner ländlichen Pfarrer empfindet.

Soll die Poesie dieser warmen Klänge und Farben mit der kommenden Epoche des reinen Deutschthums verschwinden? Aber wer sagt denn, daß sie verschwinden müsse? Wer möchte es verantworten, aus unserem ländlichen Leben, wo der Pastor oft der einzige Träger höheren Gedankenganges und die Kirche die einzige Erbauungsstätte ist, beide einfach auszumerzen und die Bauern der Verzweiflung des geistigen Todes zu überlassen? Nicht um der Poesie willen, die rascher, als man gewöhnlich denkt, um alle noch so prosaischen Neuheiten der Culturentwicklung ihren Epheu zu schlingen pflegt, sondern um Unheil zu vermeiden, wird kein Vernünftiger daran denken, die Kirchen und die Pfarrer abzuschaffen. Auch in ferner Zukunft noch würden die Geistlichen als wissenschaftlich vorbereitete Pfleger und Hüter unserer Volksideale und als vornehmste Zeugen unserer Volkssitte ihren Platz behaupten. Ohne prophezeien zu wollen, könnte man sich den Uebergang vom deutschen Christen-

thum zum christlichen Deutschthum in den jetzigen Formen der kirchlichen Organisation wohl vorstellen. Es wächst ein Theologengeschlecht heran, in welchem Schaffens- und Wahrhaftigkeitsdrang gleich stark zu sein scheinen. Viele von diesen jungen Geistlichen wollen vor allen Dingen lebendig in's Herz ihres Volkes hineinwirken, für die bloße Scheinautorität ihrer Stellung haben sie keinen Geschmack. Nun, so kann man sich denken, daß eines Tages, wenn der Geist sie treibt, diese jungen Pfarrer von den deutschen Idealen als den Leitsternen unserer Sittlichkeit predigen könnten, in denen allein von jeher Gott sich für uns offenbare. Sie könnten eines Tages erkennen und bezeugen, daß diese Offenbarung ihnen sicherer erscheine, als die durch das Christenthum, das zwar dem deutschen Volke lange Zeit hindurch ein großes und würdiges Haus gewesen sei, aber zuletzt doch ohne allerlei Zwang und Widernatur sich nicht habe behaupten lassen. Und so habe unser Volk eingesehen, daß es ganz sein selbst in voller Wahrhaftigkeit erst sein werde durch das Vertrauen, daß Gott seinen Willen an uns am klarsten durch unser deutsches Gewissen offenbare. Wenn so erst Einer den neuen Geist bezeugte, wer weiß, ob sich nicht Mehrere fänden, ja ob nicht vielleicht der ganze Neuguß viel geräuschloser in die alten Formen ginge, als man sich jetzt vorzustellen wagt!

Fragt nun nach alledem Jemand, wo die zehn Gebote und die Glaubensartikel des reinen Deutschthums seien, dann lautet die Antwort: Alle besten Gesetze sind ungeschriebene; müßte man sie schreiben, so wären sie nicht mehr lebendig. In diesem Sinne sind auch die Gesetze des reinen Deutschthums zwar ungeschriebene, aber darum desto unverbrüchlichere Gesetze in jedes Deutschen Empfinden und Gewissen. Will man dennoch eine kurze und übersichtliche Formel haben, um rasch den Unterschied gegen den bisherigen Zustand zu nennen, so mag es dies Bekenntniß sein: *Um der Wahrhaftigkeit willen finde Jeder seine Seligkeit nach eigenem Glauben, doch müssen wir sittlich leben und streben allesammt nach dem Erbe der Väter.*

Es läßt sich denken, daß dieses Bekenntniß Vielen nicht genügen wird. Es ist zu schlicht, — aber die großen absoluten Forderungen haben uns bisher nicht weiter gebracht. Es ist zu unbestimmt, — aber jede Bestimmtheit für das Allgemeine zeugt auf's Neue Unwahrheit für den Einzelnen. Es verspricht so wenig, — aber gerade so viel, wie wir halten können, und in Gewissensdingen ziemt es

keinem Deutschen, mehr zu versprechen. Gut, aber müssen nicht sittliche Forderungen hoch über jeder möglichen Erfüllung stehen, damit wir nicht in Selbstgenüge satt werden, sondern immerfort wachsen können? Wir könnten mit erfüllbaren Forderungen nicht selbstgenügsamer werden, als wir in dieser Zeit mit den absoluten leben und hätten doch eigentlich noch unsre Gewissensheuchelei als Extralast zu tragen. Aber zudem: es giebt in der Sittlichkeit auch ohne Bibel und Beichtvater keine erfüllbare Forderung; denn jede Tugend oder Tüchtigkeit, wenn Du ihren Namen nennst, trägt sich das Bild ihres Ideals immer voran, und ein ehrliches Gewissen hat an jeder einzelnen mit viel Eifer zu streben, ehe es sich daran genug thut. Nun ja, aber werden wir ohne nähere Anleitung immer sicher erkennen, welches die unserm Vätererbe gemäße Sittlichkeit ist? Sicherlich, denn was wir Gewissen nennen, ist weiter nichts, als die ungeschriebene aber trotzdem leserliche Gesetzestafel dessen, was unseren Vätern sittlich gut und sittlich schlecht erschien, wonach sie lebten und strebten. Nur was unsere Väter auf diese Tafel schrieben und wir entziffern lernen, hat und behält lebendige Kraft an uns; auch was sie als überzeugte Christen an sittlichen Werthen durch Geschlechter forterbend sich erwarben, ist nun ein Inventarium unseres Gewissens geworden, und so wird, was wir Lebendigen von guten Kräften uns in ehrlichem Bemühen hinzu gewinnen, vielleicht, sofern es von Dauer in der Nachwelt bleibt, der Gewissenstafel als neue Forderung hinzugefügt werden.

Wer die Bibel für ein deutlicheres Zeugniß von Gottes sittlichem Willen an uns Deutschen hält, der möge diese Zuversicht wohl prüfen, ob er sie auch erweisen kann. Ich kann in aller Vergangenheit des Christenthums nur sehen, daß jeder ehrliche Erkenntnißeifer an dem Labyrinthe der Bibel rein zum Simpel oder zum Narren geworden ist und daß jede böse Absicht gleichfalls in der Bibel ihre Waffen gefunden hat. Es ist keine Albernheit scholastischer Trugschlüsse, keine Roheit und Scheußlichkeit gewesen, gegen die der gesunde Menschenverstand und das schlichte Gewissen sich nicht aufgelehnt hätten, aber die Bibel hat ihnen zum Siege helfen müssen. Wo der Liebesgeist des neuen Testamentes nicht ausreichen wollte, mußte der Straf- und Rachegeist des alten den Schild darüber halten. Die Wissenschaft wurde geknebelt, Ketzer wurden verbrannt, Völker geknechtet, Angeklagte gefoltert, Treulosigkeit geheiligt; denn für Alles fand sich in dem alten Testamente, der

finsteren Chronik des Judenthums, ein Vorbild oder Beispiel. Selbst Luther, der befreien wollte und doch nicht aufhören mochte, die Bibel als das einzige Richtmaß menschlicher und geistlicher Erkenntniß zu verfechten, ist dadurch oft genug zum öden Dialektiker herabgesunken. Es ist ein quälendes Schauspiel zu sehen, wie dieser kraftvolle Mann in seinen Streitschriften, in Predigten und Mahnungen in selbstgeschmiedeten Fesseln klirrt und seine natürliche Gesundheit freventlich vergeudet. Er führte Kritik ein und übte sie, aber er blieb Zeit seines Lebens ein gefesselter Prometheus, und weil er nichts ganz that, muß selbst seine Freiheit uns Willkür scheinen. Erst unser deutsches Volksgewissen kann uns ganz befreien, denn nur dieser Gesetzgeber kann nie veralten, weil mit dem Wechsel der Zeiten auch dieser Souverän unserer Sittlichkeit sich langsam fortentwickelt.

Ein weiteres gewichtiges Bedenken: Wie sollen wir unsere Kinder an die Quelle unsrer großjährigen Erkenntniß leiten, wie sollen wir für junge Herzen die Erbauung zurichten? Mit manchem öden Gedächtnißkram aus Bibel oder Katechismus würde es freilich nach und nach ein Ende nehmen müssen, wie es ja jetzt schon auf dem Papiere der neuen Lehrpläne für die höheren Schulen gefordert wird; aber mancher Kernspruch der Bibel wird nach wie vor der kräftigste und anschaulichste Ausdruck religiöser Seelenerfahrung bleiben, und von unseren Gesangbuchliedern zeugt manch' eines — wenn man es nur recht aus diesem Standpunkte betrachtet — kräftiger von deutschem, als christlichem Empfinden. In aller absehbaren Zukunft wird dem Kindergemüthe kein helleres Beispiel von Kraft, Frieden und Erlösung gotterfüllten Lehrens und Wandels aufgerichtet werden, als Jesus von Nazareth, keiner wird sein, der sich mit ihm an Stärke und Lieblichkeit des Ewigen in der Menschenbrust vergleichen ließe. Keiner hat für unser deutsches Gewissen wie er das Böse durch Erkenntniß und Leben überwunden, Keiner war bei eigener sittlicher Größe milder gegen die schwachen Kämpfer, Keiner kann wie er die Wogen der Leidenschaft glätten, Keiner hat unschuldiger für sein Ideal gelitten und Keiner also kann den Frieden seines Glaubenstrostes so stark wie er in unsere Seele leiten, da er um seiner Menschenliebe willen den qualvollsten Tod erlitt und denen, die nach ihm für Ideale starben, den Triumphgesang gab: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

So könnte Jesus von Nazareth für unsern Religionsunterricht auch fernerhin im höchsten Sinne der Erlöser bleiben, aber er müßte dennoch ein Anderer werden. Es ist ein Unterschied, die Kinder zu lehren, daß sie durch einen Glaubensvorgang von geheimnißvoller Kraft die sittlichen und geistigen Eroberungen in Jesu Leben einfach zu ihrem Besitzthum machen könnten, oder sie nur an Jesu Beispiel zur Liebe und Treue für die eigenen, von ihren Vorfahren ererbten Ideale zu entzünden. Man hat versucht, aber trotz der mehr als tausendjährigen Arbeit der christlichen Kirchen zuletzt doch nicht völlig erreicht, den Inhalt der Jesu-Ideale dem deutschen Gewissen einzuimpfen; es sollte nun aber versucht werden und würde sicherlich gelingen, an Jesu Beispiel vor Allem zu zeigen, wie ein gotterfüllter Mensch den Schatz seiner eigenen, von seinem Volke ihm vererbten Ideale erwerben, vermehren und zuletzt selbst mit dem Tode vertheidigen soll.

Um also den besonderen Inhalt des deutschen Ideals (auch im Unterschiede zu dem christlichen) kennen zu lernen, muß der künftige Religionsunterricht ein neues und sehr wesentliches Element hinzunehmen. An ausgewählten Lebensläufen sollte den Kindern gezeigt werden, wie hier und da vorbildliche Männer und Frauen ihre angeborene deutsche Sittlichkeit darlebten und selbst unter dem erdrückenden Einflusse des Christenthums annahmen, was ihrer deutschen Natur gemäß war und ablehnten, was ihr widerstand. An solchen Zügen, die in unseren volksthümlichsten Gestalten oft sehr scharf ausgeprägt sind, verweilt heute schon Alt und Jung mit der eigentlichen Haupterbauung, aber man unterdrückt diese Instinkte, damit ja nicht das Christenthum zu kurz komme. Künftig aber müßte der deutschen Natur ihr volles Recht werden, und dann würde man Wunder von Erbauungskraft selbst in strohernen Köpfen spüren.

Nun könnte hiernach vielleicht der Verdacht aufkommen, daß ich den künftigen Religionsunterricht in einer nationalen Sittlichkeitslehre wesentlich beschließen und das Religiöse, d. h. das Verhältniß der gläubigen Seele zu Gott bei Seite schieben oder ganz fern halten wollte. Das ist natürlich gar nicht mein Ansinnen; doch bin ich mir allerdings bewußt, daß es sich bei diesem Theile des Unterrichtes nur um eine Weckung und Anregung, nicht um eine Sättigung des religiösen Bedürfnisses handeln kann, wenn nicht das ganze Werk verpfuscht werden soll. Hier vor Allem also

keine trockenen Begriffsentwickelungen oder gar einen platten Gedächtnißkram! Der Lehrer begnüge sich vielmehr auch hier damit, daß die Kinder aus den Lebensgängen vorbildlicher Deutscher erfahren, wie diese Gott fanden und ihr Herz in ihm beruhigten. Dann wird schon von selbst den jungen Seelen die Erkenntniß dämmern, daß Gott jedem Menschen ein Anderer ist, daß er auch nicht sich selber darbringt, sondern dem Himmel abgezwungen werden muß im Ueberschwange einer Glücksempfindung oder, was öfter begegnet, in rathloser Verzweiflung der Herzen, die sich selbst zermartern. Dies Alles möge der Lehrer wie eine Ahnung in den Kindern langsam aufsprießen lassen, mit voller Klarheit aber und aller sittlichen Schärfe präge er ihrem Gewissen ein, wie zwar die göttliche Gewalt es durchaus nicht eilig habe mit der Sorge, daß wir sie erkennen und ihr Ehre erweisen, wie es aber das Dümmste und Jämmerlichste wäre, wenn ein Menschenkind irgend einem anderen Menschen zu Liebe in Bezug auf Gott Unwahrhaftigkeit triebe, da doch Gott das Innerlichste und Tiefste und Aufrichtigste in uns sein müsse, oder überhaupt nicht bei uns sein könne. Also lieber Gott noch nicht erkennen, als ihn heuchlerisch bekennen — das muß oft wiederholte Mahnung werden. Solche Wahrhaftigkeit gegen sich erzieht zugleich Achtung vor den religiösen Bedürfnissen Anderer d. h. Duldung, und Beide, zu allgemeiner Anerkennung gebracht, geben den Kindern das Gefühl völliger Freiheit, in welcher allein die edle Natur sich auf all' ihr bestes Eigenthum besinnen kann.

Diese Religionserweckung wie jener Anschauungsunterricht in deutscher Sittlichkeit würden beide ein feuriges Herz und eine behutsame Hand bei'm Lehrer fordern, aber der Unterricht selbst würde sich solche Lehrer erwecken aus denen, die an dem jetzigen Katechismusdrill und Bibelspruch-Haarspalten ihre letzte Schwungfeder längst verloren haben.

Und wie — um nun auch den Zettel an das Fach zu kleben — soll man diesen Unterricht nennen, da er mit der christlichen Religionslehre doch nur mittelbar zu thun hätte? Väterlehre? Das wäre mißdeutig. Aber Kinderlehre (ein Wort, das man in meiner Heimath damals für Confirmandenunterricht gebrauchte) würde herrlich passen, denn vor Allem müßte ja in dieser Stunde den Kindern eingeprägt werden, sich als Kinder, als sittliche Erben ihrer Väter empfinden zu lernen!

Nun wäre weiterhin aber dem Einwande zu begegnen, daß Einer sagte: Wenn also das reine Deutschthum die stärkste Quelle unserer Sittlichkeit war und künftig die einzige sein soll, so wäre es wohl am besten, sie ringsum einzugattern und alles Fremde von ihr fern zu halten? Was gründliche und anhaltende Abschließung wirke, lernt man an den Chinesen; sie haben sittlich gewiß keinen Schaden davon gehabt, und ihre sociale Verträglichkeit läßt wenig zu wünschen, aber etwas mehr Luftzug und Freiheit wäre ihnen doch zu gönnen. Mit Recht verbinden wir mit dem Worte Chinesenthum alle jene geistige Versumpfung, Rückständigkeit und Selbstzufriedenheit, welche nur da entstehen kann, wo sich nicht täglich die eigenen Kräfte mit den höchsten Kräften Anderer messen. Und so würde uns ihr Beispiel Alles in Allem gewiß nicht zur Nachahmung reizen, selbst wenn wir es in unserer Macht hätten, die Riegel an allen Thoren des deutschen Reiches zuzuschieben. Aber freilich sind chinesische Abschließung und ungehemmter Zufluß aller Schädlichkeiten (des Judenthums z. B.) zwei Extreme, zwischen denen die rechte Mitte auch hier die Weisheit bedeutet. Sorgen wir, daß unsere Volksseele immer in kräftigem Bewußtsein ihrer selbst erhalten bleibe, dann wird uns der freie Zufluß der Anregungen aus anderen Völkern nicht schaden, sondern nur nützen, und dann, aber auch nur dann kann es eine deutsche Tugend *werden*, was uns jetzt schon zu Unrecht als eine solche angepriesen wird: daß wir so unbefangen die Vorzüge anderer Volkscharaktere erkennen. Sie uns *anzueignen*, könnte freilich auch in Zukunft nur ein völlig irregeleitetes Deutschbewußtsein uns anrathen wollen, denn thatsächlich hat unser Volkscharakter trotz aller solcher Aufschwätzereien verwaschener Köpfe seine ganz bestimmte und ganz eigene Prägung behalten, und wer die Gesetze natürlichen Wachsthums ringsum in der Welt erkennt, wird weder erwarten noch wünschen, daß wir jemals ein Erborgtes zu unserem Eigen machen möchten. Aus dieser organischen Gesetzmäßigkeit folgt aber keineswegs Unfreiheit, weder für den Einzelnen, noch für das Volk; denn recht verstandene Freiheit bedeutet nur, daß wir thun *können*, was wir unserer Natur nach thun *müssen*. Danach bestimmt sich das Maß der Einwirkung anderer Völker auf uns. Und welcher Deutsche nun umgekehrt in Sorge ist, daß er nicht auf die fremden Völker, somit auch nicht auf die Menschheit wirken könne, wenn ihm der Arm durch sein Volk gebunden werde, dem ist zu sagen, daß jede

Einzel-Persönlichkeit sich zuvor in die höhere Persönlichkeit ihres Volkes auswachsen und verstärken muß, bevor überhaupt eine Wirkung auf andere Völker möglich wird. Dies ist in früheren Aufsätzen näher erörtert und braucht hier nicht wiederholt zu werden.

Noch viele andere Einwände gegen die Lehre vom reinen Deutschthum mögen im Hintergrunde lauern, die ich nicht vorweg abwehren kann, denn wer ungewohnte Behauptungen vertheidigt, muß sich auf ehrlichen wie auf böswilligen Widerstand gefaßt machen. Aber ich bin dennoch gefaßt und zweifle nicht, daß der Lauf der Dinge mir Recht geben wird, und darum verzichte ich hier wie in manchem anderen Punkte auf Vollständigkeit, um nur das Nothwendigste zu sagen. Die ehrlich Rückständigen glaube ich überzeugt zu haben, daß ich weder die Geschichte unseres Volkes noch eines Einzelnen Glauben und Gewissen vergewaltigen will. Aber nun werden die stürmisch Gläubigen mich wegen Halbheit verklagen. Wie, werden sie sagen, du weisest uns auf das reine Deutschthum und willst doch nicht den Schnitt gegen das Christenthum machen, willst die Kirchen stehen lassen und sogar die Priester in die neue Zeit herüber nehmen? Was bedeutet es denn, nur den Standpunkt zu ändern und die Dinge zu lassen, wie sie sind?

Es bedeutet sehr viel, denn richtig angesehen ist alles, was wir Kulturentwicklung nennen, zuerst nur eine Aenderung unseres Gesichtspunktes gewesen, wodurch zunächst das Verträgliche näher herangezogen, das Unverträgliche zurückgeschoben wurde und so allmählich, ehe man sich's recht versah, auch unsere Zustände ein anderes Gesicht bekamen. Vom reinem Deutschthum aus betrachtet, wird manche Einrichtung und manches Gebot des Christenthums sich leicht in unser neues Bewußtsein einschmelzen, und um so leichter wird das von Statten gehen, da Luther diese Arbeit schon begonnen hat. Vieles aber auch, und darunter manches Hauptstück christlicher Gesinnung, wird nun zurückweichen, und wir werden den Muth in unserem Deutschbewußtsein finden, es völlig auszumerzen.

Wenn wir die thatsächlichen Zustände in Kirche, Staat und Gesellschaft einstweilen auch lassen, wie sie sind und nur einen neuen inneren Standpunkt zu ihnen gewinnen, so ist das für die Gegenwart genug und für die Zukunft doch der Anfang der Vollendung. Daß die Dinge nur langsam unserer besseren Erkenntnis folgen, ist Naturgesetz und nicht zu ändern, aber ob wir unterdessen vertrauensvoll oder gleichgültig, freudig oder verzagt sind

und ob uns frische Kraft wächst oder ob ein Schwächegefühl ganz von uns Besitz nimmt, das hängt doch allein von unserem inneren Standpunkte zu den Dingen ab.

Vergleichen wir das Christenthum mit einem hohen, weitgelagerten Gebirge, zu dem die meisten der arischen Völker sehnsuchtsvoll wanderten und in dessen Thälern sie Wohnung nahmen, weil sie wähnten, hier sei für immer ihre ruhige und sichere Stätte; — so erscheint uns Deutschen der Protestantismus als der höchste Berg dieses Gebirges. Langsam hat uns die Zeit auf seinen lichten kühlen Gipfel emporgehoben, aber nun, da wir oben stehen, breitet sich nicht nur alles Gebirge klar und übersichtlich zu unseren Füßen, sondern wir schauen auch — freudig bewegt, weil wir es nicht zu denken wagten —, daß ein Ende des Gebirges sei und hinter ihm ein neues blühendes Land, auf dem sich wohnen läßt, über das wir wandern können — weiter, weiter in die unergründliche Zukunft. So Wichtiges schafft uns ein neuer Standpunkt! —

III.

Einige wichtige Zeitaufgaben im Lichte des reinen Deutschthums.

Man wird vielleicht erwarten und fordern, daß ein Inventarverzeichniß unserer sittlichen Erbschaft aufgestellt werde, um so den gegenwärtigen Besitzstand des reinen Deutschthums zu ermitteln. Aber auf diesem Wege sind wir zu sehr von der Willkür des Einzelempfindens abhängig, als daß wir zum Ziele gelangen könnten, denn nicht Jeder von uns ist zu jeder Zeit im Erkennen und Wollen ein Mustertypus deutschen Wesens, wohl aber soll Jeder zu jeder Zeit ein ehrlicher Bekenner seines Gewissens sein, und darum sollen wir ihn nicht zu einem Zeugniß überreden, dem seine Wahrhaftigkeit nicht frei zustimmen würde.

Wir könnten auch versuchen — und dieser Versuch ist schon begonnen —, durch die naturwissenschaftliche Methode des Erfahrungsbeweises gewisse äußere Merkmale der germanischen Rasse, wie Langschädel, blaue Augen, blondes Haar, weiße Haut von den schriftlichen Zeugnissen der Alten und von den sogenannten Reihengräbern der Merowinger in ihrer Entwickelung bis auf unsere Zeit zu verfolgen, um dann die geistigen Eigenschaften, welche mit jenen körperlichen sich verbunden zeigen, als den Rassetypus des reinen Deutschthums zu erweisen. Dieses Bemühen kann ungeahnte Frucht

tragen und manche Vermuthung, die wir jetzt nur durch Instinkt erfassen, als wissenschaftliche Wahrheit erweisen, aber es setzt die unermüdliche Sammelarbeit von Jahrhunderten voraus, und selbst wenn es gelingen sollte, wird es mehr Licht in die Vergangenheit, als in die Gegenwart bringen und unserem gegenwärtigen Deutschempfinden schwerlich genug thun. Denn wir fühlen Alle unmittelbar und können es auch erproben, daß der reichste Besitz deutschsittlicher Erbschaft keineswegs immer an Walzenschädel, blonde Haare und blaue Augen gebunden ist; es wäre also vor Allem wichtig, die Gesetze der Entwicklung zu kennen, nach welchen die geistige Erbschaft sich erneuert und stark im Bewußtsein erhält, auch wenn die äußeren Zeichen germanischer Abkunft bei einzelnen Kindern blonder Eltern oder in ganzen Geschlechterfolgen verschwinden. Ja, wenn sogar, wie es den Anschein hat, unser ganzes Volk allmählich immer mehr rundschädelig würde, könnte doch nur der allergraueste Theoretiker uns aufreden wollen, daß wir zu irgend einem Zeitpunkt aufhörten, die geistigen und sittlichen Erben unserer germanischen Väter zu sein; vorausgesetzt natürlich, daß die Entwicklung ins Rundköpfige und Dunkelhaarige sich allmählich vollzöge und nicht etwa so, wie sich in Frankreich das gallische Element von dem fränkischen mit einem großen Aderlaß durch die Guillotine befreite. Bei allmählicher Entwicklung bleibt jedes Volk so lange Erbe seiner Vorfahren, wie es Erbe zu sein wünscht und bewährt, denn das Bewußtsein und der Wille zu ererbten Idealen beweisen vollkräftig, daß diese Ideale noch herrschen. Kurz: — wie man es auch betrachten mag, auf anthropologischem Wege werden wir schwerlich dahin gelangen, das Inventarium des reinen Deutschthums aufzustellen.

Leichter kämen wir vielleicht zum Zwecke, wenn wir rückwärts fragten in unsere Geschichte, und sicherlich wird ein Buch wie Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Geschichte" für unsere künftige „Kinderlehre" *) einen wahren Schatz bedeuten, aber das ist doch auf den ersten Blick klar, daß der Geschichtsschreiber nicht das Recht hat, ganze Abschnitte thatsächlicher deutscher Kulturentwicklung darum zu übergehen, weil sie zu seinem vorgefaßten Bilde reinen Deutschthums nicht passen wollen. Er muß vor Allem dem Thatsächlichen gerecht werden, wir aber gebrauchen für alle Zwecke der Erziehung, d. h. für Alles, was in die Zukunft unseres

*) Diesen Namen habe ich im zweiten Theile für den künftigen Religions- und Sittenunterricht vorgeschlagen.

Volkes deutet, nur das Vorbildliche, das Ideal des reinen Deutschthums. Und das ist nun das Merkwürdige, daß, obgleich unser Volk geschichtlich durch die verschiedensten Zustände, Zeitanschauungen, Moden hindurchgegangem ist und obgleich jeder der heute lebenden Volksgenossen sein eigenes Deutschthum mit souveränem Gewissen selber bestimmen will, dennoch eine überwiegende Stimmenmehrheit zu gewinnen wäre, wenn man Umfrage halten wollte, in welchen Zeiten unserer Geschichte einem Jeden deutsches Wesen am reinsten ausgeprägt erschiene. Man würde starke Abweichungen im Einzelnen erhalten, aber im Ganzen würden sich doch die Stimmen der Urtheilsfähigen am dichtesten häufen um die Völkerwanderung, die Zeit des Städtewesens, die Reformation und die Freiheitskriege. Diese Zustimmung, der sich wahrscheinlich auch die Ausländer anschließen würden, beweist aber, daß in jedem einzelnen Deutschen trotz seines von der Norm vielleicht stark abweichenden Eigendenkens und -Fühlens ein Idealbegriff reinen Deutschthums vorhanden ist, welcher gewiß durch den Schulunterricht eingeprägt, aber später doch auch durch die Erfahrung der Erwachsenen bestätigt wurde und nun auf jeden Fall beweist, daß mit dem Blute unserer Väter ein gemeinsames geistiges und sittliches Bedürfnis in uns aufwächst, das jenes Ideal mit starker Neigung erfaßt.

Dieses Ideal nun, nie ganz erfüllt, aber immer angestrebt, ist das einzig echte und immer lebendige Inventarium reinen Deutschthums in unserem Gewissen. Es ist der unausgesprochene, unergründliche und doch immer wirksame Antrieb, daß wir wählen, was wir wählen, lieben, was wir lieben und bekämpfen, was uns zuwider ist. Wenn dieser Trieb unserer Natur ungereizt bleibt oder auf dem glatten Strome unserer Gewohnheit dahintreibt, kommt er uns schwerlich zum Bewußtsein, aber wenn Zeit und Verhältnisse neue Aufgaben an unsere Schwelle tragen, dann nehmen wir das Maß unseres Urtheils und die Empfindung dessen, was uns natürlich oder widernatürlich, begehrens- oder verabscheuenswerth erscheint, mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein von diesem Ideal. Hier offenbaren sich die Unterschiede und Grenzen der Volkscharaktere, und hier ist das Gebiet, wo die gemeinsamen Aufgaben der Kulturmenschheit von jedem Volke mit den besonderen Mitteln seiner Art gelöst werden müssen. Der Wissenschaft, die ja bis in die Eingeweide international ist und es nach ihrem rein verstandsmäßigen Wesen auch wohl sein

muß, wird dieser nationale Eigenwille immer ein Verdruß sein; immer wieder wird sie es bequemer finden, den Völkern aufzureden, daß Eines sich für Alle schicke, und Unheil genug wird sie damit anstiften, aber zuletzt werden doch immer wieder lebenskräftige Völker sich auf das Ihrige besinnen und die blutlosen Gespenster der abstrakten Wissenschaft zum Teufel jagen. Uns aber könnte es so gut, wie kaum etwas Anderes, zum Zwecke förderlich sein, wenn wir uns an einigen der größeren Aufgaben, die gegenwärtig allen Kulturvölkern zu lösen gegeben werden, die besondere Art deutschen Bedürfnisses zum Bewußtsein brächten.

Die soziale Frage.

Da ist zunächst die bitterschwere Aufgabe, Lebensarbeit und Lebensgenuß, welche in neuester Zeit zuerst durch die Benutzung der Dampfkraft aus dem Gleichgewichte gehoben und dann durch die Tyrannei des Geldes so in Mißverhältniß gebracht wurden, daß Freiheit und Würde des Menschen dabei verloren gehen, wieder zu einem erträglichen Ausgleiche zurückzuführen. Die Sozialdemokratie hat der untersten Schicht aller Kulturvölker nicht nur die Erkenntniß dieses Zustandes und deren wissenschaftliche Begründung gegeben, sondern auch ihren Willen zu gemeinsamer Auflehnung organisirt. Der Wille nährte sich anfangs wohl nur von Begierde, Noth und Neidempfindung, bald aber fing er an, von den edleren Seelenkräften zu zehren, und da wurde die Sozialdemokratie eine unwiderstehliche Macht, weil sie sich zu einem Evangelium und ihre Anhänger in gläubige Bekenner verwandelte, welche vertrauten, ohne erkennen zu können und zu wollen. So ist die Sozialdemokratie vor unseren Augen zu einem Riesen auferwachsen, und ein besonders lehrreiches Beispiel von der dämonischen Kraft eines heraufkommenden Kulturgedankens wird es immer sein, wie wir übrigen Deutschen uns äußerlich und in unserem Bewußsein zu der Sozialdemokratie gestellt haben. Erst lachende Ablehnung mit Schimpf und Hohn; dann gewaltsame Unterdrückung; dann, als die Märtyrer nur desto mehr Schaaren der Gläubigen schufen, verwundertes Aufschauen und behutsames Einlenken; endlich sozialpolitische Gesetze, durch welche wir Pflicht und Bereitschaft zur Fürsorge für unsere handarbeitenden Volksgenossen so klar bekundet haben, wie außer uns bisher kein anderes Volk. Und so — nur eiliger noch und gründlicher — war auch der Wandel unseres inneren Menschen. Man darf be-

haupten, daß unter den gebildeten Deutschen heute nur wenige noch den Gedanken einer Reform unseres Erwerbslebens vom Individuellen ins Genossenschaftliche, d. h. Sozialistische ganz verwerfen, denn fast jeder Unbefangene ist nun zu der Erkenntntß erwachsen, daß, um den gesunden Kern des Sozialismus zu erfassen, wir weder die dürren internationalen Utopien der Sozialdemokratie, noch ihr bedenkliches Experiment der sozialen Republik mitzumachen brauchen, sondern im Gegentheil den sozialistischen Bau, wenn überhaupt, nur auf nationalem Boden und mit monarchischer Spitze aufführen könnten. Darum war auch der große Generalangriff der vereinigten Reichstagsphilister gegen den sozialdemokratischen Zukunftsstaat weiter nichts, als ein Fastnachtsscherz, bei dem man sich in allen Tonlagen der „Heiterkeit" (in Anführungszeichen) über die Wahrheit hinwegtäuschte und in der Angst des Herzens sich sogar Eugen Richter, die nüchternste Offenbarung menschlichen Verstandes, als Göttin der Vernunft gefallen ließ. Alle, die da so „stürmisch" lachten, mochten sich wohl mehr oder weniger bewußt sein, daß sie vielleicht zum letzten Male an dieser Stelle so heiter würden versammelt sein, und wenn sie es wirklich noch nicht begriffen haben sollten, werden es ihnen die nächsten Wahlen einschärfen, daß der sozialistische Gedanke mit dem Bankerott der sozialdemokratischen Phantome nicht zusammenbrechen wird. *Der Sozialismus ist ganz allmählich und verschwiegen eine Herzenssache des deutschen Volkes geworden, die deutsche Sittlichkeit ist an ihm zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen.* Nicht um die Handarbeiter allein handelt es sich dabei, sondern um die Befreiung aller schaffenden Kräfte unseres Volkes, um die Rettung unserer deutschen Ideale aus der Tyrannei des dummen, plumpen, grausamen und entsittlichenden Geldes.

Als *Deutsche* — sage ich — bewähren wir uns hauptsächlich, nicht als *Christen*, indem wir den Sozialismus so betrachten und empfinden, wie es jetzt zumeist geschieht; *deutsche Sittlichkeit und Lebensanschauung* werden an der sozialen Noth erwachen und sich veredeln, *nicht Christi Beispiel und Gebote.* Es könnte kaum eine andere Aufgabe kommen, die so wie diese nach ihrer ganzen Art das Christenthum in uns bethätigen müßte, wenn es noch lebendig wäre. Und darum, weil doch thatsächlich aus diesem Geiste keine Hilfe kommt und keine Umgestaltung unserer Verhältnisse, beweist keine Aufgabe so augenfällig wie diese, daß

jener Geist eben nicht mehr Lebendiges in uns wirkt. Was thut es, daß hier und da ein evangelischer Mann mit Wort oder Beispiel sich rührt, weil er empfindet, jetzt sei die Zeit der christlichen Bewährung; wen kann es täuschen, wenn der Papst unter vielen anderen Ansprachen an die katholische Christenheit auch einmal in einer die soziale Frage erläutert. Die soziale That läßt dennoch hüben wie drüben auf sich warten, und beide Kirchen fahren fort, die Himmelspolizei des herrschenden Kapitalismus zu spielen. Aus dem reichen Schatze christlicher Lehre besinnen sie sich nur auf ein paar Vorschriften, welche beweisen, wie klug Christus sein konnte, wenn ihn die Pharisäer in die Enge trieben. „Gieb dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist," „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat" — und damit wird jede Auflehnung von der Schwelle gewiesen, im Uebrigen soll sich aller Hunger der wirthschaftlich Geknechteten mit dem Troste himmlischer Freuden begnügen. Die angreifende Schärfe Christi gegen die Reichen, sein nicht mißzuverstehendes Gebot, aus irdischem Gute keine Schätze zu sammeln und ohne Sorge um den morgenden Tag mit dem Bedürftigen zu theilen, was Jeder sein Eigen nennt, das Beispiel endlich der kommunistisch organisirten ersten Gemeinden — alles das bleibt ungesprochen und ungethan jetzt, da die Kirchen der Sozialdemokratie gegenüber stehen, wie es ehemals ohne Nutzen blieb, als Luther im jammervollen Bauernkriege sich auf die Seite der Bedrücker warf. War oder ist das christlich? Das Hohngelächter der Sozialdemokraten und ihre einmüthige Abkehr von der Kirche giebt die Antwort, denn das Christenthum, wo es im Geiste seines Stifters wirken will, muß immer der Anwalt der Schwachen, muß immer der Retter der Nothleidenden und zwar nicht nur durch Gebet und himmlische Vertröstung, sondern vor Allem auch durch irdische Erleichterung sein.

Aber wäre denn zu wünschen, daß so das Christenthum als revolutionirendes Mitleid immerfort in die natürlichen Schichtungen der Völker eingriffe und immerfort das natürlich Starke zum Diener des natürlich Schwachen machte und immerfort also das Unterste zu oberst kehrte? Keineswegs, denn was es damit an Unfriede, Begehrlichkeit und Entartung anrichtete, wenn herrschsüchtige Päpste den Hirtenstab als Szepter ihrer angeblichen Demuth schwangen, das hat unser Volk in jahrhundertelangen Leiden bitter erfahren müssen. Das Christenthum, richtig verstanden, hat die Absicht und muß sie haben,

schon hier auf Erden vor Gott Alles gleich zu machen oder, wie Nietzsche — in diesem Punkte unanfechtbar — gezeigt hat, die Sklavenmoral zur Herrenmoral zu verkehren. Liegt aber die Sache so, daß Christi Kirche Christi Geist im Stiche läßt, da sie am Sozialismus ihren Beruf nicht übt, und wiederum so, daß ihre Hand Unheil stiften würde, *wenn* sie sie an diese Aufgabe legte — was soll es dann noch mit dieser Kirche?

Das Christenthum geht im Namen der Liebe und des Mitleids, das Deutschthum im Namen der Gerechtigkeit. Liebe und Mitleid, wenn sie nach dem Worte des Apostels „nimmer aufhören", d. h. nicht an halber Erfüllung sich genügen lassen, entarten und entnerven ein Volk, Gerechtigkeit macht es stärker. Liebe fängt an mit dem Rufe: Allen das Gleiche! und endet, wenn man sie ungestört am Werke läßt, mit der Forderung: dem Schwächsten das Beste. Gerechtigkeit aber sagt: Jedem das Seine! Und weil ein Volk damit gesund bleiben kann, ist Gerechtigkeit die bessere Liebe. Freilich dürfen wir auch die andere Seite des Bildes nicht übersehen. Stärke zeigt ihre edle Bewährung vor dem göttlichen Gewissen der Menschheit in der Fürsorge für die Schwachen, indem sie sich selbst entäußert; *Gerechtigkeit muß von der Liebe sich das Maß der Dinge nehmen, sonst wird sie zum Büttel der Roheit.* Eine Gerechtigkeit auf unedler Grundlage würde zum Despoten jedes edlen Gefühles und gäbe dem Unzulänglichen unverdiente Dauer. Darum muß Gerechtigkeit immer in Sorge sein um richtiges Maß und auf den Schalen ihrer Waage Härte und Mitleid wohl im Gleichgewichte halten.

So aber prüfend werden wir finden, daß das Christenthum unserer deutschen Gerechtigkeit eine hinreichende Grundlage gegeben hat und noch für unabsehbare Zeiten geben wird, darauf sie nicht mit rohem Drucke erzumschienter Glieder, sondern nur mit linden Füßen stehen kann. Reichlichen, ja überreichlichen Antheil hat die Liebe an unserer Gerechtigkeit, sie darf sogar in manchen Punkten um Einiges härter werden, damit nicht um der Liebe willen unser Volk verkomme. Ist nicht das Gebot an unsere Aerzte, ein unheilbar dem Tode geweihtes Menschenleben ihm selbst zur Qual und seinen gesunden Pflegern zum Opfer mit aller Kunst zu erhalten, eine starr gewordene Formel christlicher Liebe? Ist nicht, wenn wir Krankenhäuser mit verschwenderischer Fürsorge ausstatten und an der darbenden Gesundheit achtlos vorübergehen, bis sie

auch dem Siechthum verfallen ist, ein unvernünftig Maß, ja ein selbstmörderischer Trieb in unsrer Liebe? Ist es nicht geradezu eine Tollheit, Sträflinge mit übertriebener Fürsorge zu umgeben, die Freien aber allen Härten des Lebens schonungslos auszusetzen, bis sie den Sträfling beneiden lernen und durch irgend ein muthwilliges Verbrechen ihre Freiheit von sich werfen, um wenigstens Unterkunft und Lebensunterhalt zu gewinnen? Hat es noch Sinn und Verstand, wenn wir durch kein Gesetz der Abwehr gesundes Blut vor ungesundem bewahren, sondern dem Siechen, dem Entnervten, ja dem offenkundig Verseuchten gestatten, im ehelichen Bunde Kinder zu zeugen, ihnen selber zur Qual für ein im Mutterschooße bereits verstümmeltes Leben und unserem Volke je länger desto schlimmer zur Entartung? Wahrlich, der Liebe ist in unseren öffentlichen, vom christlichen Armesündergeiste beherrschten Einrichtungen vorerst genug und übergenug geschehen; um der Gesundheit unseres Volkes willen wird es hohe Zeit, daß wir auf die Gerechtigkeit uns besinnen.

Und so ist es denn die Gerechtigkeit, unserem deutschen Volke so fest ins Herz geprägt, wie kaum einem zweiten auf der Erde, mit welcher wir auch vor Allem an den jetzt zu lösenden Aufgaben unseres wirthschaftlichen Lebens unsere Lebenskraft stärken oder wieder herstellen müssen. Denn unter der wirthschaftlichen Entartung unserer Zustände — das müssen wir wohl begreifen und diese Ueberzeugung uns von keinem Sophisten entreißen lassen — leiden nicht nur die Sozialdemokraten, die am bittersten klagen, sondern wir Alle, Hoch und Niedrig, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Industrielle, Handwerker, Bauern, Kaufleute wie Offiziere und Beamte — kurz wir Alle, soweit wir in Amt, Beruf oder Lohnverhältniß arbeiten müssen, um von dem Erwerbe zu leben. Zwar verdienen wir gewiß nicht Alle gleich unauskömmlich in Anbetracht des Platzes, auf den einen Jeden Geburt oder Streben gestellt haben und in dem er sich nach Menschenrecht behaupten möchte, aber der etwa mangelnde Verdienst ist überhaupt nicht der wundeste Punkt der sozialen Noth.

Schlimmer ist, daß in dem wahnsinnigen Konkurrenzkampfe auf Leben und Tod unsere Seele anfängt Noth zu leiden, weil mehr und mehr uns jegliche Sammlung, jegliches Behagen verloren geht. Wie Viele sind heute noch unter uns, denen nach Schillers Wort die Menschenzierde zukommt, daß sie im tiefsten Herzen spüren, was sie erschaffen mit ihrer Hand. Nicht Herren unserer Arbeit

sind wir noch, sondern ihre Sklaven; nicht daß wir arbeiten können und in der Arbeit unsere Kraft erproben, giebt uns Genuß, sondern nur die Begierde erfüllt uns, unsere Arbeit in möglichst viel Geld und möglichst viel äußeres Ansehen umzusetzen. Und so lassen wir Alle uns ruhelos durch's Leben hetzen, pflücken selbst unsere Erholung hastig vom Wege, wie eine Heerde Schafe, die niemals vor dem Hunde Ruhe findet, und brechen am Ende zusammen, ohne des Lebens froh geworden zu sein. Die edlen Blüthen der Menschlichkeit, welche nur im stillen Thale der Muße und am Quelle wunschloser Beschaulichkeit wachsen, sind den Meisten von uns eine unbekannte Erquickung; in allen Erbauungen, die den Menschen über sich selbst heben, sind wir träge und unkundig geworden, unersättlich nur in Habgier und Eitelkeit. Kein Einsichtiger kann hoffen, daß wir bei längerer Gewöhnung in dieser neuen Lebensweise uns wieder sammeln könnten, denn das Beispiel der Amerikaner zeigt uns, daß dieser Weg, einmal beschritten, kein langsameres Tempo, sondern nur ein immer schnelleres erlaubt, und daß die edlen Erbauungen menschlichen Behagens in der Seele des Galoppirenden niemals ihre Wohnung finden. Wenn wir noch Sehnsucht nach stiller Beschaulichkeit empfinden, sollten wir uns nicht, wie der Erwerbsphilister meistens thut, der Regung als einer hinderlichen Weichherzigkeit schämen, sondern wir sollten uns besinnen, daß es unsere deutsche Volksseele ist, die um verlorene Freuden klagt.

Aber dieser Schaden, so schlimm er sein mag, ist noch nicht der schlimmste. Verderblicher noch wirkt die Hast des wirthschaftlichen Kampfes auf unser Gewissen. Einige haben erkannt, der Sozialismus sei eine sittliche Frage. Das ist er auch, aber nicht eben darum allein, weil er die höheren Schichten mahnt, an den niederen ihre Menschenpflicht zu thun, sondern mehr noch darum, weil wir Alle, Hoch oder Niedrig, bei rechtem Denken Ursache finden, um unsere Sittlichkeit zu sorgen, daß wir sie nicht unversehens in diesem grimmigen Kampfe um's Gold verlieren. Der sogenannte Kampf um's Dasein bleibt gewiß das beste Mittel für die Auslese der Tüchtigsten auch im Menschenleben, aber wehe dem, der nicht sehen will, daß der heutige wilde Konkurrenzkampf nicht den Adligen unter uns, sondern oft genug den Gewissenlosesten die Palme des Erfolges reicht. Dieser Kampf um's Dasein kann nie die Auslese, sondern nur die Vernichtung der Tugend wirken, oder man müßte glauben wollen, daß in der Menschheit künftiger Zeiten für gut

und tüchtig gelten könnte, was heute noch und von jeher für schlecht und niedrig galt. Würden jemals käufliche Gesinnung, kriechende Strebsamkeit, erlogene Empfindung und die Wollust der Unfreiheit die herrschenden Kräfte der Welt, dann wäre für das Deutschthum der Tag der Götterdämmerung gekommen, von dem unsere Vorfahren sangen, und die Erben des deutschen Volkes wären nicht Deutsche mehr.

Aber noch fühlen wir ja, daß unsere alten Götter leben (welche nur die Verkörperung unserer sittlichen Begriffe waren), da sie in unserer Brust der Verderbniß widerstreben, zaghaft noch und ohne rechtes Vertrauen zu ihrer Stärke, aber doch mit völliger Klarheit, wenn Jeder nur ehrlich seine unbefangene Neigung fragt. Die Namen und Vorwände unserer Sehnsucht sind verschieden, aber die Sehnsucht ist bei Allen im Grunde dieselbe; wir fühlen uns in die Fremde gestoßen und wünschen uns nach der Heimat unseres deutschen Gemüthes zurück. Nach brauchbaren Waffen suchen wir, nach blanken, nicht verrosteten, mit denen wir uns unsere Heimat zurückerobern, nach einem Schiffe, das uns hinübertragen könnte, und beides finden heute Millionen gebildeter Deutschen in den Verheißungen des Sozialismus.

Es versteht sich schon aus dem Gesagten von selbst, daß ich unter Sozialismus nicht das Phantom der Sozialdemokraten verstehe, dessen Vater der nüchternste Verstand und dessen Mutter die Genußsucht ist. Sie fabeln einen Zukunftsstaat für den Typus Mensch, eine Abstraktion also, die zwar ebenso viel Logik haben kann, wie irgend eine andere Maschine, aber nur nicht Knochen und Fleisch und ein lebendiges Dasein. Es giebt schlechterdings keine Menschen an sich, sondern nur So-und-so-Menschen, von Anfang an bestimmt und so auch bis an ihr Lebensende gebunden durch die individuelle Prägung ihrer Vorfahren und ihres Volkes. Und jede so geprägte Menschenpersönlichkeit erregt zwar immerfort den Schein, als ob Verstand Gewalt über sie hätte, in Wahrheit aber ist sie in Thun und Behagen auf die Dauer allein unterthan dem Empfinden, d. h. der unbewußten Richtschnur, welche ihr die Geburt, mithin die Eigenart ihrer Eltern und ihres Volkes auf den Weg gegeben haben. Dieses natürliche Empfinden ist der einzige Träger aller künstlichen Erziehung, indem man entweder die Anregungen so wählt, daß sie von dem natürlichen Empfinden wie von einem willigen Strome getragen werden, oder so, daß an dem

Gegensatze das natürliche Empfinden und Verlangen zum Bewußtsein seiner selbst kommt. Traumbilder von künftigen wirthschaftlichen Zuständen, wie sie die Sozialdemokratie lediglich mit dem Verstande entworfen hat, sind schon für unsere Phantasie reizlos, geschweige denn wirksam für unsere instinktiven Seelenkräfte. Wer also Zukunftsbilder malen will, der bescheide sich von vornherein auf ein bestimmtes Volk, dann forsche er nach den innersten Regungen dieses Volkes und wähle danach Formen und Farben seines Bildes. Dann könnte es ihm gelingen — nicht Gott vorzugreifen und der Zukunft den Weg zu zeigen, wohl aber der Sehnsucht seines Volkes ein Ziel zu geben, nachdem es mit allen angeborenen Kräften seiner Seele streben könnte, ja streben müßte. In dieser Richtung liegt, was ich mir über Sozialismus vorstelle, und so nur kann ich ernsthaft fragen, was uns Deutschen durch ihn vielleicht an neuer Kraft und Gesundheit gewonnen werden könnte.

Von allen Schäden unserer gesteigerten Kultur scheint mir die Genußsucht die schlimmste zu sein. Die Sozialdemokratie hat gleich an dieser Stelle den schwersten Fehler gemacht, was daraus zu erklären ist, daß sie bloß rechnet, aber nicht empfindet. Anstatt grundsätzlich die einfachere Lebenshaltung zu fordern und in dem Einfachen möglichste Gleichheit für Alle, macht sie die Genußfülle der jetzigen Reichen zu ihrem Maße und verlangt sie für Alle. Damit hat sie freilich die Begierde der Proletarier vor ihren Wagen gespannt, und dieses Pferd ist bisher ihr bestes gewesen, aber Sittlichkeit kommt nie zum Ziele in einem Wagen, den die sinnliche Begierde zieht. Meines Sozialismus erstes Gesetz wäre also: Einfachheit und Selbstbescheidung in Genüssen und bei diesem Streben möglichste Gleichheit für Alle. Der einzige Luxus, den wir zulassen, diene der Kunst in öffentlichen Bauten, Bildwerken, dichterischen Aufführungen, denn die Kunst allein kann des Ueberflusses froh werden, ohne daran zu verderben. Aber wird sich denn dieser Traum der größeren Einfachheit auf diesem unserem Jahrmarkte der tollgewordenen Kultur verwirklichen lassen? Danach frage ich zunächst nicht, sondern nur, ob deutsche Art im innersten Kerne ihres Wesens der Einfachheit geneigt ist und ob etwa Sehnsucht danach im heutigen Geschlechte sich spüren läßt. Auf beide Fragen antworte ich freudig ja und weiß, daß alle guten Regungen unseres Volkes dieses Ja bestätigen. Die Grundnatur deutschen Wesens liebt das Schlichte und Einfache, jeder umständliche Mechanismus des Lebens

und Verkehrs ist uns zuwider, gestelzte Verhältnisse nicht weniger als gestelzte Menschen, obgleich wir uns wahrlich schon oft genug freiwillig zu dem überwunden haben, was offenbar gegen unsere Natur ist, denn Gott hat unserer angebornen Einfachheit leider den Affen der Fremdensucht beigegeben, damit wir doch zu Zeiten unsere Narrenfeste feiern können. Aber auf die Dauer vertragen wir doch nicht, unsere Natur zu verkehren, und nach solcher Fülle des Genusses, wie wir sie zum ersten Male seit über zweihundert Jahren in dieser letztvergangenen Zeit genossen haben, wendet sich das unbefangene Gewissen der Besten unseres Volkes von selbst wieder der Einfachheit zu. Das läßt sich zuletzt nicht beweisen, nur empfinden läßt sichs, und es wird empfunden. Wenn also der natürliche Zug der Einfachheit die stärkste Kraft einer sozialen Wiedergeburt wäre, wir haben diese Kraft und werden ihren Segen noch verspüren, ebenso wie die Italiener, an denen jeder tiefere Beobachter mit Bewunderung erkennen muß, wie jugendlich frisch, bescheiden und natürlich sie sich auf den Trümmern einer furchtbar entarteten Luxuskultur das Wohnhaus der Zukunft zimmern.

Das Ideal nun des einfachen Lebens liegt für den Deutschen sicher nur in den schlichtesten Formen des Erwerbslebens, d. h. da, wo Arbeitsleistung und Lebensgenuß in angemessenem Verhältniß und greifbarem Zusammenhange stehen. Der Deutsche war und ist ein guter Bauer, war und ist ein tüchtiger Handwerker. Selbstlosere Hingabe an mühsame und wenig lohnende Arbeit, als bei dem deutschen Gelehrten findet man nirgendwo in der Welt, größere Selbstverleugnung in pflichttreuer und kärglich bezahlter Arbeit übt kein Beamter so wie der deutsche. Und auch unsre Kaufmannschaft, als sie noch das Maß ihrer Rechtlichkeitsbegriffe allein von deutscher Sittlichkeit nahm und im eigenen Lande mit keinem schlechteren Volke den Kampf um's Dasein führen mußte, war bei allem Wagemuth und großen Gelderfolgen pedantisch gewissenhaft in ihrer Arbeit und wunderbar enthaltsam im Lebensgenuß. Nicht Geiz that sich darin kund, aber haushälterischer Sinn und die tiefgewurzelte Erkenntniß, daß ein einfaches Leben vor dem eigenen Gewissen wie vor dem Volksgewissen das sittlichste Leben sei. Nun hat seitdem sich Manches verändert — das Handwerk verkümmert in der dunklen Ecke, der Bauer fühlt sich bei Seite geschoben und leidet nicht nur unter dem schlichten Namen „Bauer", sondern ebenso unter dem prunkenden des „Gutsbesitzers" Noth, der Krämer

kämpft mit seinem deutschen Gewissen und dem jüdischen Nachbarn einen bittern und meistens ruhmlosen Kampf. Nur der Groß-industrielle und der Großgrundbesitzer und die haute finance des Groß-Börsenschwindels haben reichlich, und die Großstädte sind der Tanzplatz, auf dem sie ihren Tanz um's goldene Kalb aufführen, während das ganze übrige Reich zur Tribüne herabgewürdigt wird, um dem Tanze zuzuschauen. Aber alle diese Größen sind von der unheilvollen Art, an denen ein Volk nicht wächst, sondern klein und elend wird; es sind die großen „Unternehmer", welche ihre Arbeit nicht mit gesundem Schweiße, sondern mit schlaflosen Nächten bezahlen und bei denen nicht die arbeitende Hand dem Munde das sichere, aber bescheidene Brot bietet, sondern die Glücksgöttin entweder großen Ueberfluß oder großen Bankerott und manchmal auch Pistolenkugel oder Zuchthaus beschert. Noch sind auch wir Deutschen — darüber ist keine Täuschung möglich — nicht zu der Erkenntniß gereift, daß bei dem vorgerückten Zustande unserer persönlichen Freiheitsbedürfnisse jede wirthschaftliche Größe, möge sie scheinbar noch so nützlich für unser Volk wirken, über ein gewisses Maß hinaus schon durch ihre Existenz unsere persönliche Würde und Freiheit gefährdet; noch vermögen die Meisten von uns nicht zu begreifen, daß in wirthschaftlichen Verhältnissen eine gesunde und rücksichtslos geübte Demokratie der beste Schutz aller wahren aristokratischen Eigenschaften eines Volkes ist; aber das ungesunde Verhältniß zwischen Arbeit und Verdienstantheil in unserem Erwerbsleben empfinden wir doch Alle, und so braucht uns nur die Noth noch etwas stärker zu pressen, dann wird unser Volk sich schon entschließen, die wirthschaftliche Freiheit zu beschränken, damit unsere menschliche Freiheit wieder zu ihrem Rechte komme.

Welche Wege diese Noth uns führen wird — revolutionäre oder reformatorische —, kann heute Niemand wissen und braucht uns hier auch nicht zu beschäftigen. Genug, daß unser Gewissen uns zunächst deutlich sagt, was uns in den jetzigen Wirthschaftszuständen erträglich, was unerträglich ist und mit welchen Aenderungen wir uns zufriedener fühlen würden. Amerika hat aus diesem Gesichtspunkte nur noch für wenige unter uns irgend welche Verheißung, denn deutlich fühlen wir, daß dort die Freiheit nicht nur ein Leben ohne Muße und eigentliche Menschenwürde, sondern überhaupt nur ein Scheinleben und selbst dieses für kurze Zeit noch führen wird. Eine soziale Reform aber, welche den natürlichen

Unterschied der Menschenbegabung einfach wegdekretiren oder die Freude am Eigenen durch Aufhebung alles persönlichen Besitzes ganz vernichten wollte, würde dem Deutschen noch weniger behagen, weil er deutlich fühlt, daß rechtlicher Besitz allein ihm Freiheit und Herrenthum verbürgt, Besitzlosigkeit aber ihn zum Sklaven erniedrigen würde. So muß denn zwischen diesen beiden Extremen der amerikanisch ausgearteten Erwerbsgier und des sozialdemokratischen Kommunismus das Mittel liegen, das uns wieder gesund machen kann. Ich finde es in dem scharf ausgeprägten wirthschaftlichen Nationalismus, verbunden mit einem bessern sozialen Ausgleiche zwischen Arbeit und Lebensgenuß. Erster Grundsatz muß werden, daß im deutschen Vaterlande kein arbeitender Deutscher wegen Mangels an einfacher, aber zweckdienlicher Nahrung Noth leide, oder gar sittlich verkomme, wobei selbstverständlich ist, daß Wohlthätigkeit nur von Staatswegen und nur dem Kranken annehmbar sein darf, dem Gesunden aber als Schmach gelten muß. Zweiter Grundsatz muß werden, daß alle einfache Nahrung das Land selber hergebe; nicht mehr dürfen wir im Bedarf an Feld- und Gartenfrüchten vom Auslande abhängig sein. Dieser erhöhten Forderung kann nur eine gesteigerte und mehr liebevoll ins Einzelne betriebene Land- und Gartenwirthschaft dienen, weshalb für Großgrundbesitz nur wenig Platz bleiben wird, das Kleinbauernthum aber die gewöhnliche Form landwirthschaftlichen Betriebes werden wird. Der freie Bauer vor Allem muß wieder zu Ehren kommen, und da der Einzelne weder mit seinem Besitze noch immer mit Eifer und Kenntnissen genügen würde, um sein Gewerbe im steten Fortschritte zu erhalten oder die rechte Züchtung der Schlacht- und Nutzthiere zu betreiben oder den Milchertrag auszunutzen, so muß zu solchen Zwecken das Genossenschaftswesen mit verstärkten Rechten und Pflichten weiter entwickelt werden. Auch die Industrie muß vor Allem dem eigenen Lande dienen und das Maß ihrer Forderungen und Einrichtungen zuerst diesem Zwecke, nicht aber dem Welthandel anpassen. Für Artikel, welche nur der Großbetrieb schaffen kann, wird die genossenschaftlich eingerichtete Fabrik mit freien und am Gewinn betheiligten Arbeitern die Regel sein; manch ein Betrieb aber, den jetzt die ungehemmte Konkurrenz zu fabrikartiger Arbeit gesteigert hat, wird wieder in die Form des Handwerks zurückkehren, und viele Maschinen, die jetzt im großen Zuschnitte arbeiten, werden

ihren Beruf nicht mehr erfüllen, wenn sie nicht zu Dienerinnen des Einzelhandwerks umgeformt werden können. Dazu scheint die Elektrizität uns helfen zu wollen; machte uns der Dampf zu Sklaven, so verspricht die elektrische Kraft uns wieder zu Herren emporzuheben. Der Handwerker muß wieder unter allen Handfertigkeitsgenossen den ersten Platz gewinnen, und neue Zunftgenossenschaften mit modernem Geiste mögen wieder sorgen, daß Fleiß, Geschicklichkeit und Zucht dem deutschen Handwerke seinen einstigen Ruhm zurückgewinnen. Die Kaufmannschaft endlich wird gleichfalls wieder zu einfacheren Formen zurückkehren müssen. Dabei werden die Vertreter des binnenländischen Güteraustausches, die Krämer, sowohl in den größeren, als namentlich in den kleineren Städten bei mäßigem, aber sicherem Verdienste ihre Lage erheblich verbessern gegen den jetzigen Zustand, der sie bei dem sinnverwirrenden Geschwätz der Handlungsreisenden, bei großen Vorräthen, die doch nie der nervösen Modesucht eines verwöhnten Publikums genügen, gewissermaßen an goldenen Schüsseln langsam verhungern läßt. Der Großkaufmann aber wird wieder ein Stück Eroberer sein, wie er es früher war, er wird alle Möglichkeiten des ausländischen Verkehrs wahrnehmen, wozu die Hauptzwecke der zukünftigen Organisation ihm noch Raum lassen, und bei dem Kleinhändler das persönliche Vertrauen zurückgewinnen, das er früher besaß, ehe die Agenten und Commis voyageurs durch die Lande strichen und moralische Fußtritte mit moralischer Lumperei zu vergelten lernten.

Wer den richtigen Standpunkt zu diesen Vorschlägen und Wünschen gewinnen will, der möge sich zunächst durch keinen naheliegenden Einwand verwirren lassen, sondern nur die eine Frage beantworten, ob er glaubt, daß bei dem jetzigen Zustande unseres wirthschaftlichen Lebens oder bei dem Zustande, wie ich ihn träume, unser deutsches Gewissen, unser deutscher Begriff von Menschenwürde und Sittlichkeit besser zu ihrem Rechte kommen würden. Die Antwort kann Gottlob keinem Deutschgesinnten zweifelhaft sein, und dabei darf ich mich beruhigen, weil ich an dem Menschengeschlechte irre werden müßte (was mir niemals einfällt), wenn ich nicht vertrauen dürfte, daß kein Volk auf die Dauer seine angeborne Sittlichkeit von seinen Verhältnissen knechten, fälschen und verhunzen läßt, sondern zuletzt immer wieder sich auf das Seinige besinnt. Die 5 oder 10 v. H., die jetzt bei uns im Ueberflusse leben, mögen über mein Zukunftsbild lächeln. Wer mit blödem Verstande den

Fortschritt nur in der geraden Linie denken kann und darum das Amerikanerthum für den unübertrefflichen Renner des wirthschaftlichen Wettkampfes hält; wer nicht begreifen mag, daß eine Selbstbeschränkung, die zur Sittlichkeit zurückführte, darum der einzig wahre Fortschritt sein würde — der mag lächeln. Die Kleingläubigen, die ihre eigene Sehnsucht ersticken, weil sie nicht zu denken wagen, daß all diese nichtige Hast unsres wirthschaftlichen Lebens, all dieser Tand und Flitter einem ernsthaften Menschengeschlechte wieder entbehrlich werden könnte — sie mögen zweifeln und lächeln. Auch die klugen Nationalökonomen mögen lächeln, weil sie zwar unsere wirthschaftliche Krankheit erkennen, aber kein Mittel der Genesung finden, da wir ja nach ihrer Meinung nicht unser wirthschaftliches Schicksal in den eigenen Händen halten, sondern, gefesselt an das große Rad des Weltverkehrs, unrettbar fortgezogen werden, entweder mitrennend, daß uns der Athem ausgeht, oder geschleift und zermalmt. Alle diese Erbpächter der Weisheit werden dennoch eines Tages ihre Torheit erkennen, wenn ein Volk, noch bevor es sittlich ganz erschöpft ist, mit freiem Entschlusse den Wettkampf einstellt und den anderen Völkern eine neue Rennbahn öffnet, wo Sittlichkeit die Schranken zieht und wahre Menschenwürde den Preis bildet. Meine Hoffnung flüstert mir zu, daß zuerst das deutsche Volk dieses neue Ideal aufstecken werde — möge sie nicht täuschen!

Aber diese Ueberzeugung freilich gebe ich von vornherein dem Triumphgefühl der Tagesweisen preis: kein noch so verständiger Zuspruch, keine noch so flammende Begeisterung eines Einzelnen wird unserm Volke das neue Ideal zur That erwecken. Nein bevor nicht die Noth, der leibliche und sittliche Hunger den Willen zur Auflehnung uns aus allen Poren treibt, wird auch nicht durch die Massen der Fanatismus der Selbstentäußerung glühen, aus dem allein die großen Volksthaten geboren werden.

Und dann noch eine zweite Forderung, die gewiß nicht weniger erheiternd auf den Philister wirkt und dennoch eines Tages im wahren Sinne des Wortes blutiger Ernst werden muß. Wenn ein Volk, z. B. das deutsche, *für sich selber* Entschluß und That zu einer sozialen Wiedergeburt gefunden hätte und zögerte dann, den Segen dieser Selbstbeglückung auch den andern Kulturvölkern zu bringen, *im Nothfalle mit der Schärfe des Schwertes*, dann wäre es so gut, als hätte es den eben gefundenen Schatz

mit eigenen Händen wieder vergraben. Das ist die alte Wahrheit, die in der Geschichte jeder Religionsgründung und jeder großen politischen Revolution aufs Neue sich bewährt hat und dennoch heute von allen Menschenfreunden wiederum bestritten werden wird, besonders da in dieser langen Friedenszeit einige hysterische Hühner männlichen und weiblichen Geschlechtes wieder sehr vernehmlich von ewigem Frieden kakeln.

Ewiger Friede?

So führt uns das soziale Problem, aus dem Gesichtspunkte des reinen Deutschthums betrachtet, vor eine zweite große Zeitfrage, die zwar für die gesund und unmittelbar Empfindenden unter uns noch keine Bedeutung hat, unseren weltbürgerlichen Träumern aber mächtig den Kopf verwirrt. Ist der Krieg ein Uebel? Müssen wir ernstlich den ewigen Frieden und als Mitel dazu internationale Schiedsgerichte anstreben? Auch an dieser Frage läßt sich scharf erweisen, daß christliches Gebot dem natürlichen Empfinden unseres Volkes widerspricht. Der Christ, er mag sich wenden wie er will, steht immer wieder vor der Forderung: Du sollst nicht tödten! Den Einzelnen nicht, also noch weniger massenweise! Trotz des Christenthums haben freilich die Kriege bis heute nicht aufgehört, ja es wurde kein Krieg zu noch so schnöden Zwecken begonnen, der nicht den Segen der Kirchen und ihrer bestellten Diener gefunden hätte. Aber der Geist des Christenthums verschuldet am Ende nicht, was unvollkommene Diener in seinem Namen gefehlt haben, und jener Geist gebietet unanfechtbar, nicht nur den Feind nicht zu tödten, sondern ihn zu lieben, weshalb alle Friedensapostel mit Hohn und Spott betrachten, was für ein Zerrbild wir aus unserem Christenthum machen, da wir noch immer Kriege führen. Das Christenthum versagt also in dieser Frage seine Kraft vollständig, und das ist eine so allgemeine Ueberzeugung geworden, daß es unter Gegnern wie Anhängern der Friedensidee längst nicht mehr als ehrlicher Streit gilt, wenn unser altersschwaches Christenthum als Richter über Krieg oder Frieden angerufen wird. Nein, man appellirt an das Kulturbewußtsein des 19. Jahrhunderts, man malt die Nachtseiten des Krieges, sein Blut, seine Rohheiten, sein thierisches Wüthen und seine grausamen Zerrüttungen in allen Verhältnissen, zu deren Pflege liebenden Menschenherzen jedes längste Leben voll Opfer und Arbeit noch zu kurz er-

schien; man zeigt, wie der Mensch im Kampfe gegen seine bösen Leidenschaften und gegen Gewissensknechtung eine unvergleichlich edlere Stätte finde, um wahren Muth und wahren Freiheitsdrang zu beweisen; man setzt das Leben selbst als unveräußerliches Gottesgeschenk, als absoluten Herrscher auf den Thron und verkündet, daß der Tod die schlimmste Sünde gegen das Leben sei, gerade wie unsere Aerzte nicht blinder und einseitiger die Lebenserhaltung um jeden Preis zum einzigen Gesetze ihrer Kunst machen könnten, wenn die Regel nicht wäre, daß alle, sondern nur, daß einige Menschen schließlich sterben müßten.

Das Leben also als nothwendigstes Kulturmittel — das ist der Grund, auf dem die modernen Friedensapostel stehen. Weiß sich Einer nichts Besseres, als das Leben, so mag er wohl um einen Widerstand verlegen sein, oder er ist ein Christ im Geiste und in der Wahrheit, so hat er das fünfte Gebot und mag die Waffen strecken. Unsre deutsche Sittlichkeit aber, die hier noch kräftig in jedem unverbildeten Empfinden pulsirt, macht mit dem ganzen Larifari kurzen Prozeß. Sie sagt aus Moltkes Munde: Der ewige Friede ist für die Menschheit nur ein Traum, und nicht einmal ein schöner! Nein, gewiß kein schöner, denn der Friede, der keinen Krieg mehr als Austrag schlimmster Verwicklungen vor sich sähe, würde uns verjauchen und verrotten bis ins tiefste Herz, zum Abscheu unser selbst. Macht erst die aufrechte Ehrlichkeit zum Diplomaten, nehmt der kriechenden Schlauheit den beredten Mund, laßt die Wahrheit zur siegreichen Herrin werden und die Lüge zur verachteten Sklavin unter den Menschen, gebt der Treue den Preis und der Falschheit die Schmach, pflanzt uns Erkenntniß in's Herz, daß wir wahrem Verdienste nachlaufen und das aufgeblähte verabscheuen; vor Allem vergeßt nicht, die Gaben auszugleichen unter den Menschen, oder reißt ihnen wenigstens die Triebe des Hungers und der Liebe, der Herrschsucht und des Neides aus der Seele: — dann predigt ewigen Frieden, und Ihr werdet Gläubige finden. Aber bis dahin ist Eure Predigt Thorheit, ja Verbrechen, denn der ewige Friede würde alle kräftigen Wallungen unseres Blutes, die oft das Schlechte, öfter aber die Tugend fördern, auf ewig zum Sklaven schleichender Gemeinheit machen. Ein Schmarotzervolk, wie das jüdische, strebt mit allen Instinkten seiner Herrsch- und Habsucht für den ewigen Frieden, denn seine zersetzende Arbeit am lebendigen Leibe der Völker würde in diesem Zustande ungehindert

von Statten gehen; aber eine erdgewachsene Nation fühlt, daß ein Krieg unter Umständen zum Gedeihen ebenso nöthig, ja nöthiger ist, als der Friede, wie ja in der Natur nicht bloß Sonnenschein und milder Regen, sondern auch Sturm und Ungewitter das Leben fördern.

In unserem deutschen Volke aber sind friedliche Neigungen und kriegerische Tüchtigkeit so glücklich gemischt, daß in diesem Betracht kein anderes Volk der Erde unser Beispiel erreicht und keines so berufen scheint, der Menschheit auf dem Wege zum wahren Fortschritt vorzuleuchten. Gerechtigkeit, d. h. die Achtung vor dem wohlbegründeten Besitze der Andern hat eine feste Stätte in unserm Gewissen; immer aber, so lange wir zurückblicken können, hat unser Volk auch Freude gehabt an allen Tüchtigkeiten des Leibes und der Seele, welche bei den großen Entscheidungen des Waffenganges den Ausschlag geben. Auf diesem Sinne gilt es zu beharren, denn er vor Allem macht uns zu einem Herrenvolk; er hat ehemals das Germanenthum zum Pflanzgarten adliger Menschheit gemacht, aus welchem zur Zeit der Völkerwanderung die Edelreiser für verwilderte Kulturnationen genommen wurden; er hat selbst in den Zeiten unserer politischen Schwäche sich noch bewährt, da andere Völker halb spöttisch, halb voll Ehrfurcht anerkennen mußten, daß wir der „Kulturdünger der Welt" seien; er muß nun, da wir wieder stark geworden, unsere unbewußte Tugend sein, und keine Reueempfindung verblaßten Christenthums darf ihn beirren, denn mit dieser unserer ererbten Harmonie zwischen Friedensliebe und Kriegstüchtigkeit vertheidigen wir unsere Stärke und zugleich den wahren Adel der Menschheit. Keine Eigenschaft unseres Volks hat so wie diese uns jugendlich erhalten, daß noch heute nach so viel Strapazen der Zivilisation, nach so viel Zopfgelehrsamkeit und bureaukratischer Blutleere das Ideal unseres Volksthums Siegfried der ewig junge heißen darf und daß alle ursprünglichen Triebe unsrer schulgeplagten Knaben sich auf dieses Vorbild richten. Noch immer sind wir kindlich in innerster Empfindung, harmlos in unseren Freuden, einfach in unseren Trieben trotz aller Entartung der Einzelnen; noch immer sind wir zeugungskräftig, und unser Stamm vermehrt sich, daß längst nicht alle Volksgenossen auf dem eigenen Boden Nahrung finden. So wird die Mahnung doppelt dringlich, daß wir auch Helden bleiben, denn wer weiß, ob die germanische Völkerwanderung ein vereinzeltes Beispiel der Geschichte bleiben wird! Die Völker rings

umher sind entweder welkensreife Früchte, die ein nächster Sturm vom Baume schütteln kann, wie Türken, Griechen, Spanier, Portugiesen und ein großer Teil der Slawen; oder sie sind zwar stolz und rassefreudig, aber greisenhaft geklügelt in ihrer Kultur, kärglich im Nachwuchs und ohne Maß im Ehrgeiz wie die Franzosen; oder sie haben, trotzend auf die Unnahbarkeit ihres Wohnsitzes, der Gerechtigkeit allzusehr vergessen und ihre Selbstsucht zum Maße aller Dinge gemacht, wie die Engländer und Amerikaner. Wer weiß, ob wir Deutschen nicht allen diesen Entartungen zur Zuchtruthe und zur Gesundung bestimmt sind, wer weiß, ob wir nicht wieder, wie unsere Vorfahren in grauer Vorzeit, mit dem Schwerte ausziehen müssen, um Land zu suchen für unsern Ueberwuchs! Selbst aber, wenn dies alles nicht nöthig würde, könnte die eigene soziale Gesundung, die wir jetzt im Namen unserer sittlichen Volksideale erstreben, uns eines Tages zwingen, auch den übrigen Völkern das Heil der neuen Wirthschaftsformen aufzunöthigen. Zu alledem bedürfen wir, daß das blanke Schwert unserer Kampfesfreude und Kriegstüchtigkeit nicht roste, und darum müssen wir fernerhin mit vollem Bewußtsein in uns stärken, was wir sogar aus dem Christenthume glücklich herübergerettet haben und wozu die unbefangene Neigung noch Jeden von uns treibt: — die kriegerische Tüchtigkeit. Zauberischen Klang hat schon jetzt in unseren Ohren das Wort, daß wir ein Volk in Waffen heißen dürfen, an Erinnerungen des militärischen Dienstes stärkt selbst der sozialdemokratische Arbeiter zum Aerger aller Agitatoren sein Selbstbewußtsein, und mit allgemeiner Bereitwilligkeit dulden wir, daß der ritterliche Offizier unserer Gesellschaft darlebe, was sie als vornehm, adlig und ehrenhaft gelten lassen soll. Aber noch oft genug regt sich auch der Philistertrieb falscher Sparsamkeit namentlich in unseren politischen Parteien, der Pedant und der Phantast, die sonst nichts mit einander gemein haben, lassen sich — lächerliche Thoren Beide — vom Juden die Losung geben, um dem Volke sein angeborenes Kriegerthum zu verleiden. Mit diesen Neuezuständen, die vom sonst vernachlässigten Christenthume nur gar zu gerne ihre besten Gründe nehmen, müssen wir *brechen*, ebenso wie wir mit den Anmaßungen unserer elenden Kärrnergelehrsamkeit, die uns den Kopf mit todtem Ballast vollstopft und unser angebornes Empfinden verdorrt, kurzen Prozeß machen müssen. Alle unsere staatlichen und wirthschaftlichen Einrichtungen seien so beschaffen, daß wir gesund nach deutscher

Sittlichkeit im Frieden und kampftüchtig im Kriege, ein echtes und rechtes Volk in Waffen bleiben können, unsere Jugend aber in Zukunft mehr und mehr so erzogen, daß sie ein Volk in Waffen werde, nicht trotz der falschen Ideale einer verdorrten und ausländisch verfälschten Gelehrsamkeit, einer nur heuchlerisch dem deutschen Gewissen angepaßten Religion, sondern gefördert von einfach-gesundem Wissen, wahrhaftiger Religion (die nur des Einzelnen echtes Eigenthum sein kann) und der ererbten Sittlichkeit des Deutschthums.

Hier münden längst gehegte und gepflegte Bestrebungen nationaler Schulreform in den Gedankengang dieser Mahnungen ein; so kann ich hier wieder auf frühere Worte zurückweisen.

Die Frauenfrage.

Mit Absicht messe ich unser Deutschbewußtsein nur an den großen Zeitfragen und wähle unter ihnen besonders diejenigen, bei denen wir uns haben verleiten lassen, die allgemein menschliche, internationale Lösung für die nächstliegende zu halten. Vielleicht ist aber Diesem und Jenem nun die Ueberzeugung näher gekommen, daß wir nicht einmal in die Nachbarschaft verwandter Völker, geschweige denn in die Weite der gesammten Menschheit wirken können, außer wir stehen fest mit beiden Füßen auf dem Unsrigen. Kultur und Fortschritt sind gewiß geistiger Art, aber sie bedienen sich öfter des Armes der Macht, als der Zunge der Ueberredung, und Macht kommt uns nur aus der Erde, darauf ein jedes Volk gewachsen ist. Von manchen andern wichtigen Aufgaben, z. B. der ersehnten Umwandlung unseres Rechtes vom Römischen in's Deutsche, versteht es sich von selbst, daß wir sie nur durch die Stärkung unseres volksthümlichen Wesens lösen können; dabei brauchen wir also hier nicht zu verweilen. Aber es bleibt noch ein Problem, das kurz zu betrachten wäre, weil auch an ihm das Deutschbewußtsein sich stärker bewähren müßte, als wir bisher gewohnt sind: — die Frauenfrage.

Sie ist für die Gebildeten unseres Volkes länger, als irgendwo anders, keine ernsthafte Frage gewesen; erst der starke Hebel der allgemeinen sozialen Noth hat sie dazu gemacht. Und ich für meine Person glaube, daß die Frauenfrage für unser Deutschbewußtsein im Wesentlichen gelöst sein wird, wenn wieder gesundere wirthschaftliche Zustände das Heirathen leichter machen werden, als

es jetzt ist. Denn wegen all der Nervositäten, die jetzt so reichlich um die Frauenfrage empor wuchern, werden wir uns dann keine Sorge mehr machen. Immer aufs Neue werden wir es erleben, daß die Frau, so urgesund von Natur und durch die Nothwendigkeiten ihres Geschlechtes so eng mit der Schöpfung verwachsen, doch eine verhängnißvolle Neigung behält, ihre seelische Persönlichkeit in launenhafte Subjektivitäten zu steigern, für welche der Generalnenner in Form einer allgemein befriedigenden Organisation auf keine Weise gefunden werden könnte, vorausgesetzt, daß nicht das ganze Staatswesen an die Kleiderschleppe der Frau gehängt werden soll. Eine Summe von Nervositäten ist aber noch keine Persönlichkeit, geschweige denn ein Charakter, und nur auf Charakteren, die in ihren Willensregungen doch beharrlich und verantwortlich bleiben wollen, kann ein Staatswesen sich gesund erhalten.

Es beweist also meines Erachtens nicht den Eigennutz der Männer, sondern ihre Einsicht in die natürliche Schwäche der Frau, wenn sie den Staat und seine Leitung von weiblichen Nervositäten frei halten. Nur desto größer wird aber in Zeiten, wie den jetzigen, dem männlichen Theile eines Volkes die Pflicht der Fürsorge für den weiblichen, und so betrachtet bekommt die Frauenfrage für jeden verständigen Deutschen ein sehr ernstes Gesicht. Naturgemäß hat jedes gesunde Mädchen ein Recht auf Ehe, und kein Volk kann auf die Dauer gesund bleiben, das diesem Rechte nicht freien Raum giebt. Da aber das ganze Lebensglück des Weibes in seiner Liebe, also auch in der Ehe beschlossen bleiben muß, so ist ferner zu fordern, daß möchlichst nur die freie Neigung und eine möglichst klare Erkenntniß von der übernommenen Verantwortung zum Ehebunde führen dürfen. Würde so dem natürlichen Berufe und der persönlichen Freiheit der Mädchen ihr Recht *vor* dem Entschlusse, so müßte desto kräftiger alle Nervosität der weiblichen Natur abgewehrt werden, wenn sich die Pforte des Ehebundes hinter ihr geschlossen hat. Hielte ihr nun die Liebe des Mannes nicht ganz, was sie versprochen, so richtet ja die Liebe zu ihren Kindern die höhern Ideale vor ihr auf, und hülfe selbst diese nicht fort über allen Schmerz der Enttäuschung, so muß das Bewußtsein trösten, daß die Sittlichkeit ihres Volkes in Allem, was Entsagung fordert, auf ihrer Opferfähigkeit ruht.

So mindestens sittlich — wenn sie nicht glücklich sein durfte — ist die deutsche Ehe von jeher gewesen; so ist sie noch heute

trotz mancher Ausnahmen der Entartung; so wird sie auch bleiben, ja allgemeiner noch wieder werden, wenn wir nur das deutsche Ideal an Stelle des verblassenden christlichen in unserer Seele mit Bewußtsein stärken. Deutsche Ehe und deutsches Familienleben sind heute noch die stärksten Quellen unserer nationalen Kraft und in allen Hauptdingen merkwürdig wenig berührt von den Entartungen unserer Zeit. Aber wie gewaltig brausen die Stürme *vor* diesem Hafen und oft genug noch mitten in ihn hinein, und wie jammervoll häufen sich hier die gestrandeten Existenzen, weil unser kapitalistisch verrottetes Wirthschaftsleben so vielen unserer jungen Männer die Ehe zu einem Luxus macht und mehr noch unserer Mädchen in verbitterte Einsamkeit oder in die Unzucht treibt. Dies ist der Theil der Frauenfrage, der allein für das deutsche Volk Berechtigung hat und dringend seine Lösung fordert. Sie wird sich von selbst geben, wenn eine wirthschaftliche Wiedergeburt uns zu gesunderen und einfacheren Lebensformen zurückführt und unser dann auch sittlich gekräftigtes Volk die Ehe wieder als Volksgebot von Jedermann fordern kann.

Bis dahin aber können wir die Frauen nicht nur gewähren lassen, sondern müssen sie sogar unterstützen in dem Bestreben, ihre Kräfte an einem Theile der Berufe zu erproben, welche bisher allein den Männern gehörten. Als Lehrerinnen und Erzieherinnen unserer Töchter, als Pflegerinnen der Kranken machen sie nur die natürliche Ueberlegenheit ihrer Natur für das Gemeinwohl nützlich; ob sie als Aerztinnen wirklich die Tugend der Schamhaftigkeit erleichtern würden, die wir bei unseren deutschen Frauen nicht vermissen möchten, sollte wenigstens erprobt werden, und ich für meine Person bin noch keineswegs sicher, daß die Probe auf die Dauer gelingen wird. Literatur und Kunst stehen den Frauen ohnehin offen, und für manche Stellen im öffentlichen Dienste scheinen sie verwendbar zu sein. Wollte der *heutige* Staat diesem und weiterem Begehren der Frauen den Zutritt verschließen, so fügte er zur Gewalt die Unsittlichkeit, denn immer müssen wir uns gegenwärtig halten, daß jeder Mensch, also auch die Frau, nicht nur zu leben, sondern auch nützlich zu leben das Recht hat, daß aber unser jetziges krankhaftes Wirthschaftsleben thatsächlich vielen Frauen nicht erlaubt, im Zuge ihrer Natur als Hausfrau und Mutter nützlich zu sein und ihnen nur die schlimme Wahl zwischen unthätiger Selbstverbitterung oder Unzucht läßt.

Die heutige Gesellschaft hat also zweifellos kein inneres Recht, den Frauen in ihrem Kampfe für nützliche Bethätigung, d. h. für ihre Sittlichkeit zu wehren; eine spätere, wirthschaftlich vereinfachte und gesundete Gesellschaft aber kann dieses Recht wohl wiedergewinnen, und dann wird die Frauenfrage verschwinden oder ein ganz verändertes Gesicht bekommen. Was dann noch von ihr übrig bliebe, wäre die Frauenfrage der Nervositäten, und diese abzuwehren würde Pflicht und Recht des deutschen Volkes sein, im Namen seiner Männlichkeit und Gesundheit. Wie sehr Völker entarten, in welchen die Nervosität des Weibes das Szepter führt, zeigen uns warnend genug die Spanier; auch Frankreich kämpft immerfort mit dieser Gefahr, Schweden würde ohne sie sich kräftiger bewähren, und die österreichische Hauptstadt nicht so völlig zum deutsch-jüdischen Capua entartet sein. Hat also ein sozial-reformirtes Deutschland sich selbst erst wieder kräftiger im Zaume, so müssen auch unsere Frauen und Mädchen ihren flatternden Launen Halt gebieten, und gottlob zwingt noch keine Erfahrung am heutigen Geschlechte zu dem Verdachte, daß sie das nicht können oder mögen würden. Auch in den Frauen, obgleich ihre individuelle Natur so stark und ihr Talent zum Gemeinsamkeitsgewissen so schwach ist, wird doch das Deutschbewußtsein eine größere Macht werden, als es bis zum heutigen Tage bei den meisten ist. Das Christenthum zur Deutschreligion zu vergeistigen, wird freilich mancher von ihnen unmöglich scheinen, denn der persönliche Christ- oder Heiligenkultus ist manchem weiblichen Liebesdrange eine schwer entbehrliche Gewohnheit geworden. Auch hat in manchem Kopfe noch die von der Kirche behutsam gepflegte Vorstellung Kraft, daß erst das Christenthum das Weib zu seiner jetzigen bürgerlichen Würde emporgehoben habe. Aber es giebt schon heute viele deutsche Frauen, die Religion und Kirche wohl zu unterscheiden wissen, und jede wird sich leicht überzeugen lassen, wenn man sie nur belehren will, daß das Christenthum — ganz abgesehen von seiner mindestens kühlen, vielleicht sogar feindlichen Stellung zur Ehe — wohl bei Griechen und Römern und asiatischen Völkern das Weib aus sklavischem Stande zu erheben hatte, bei unseren germanischen Vorfahren aber für solche Befreiung kaum noch etwas zu thun fand. Denn das gesunde Gewissen der Germanen umgab das reine Mädchen mit der unsichtbaren Schutzwehr der Unverletzlichkeit und verehrte das Ahnungsvolle in ihm wie etwas Göttliches; die Ehefrau aber war nicht die Sklavin ihres Mannes, sondern

die Prieſterin ſeines Hauſes, die weihevolle Königin ſeiner Feſte und ſeine vertraute Genoſſin in allen höchſten Ehren ſeines Lebens. Wie ein echter deutſcher Jüngling heute noch für ſeine erſte keuſche Liebe alle Heiligthümer ſeines Herzens entzündet, wie ein echter deutſcher Mann noch heute in das Ohr ſeiner Frau alle Freude und Erfolge ſeines Lebens, aber auch alle ſorgenden und hilfeſuchenden Gedanken vertraut —, ſo iſt in dieſen tiefſten und unmittelbarſten Bekundungen unſeres Volksgeiſtes das Chriſtenthum, als wär' es gar nicht geweſen. Denn germaniſch war auch hier von allem Anfang an ſchon chriſtlich, vielleicht ſogar ſittlicher, als chriſtlich; und wenn wir mit dieſem unſerem heutigen Empfinden und Bedürfniß die germaniſchen Sitten und Anſchauungen zur Zeit des Tacitus verglichen, wir fänden, daß wir in den Jahrhunderten der chriſtlichen Einwirkung vielleicht nur verloren, ſchwerlich etwas gewonnen haben. Das ſollten unſere Frauen wiſſen und wohl bedenken, daß ihrer Liebe nirgendwo eine wärmere und würdigere Heimath werden kann, als in deutſcher Sitte nach dem Erbe der Väter.

IV.

Dichtung und Kunſt im reinen Deutſchthum.

Es bleibt noch übrig, den Gedanken des reinen Deutſchthums auf die Thätigkeit der ſchaffenden Phantaſie in Dichtung und Kunſt anzuwenden. Dabei handelt es ſich, wie unſer jetziger Zuſtand nun einmal iſt, um nicht mehr und nicht weniger, als um die Wiedergeburt einer geſunden deutſchen Kunſt von Grund auf und daß wir aus Millionen Gleichgiltigen ebenſo viele Antheilnehmende, d. h. unſrer Kunſt und Dichtung überhaupt erſt ein Publikum ſchaffen. Eins iſt ohne das Andere nicht denkbar, und im wieder zu erweckenden Deutſchbewußtſein liegt das einzige Mittel, um Beides zu gewinnen.

Wenn ich mit dieſer Behauptung recht habe, wird man zugeben, daß Wichtigeres, ja Nothwendigeres für unſere Kunſt gar nicht geſchrieben werden könnte; dennoch werde ich mich gerade in dieſem Theile meines Gedankenganges ſehr kurz faſſen und brauche die Waſſerfluthen der ſchon ſo hoch geſchwollenen Literatur der Kunſthebammen nur unerheblich zu vermehren.

Ein kälteres Verhältniß, als zwiſchen allem ernſthaften Kunſtſchaffen und dem deutſchen Volke während der letzten zwanzig Jahre bis zum heutigen Tage beſtanden hat, läßt ſich kaum noch denken.

Und das ist so und bleibt so, obgleich Kunst und Dichtung gerade während dieses Zeitraums eine innere Revolution durchgemacht haben, welche alles bloß Herkömmliche über den Haufen warf und sowohl das technische Können wie auch die persönliche Wahrhaftigkeit der Schaffenden ganz bedeutend steigerte. Aber die vielen selbstbewußten „Jüngsten", die mit ihrem Feuer und Trotz das Publikum hinter sich zu zwingen hofften, sehen sich in allen ihren Träumen völlig getäuscht; ihre Kunst ist wie ein Klavierspiel im luftleeren Raume — Musik ohne Schall und Wiederhall. Was sie etwa der Kunst an Unbefangenheit, lebendigem Wirklichkeitsschein und neuen Ausblicken gewonnen haben — von Allem gilt das entsagungsvolle Wort vos, non vobis! Ihr Bienen habt den Honig gesammelt, aber nicht *für Euch*! — Schlimmer noch ist das Loos der Einsamen, die still in sich das Heiligthum des Deutschbewußtseins pflegten, aus dem allein unserer Kunst die künftige Blüthe wachsen kann, denn heute noch will Keiner auf sie hören, an sie glauben. Die „Jüngsten" sind doch wenigstens eine Schule und machen in den vier Wänden der literarischen Kritik unermüdlich Lärm. Da schaut das träge Publikum zuweilen auf und merkt, daß etwas im Gange ist, lauscht auch wohl auf Augenblicke hin, und wenn es gleich an den neuen Tönen keine Erbauung findet, so merkt es sich doch die Namen und denkt: „Das also ist die neue Kunst, die neue Dichtung!" Aber auf die einsamen Vorempfinder des Deutschthums in der Kunst achtet Niemand, denn Niemand ahnt noch, daß auf diesem stillen Acker einst unser Frühling blühen wird. Gegen die „lärmenden Jüngsten" in der literarischen Kinderstube ist das Volk stumpf, aber in seinem dunklen Instinkte doch gerecht, gegen die einsamen Pflüger der Zukunft stumpf und ungerecht zugleich.

Wie nun kann das anders werden? Dem heutigen Geschlechte unserer Dichter und Künstler das Evangelium der Wiedergeburt durch das reine Deutschthum zu verkünden, scheint mir von allen schweren Stücken dieser Wüstenpredigt das schwierigste zu sein. Den Anderen kann man sagen: Lernet stärker empfinden! Geht wahrhaftiger Eurem Herzen nach! Werdet wieder freie Menschen, da Ihr Sklaven seid! Denn sie haben zwar Entschuldigungen und Vorwände, warum sie alles das bisher nicht waren, aber sie fühlen doch, der Eine klar, der Andere dunkel, daß ihnen ein Heil geschähe, wenn sie der Wiedergeburt theilhaftig werden könnten. Aber die Dichter und Künstler entgegnen: Niemand kann stärker empfinden,

denn kein Werk unserer Hand, unserer Feder, das nicht in der Gluth unseres Herzens zuvor geschmolzen und geformt wäre! Niemand kann wahrhaftiger sein, denn wir decken mit unübertrefflichem Freimuth alle lichten, aber auch alle dunklen Flecken unserer Seele auf, um die reine Menschlichkeit zu offenbaren! Niemand kann freier sein, denn wir bezahlen unsere Freiheit mit Noth und Verkennung! Wir sind ja die Priester und Märtyrer unserer Ideale, und hätten wir nicht die Selbstgewißheit unserer starken, wahrhaftigen und freien Persönlichkeit, wo sollten die Ideale bleiben? Ist nicht Wiedergeburt, daß man abwirft, was man war und ein neuer Mensch wird? Wer will uns von Wiedergeburt sprechen, da *wir* es doch sind, die auf die Wiedergeburt des Volkes nach *unseren* Idealen warten?

Ja, wer will diesen selbstgerechten und eitlen Seelen von einer Wiedergeburt durch das reine Deutschthum sprechen! Und doch kann ich nicht anders sagen, als daß es gerade ihnen am allernöthigsten ist.

Sie bilden sich Alle ein, Deutsche zu sein, und die wenigsten *sind* es doch. Zuvörderst ist nicht jeder Künstler deutsch, der in deutscher Sprache schreibt, auf deutschem Boden Thon modellirt oder Häuser baut, in deutschen Konzerten zuerst seine Musik spielen läßt, einem deutschen Publikum seine Bilder verkauft. Die Seele muß deutsch sein, das Material kommt erst weit hinterher in Betracht, und daraus folgt die Wahrheit (von der es eine Schande oder eine große Lächerlichkeit ist, daß man sie noch aussprechen muß), daß unsere Kunst und Dichtung undeutsch ist, soweit sie von Juden gemacht oder ausgeübt wird. Wer das nicht unmittelbar zugestehen will, der wird doch höchstens sagen können, die Juden hätten ein so großes Talent der *Aneignung*, daß es ihnen nicht schwer falle, sich auch die deutsche Seele anzueignen; sie könnten darum dennoch der deutschen Kunst zuletzt Gewinn schaffen. Wer so spricht, — und es sind ihrer Viele, die so sprechen —, der mag in einem so heillos verwirrten und selbstvergessenen Volke, wie wir es jetzt sind, noch einige Gläubige finden, aber ein Volk mit starker Empfindung seiner selbst würde ihn auslachen, und von dem Wesen der Kunst hat er keine Ahnung. Denn eine andere Kunst hat es nie gegeben und wird niemals sein, als die mit jedem Athemzuge die Seele eines bestimmten Volkes kündet; die freudigen oder traurigen, die leichten oder tiefsten Regungen dieser Seele — das macht an sich keinen Unterschied —, aber jedenfalls immer den

Athem eines bestimmten Volkes. Und dieser Athem liegt in dem lebendigen Organismus des Volkes untrennbar gebunden, wie die Blüthe eines Baumes in seinen Wurzeln; ja noch fester und echter, denn einen Baum kann man mit fremdem Schößling pfropfen, aber ein Volk von kräftiger Seele wird in jeder Zeit seines nationalen Erwachens die aufgepfropften Kunstreiser verdorren und verwelken lassen und wieder zu seiner Natur zurückkehren. Nun zeigt uns freilich die Kulturgeschichte aller Völker und leider des unsrigen zumeist, daß auf die kurzen Tage des volksthümlichen Lebens und Wachens lange Nächte des Schlafes folgten; das sind die alexandrinischen Nächte, in denen Volk und Kunst nichts von einander wissen. Aber das ist ja gerade, wovon unser Klagelied begann, daß unser Volk von seiner heutigen Kunst nichts weiß und nichts wissen will, weil sie alexandrinisch ist; nach Wachsein und Wiedergeburt sehnen wir uns ja, da wir lange genug im Schlafe erstarrt waren! Wer wagt es, nun mit der Kunst der Aneignung und ihren jüdischen Propheten noch unsere Geduld zu reizen, da wir doch nach echter deutscher Kunst verlangen! Die Juden haben es sich ja von Heine bis Fulda redlich sauer werden lassen, allen Regungen unseres Volkes nachzulauschen und nachzufühlen, aber ist denn Einer, der deutsch empfindet und von ihrer Kunst Nahrung und Erhebung seiner Seele gewonnen hätte? Die Juden haben uns — halb gierig, halb unterwürfig, wie immer — den ganzen Marktbetrieb der Kunst aus der Hand gewunden; kaum ein Theater noch, kaum eine Zeitschrift oder literarische Gesellschaft, kaum ein Kunstverein, wo sie nicht den Knopf des Mechanismus in der Hand hätten; aber fühlt sich denn nicht unser Kunstempfinden müde und matt und angeekelt von all dem lärmenden, aufdringlichen Treiben? Für einen Thautropfen deutscher Keuschheit würden wir diesen Ozean von parfürmirtem Waschwasser, für einen Grashalm echter deutscher Kunst alle diese Potemkinschen Dörfer freudig dahingeben. Es bleibt also dabei: die Juden fege der Kehrbesen deutschen Geistes zuerst aus dem Tempel, denn ihre Kunst wie ihr Geschmack sind undeutsch, können deutsch auch in alle Ewigkeit nicht werden!

Die dann zurückbleiben, soll man genauer prüfen. Sie werden sich freilich wehren und sagen: Wir sind von deutschen Eltern geboren und athmen deutsche Luft; Alles, was wir denken, fühlen und gestalten, ist ja nothgedrungen deutsch — Gott sei's geklagt! wird Mancher noch hinzuseufzen —; darum wäre also keine Sorge, damit

aber auch nichts zu gewinnen! So denken heute thatsächlich die meisten unserer Dichter und Künstler, und nun überführe sie Einer dieser jammervollen Thorheit und mache ihnen klar, daß es für sie trotz ihrer Geburt keine schwerere Aufgabe, aber auch kein größeres Heil geben könnte, als daß sie wirklich deutsch, d. h. Universalerben der deutschen Volksseele würden! Nun erkläre man ihnen, daß deutsch in der Kunst sein nicht heiße: mit einem leeren Torniſter auf die Wanderschaft gehen und von Franzosen, Norwegern oder Russen alles Fremde zusammenschleppen, sondern daß ein deutscher Künstler oder Dichter den Ehrennamen gar nicht verdiene, er sei denn bis in jede feinste Seelenfalte deutsch geprägt und habe an der Fülle des Eigenen so genug, daß ihm nach Fremdem gar nicht gelüste! Das sage man ihnen, und wie die Stimmung bis vor Kurzem war, möcht' ich wetten, daß sie den Mahner einfach verlacht und verspottet hätten. Man darf nicht vergessen, daß dieses jüngste Künstler- und Dichtergeschlecht sich wohl oder übel der Zustimmung eines großen Publikums hat entwöhnen müssen und nun gewissermaßen ohne Oeffentlichkeit eine Welt für sich spielt, in der man einfache Gesundheit und ernste Kraft des Empfindens als eine Alltäglichkeit von gestern betrachtet, immer die Nase im Winde hält nach dem Neuen und Neuesten und darum jede noch so krankhafte Albernheit für einen Augenblick mit neidischer Verblüffung begrüßt. Es hat gute Wege, ehe diese Herren sich von den Blasirtheiten ihrer jugendlichen Greisenhaftigkeit durch ehrliche Erkenntniß oder vernünftige Zusprache abbringen lassen, aber das Deutschthum wird bei seiner Wiedergeburt dieser müden und welken Kämpfer ja ohnehin entbehren können. Auch sie mögen mit den Juden, die immer die Zuhälter ihrer Unzucht waren, bei Seite treten oder ruhig als Streu auf den Frühlingsacker sinken — das Deutschthum verliert nicht allzu viel an ihnen. Denn dieses ganze Künstlergeschlecht geht zwischen Größenwahn und Selbstironie einen widerlich taumelnden Gang; ihre geistige Persönlichkeit ist meist nur ein Komplex von Nervenzuckungen, ihre Kunst der Charakteristik unterscheidet sich nicht von der des Anatomen, und wie dieser üben sie sie an Leichen, an moralischen wenigstens; nichts gewinnt ihren Ernst, nichts ihre Ausdauer, nichts ist ihnen im Grunde heilig, es sei denn ihre Ruhmsucht. Nein, die Gefäße des Deutschthums in der Kunst müssen reinlicher und keuscher sein, als diese, aber vor Allem auch stärker; Kerle müssen kommen, so ernst und so neckisch, so kindlich rein und doch

so wohl bekannt in allen Himmeln und Abgründen des Menschenherzens und so gesegnet schließlich mit den Gaben der Phantasie und des Humors, wie etwa Böcklin unter den Malern ist und wie ich unter den heutigen Dichtern noch keinen weiß. Vielleicht, daß er schon lebt, doch das Thor seines Einzuges ist noch geschlossen.

Was ist nun aber deutsch in der Kunst? Schwierige Antwort! Die Elemente ließen sich wohl zusammenfinden. Etwa so. Der deutsche Dichter oder Künstler wird im Grunde immer ernst und keusch und tüchtig sein, niemals leichtfertig. Sein Ausdruck sei schlicht und anspruchslos, aber voll Kraft; nichts unerträglicher, als hohles Pathos oder in den Spiegel schielende Selbstgefälligkeit. Ironie oder Weltschmerzelei sind deutscher Kunst immer ein zersetzendes Salz gewesen, Humor dagegen war immer ein willkommener Schmuck ihrer echten Kraft, denn Humor giebt sinnige Lebensfreude, wonach sie zumeist verlangt und ist zugleich die beste Verhüllung deutscher Keuschheit, die immer von ihrem Innersten nur eine Ahnung geben mag. Gegen romantische Empfindsamkeit, die jedem Deutschen im Blute liegt, wehre sich der Künstler nicht allzu scharf, denn sie ist eine Neigung, von der wir selbst die krankhafte Ausartung leichter ertragen, als den völligen Mangel. Die herbe und kühle Größe, die aus den Denkmälern der germanischen Vorzeit spricht, haben wir Nachgeborenen allzu sehr in Kultur verwässert, doch fühlen wir, daß wir sie wieder gewinnen könnten, wenn wir die kriegerische Tüchtigkeit wieder mehr als bewußte Tugend gelten ließen. Das etwa wären die Elemente, aber nun bleibt das Lebendige daraus zu schaffen. Verschiedenste Mischungen sind möglich, mannigfache Strahlungen, aber nur das Lebendige hat Werth, zu dem das deutsche Volk spricht: Du bist Fleisch von meinem Fleische und Bein von meinem Bein.

Denn die deutsche Volksseele selber ist es, die schließlich zu Gerichte sitzt und mit ihrem Ja oder Nein stärker ist, als alle unsre Rede und Schrift, unser Hoffen und Fürchten. Jeder, der sich in der Kunst bemüht, fühlt das ergebungsvoll oder zähneknirschend, aber ihren Machtspruch muß er zuletzt doch anerkennen. Nur soll sich Keiner einbilden, daß „Volkes Stimme Gottes Stimme" wäre, wenn das Publikum ein Theaterstück heute auszischt oder ihm Beifall jubelt. Das Publikum liebt immer das kürzeste Verfahren, dem Volke ist das längste noch nicht lang genug; wer seinen Spruch vernehmen will, der muß weit in die Jahrhunderte zurückschauen.

Da wird er manches Urtheil gesprochen finden und manche Entscheidung, daran er sich halten kann, aber wer ganz sicher gehen will, der lasse auch der Zukunft noch ihre Möglichkeiten und bedenke, daß jedes Lebendige wie ein Fluß ist, in den nach dem Worte des griechischen Sophisten Niemand auch nur einmal den Finger tauchen kann und sagen: Dies ist er — so ist er! Und dennoch giebt es den Fluß wie eine richtende Volksseele, und beide haben ihre bestimmte Art.

Es handelt sich hier zuletzt um das Geheimniß der Persönlichkeit, um das Räthsel, wie ein lebendiges Einzelwesen die Vielheit der inneren Regungen und der äußeren Einflüsse nicht nur in der Einheit des Bewußtseins, sondern auch in einheitlicher Grundneigung zusammenfaßt. Ein Jeder blicke auf sein Leben zurück und sehe, was im Wechsel der Umstände, im Zuwachs des Wissens und der Erfahrung aus ihm geworden. Kann er im 20. oder auch im 40. Jahre klar entscheiden, was ihm unverlierbar zu eigen sei und was nur äußerlich anhafte? Erst wenn er am Rande des Grabes steht, mag er sich getrauen zu sagen: So war ich, so war ich nicht, dieses war meinem innersten Wesen möglich, jenes unmöglich. Und dennoch ist Jeder eine Persönlichkeit von Anfang an, im Mutterschooße, ja in der ganzen Reihe seiner Vorfahren ist ihm schon die Einheit seines Wesens vorgebildet, die er durch alle Wechsel seines Lebens zu vollenden bestimmt ward. So auch die Persönlichkeit eines Volkes, die wir die Volksseele nennen. Niemals, so lange es mit Bewußtsein als ein Volksganzes lebt, kann Einer ihm sagen: so bist Du, und dieses ist Dir möglich, jenes nicht, denn länger dauert das Leben eines Volkes, als des Einzelnen, und unendlich vielfältiger ist die Fülle seiner Umstände, seiner inneren Regungen und äußeren Einflüsse. Aber dennoch hat auch das Volk sein vorbestimmtes Wesen, und die Geschichte, die einst auf das Grab dieses Volkes schauen wird, kann alle Einzelzüge seines Charakters überschauen und die wesentlichen von den zufälligen scheiden. Wir Lebenden aber können dem lebenden nur nach Wahrscheinlichkeit die Geheimnisse seiner innersten Neigungen ablauschen, und dabei müssen die Geschichte und unser Gewissen, das doch ein Theil des Volksgewissens ist, uns Führerinnen sein. Auf diesem Wege allein, also nur zaghaft und mit viel Bescheidung können wir enträthseln, was der richterliche Wille und das Urtheil der Volksseele auch unserer Kunst bedeuten.

Und auch hier wieder giebt uns das Ideal, das Jeder von uns trotz eigenwilliger Neigung und Gewöhnung im Herzen trägt, besseren Maßstab, als die kühle Erforschung der einzelnen Zustände. Wie oft hat der Kunstgeschmack unseres Volkes gewechselt von einem Gegensatz zum andern! Wir sind überempfindsam gewesen und wieder plattverständig geworden; wir sind wolkenhoch gestiegen im Idealismus und haben auch kümmerlich am Boden kriechen können; wir haben immer mit beiden Ohren nach außen gelauscht, sind Jahrhunderte lang wieder und wieder dem Irrlichte des Griechenthums nachgelaufen und wissen doch sehr wohl, daß uns wirklich wohl und warm nur im Eigenen wird. Was hätten wir in der Kunst nicht erprobt, was wäre uns unmöglich gewesen! Schließlich haben unsere Gelehrten aus unserer Schwachheit eine Tugend gemacht und es uns zum Verdienste gerechnet, daß wir so trefflich übersetzen und entlehnen können und auf allen fremden Gassen besser Bescheid wissen, als im eignen Hause. Der alternde Goethe orakelte von einer Weltliteratur und begann selbst als Generalagent und erster Hausirer für diesen Ohnmachtsgedanken zu wirken! So haben wir unseren Wandertrieb auch im Geistigen oft, nur allzu oft bethätigt, aber wer erfahren will, wer wir nun eigentlich sind, der forsche nicht, wie oft wir ausgefahren sind, *sondern wohin es uns zog, wenn wir heimkehrten.* Das ist unseres Volkes Herd- und Ruhestätte in der Kunst, und dorthin sollen auch wir uns nach all' den Erschöpfungen der Epigonenzeit und den Irrfahrten des heutigen Naturalismus zurückwenden, damit wir wieder auf dem Unsrigen stehen und das *ganze* Volk als lauschende Gemeinde um uns versammeln.

Die leidenschaftliche Größe und herbe Treue des Nibelungenliedes, die mit schlichten, fast ungelenken Worten zu uns spricht, wird alle empfänglichen Herzen noch heute ergreifen, wenn nur ein rechter Meister die Schlacken von der Dichtung abstreift. Walther von der Vogelweides Innigkeit und edelgesinnte Gutmeinung träufelt noch heute wie ein milder Frühlingsregen in unsere Herzen, wenn man die rechte Auswahl trifft. Heldensagen und Volksmärchen, in denen die letzten Reste der alten germanischen Götterlehre sich vor dem Christenthum verbargen, versagen nie ihren Zauber an unseren Kindern. Hans Sachs, der treuherzige Schalk, sieht freundlich noch in unsere Tage, und wenn wir für manchen seiner Fastnachtsscherze nicht mehr harmlos und schlicht genug sind, so finden wir

doch bis heute keine deutschere Versprache, als seinen Knittelreim. Luthers Kraft bleibt immer frisch; hörte die Bibel einst auf, das Buch der Gottesoffenbarung im kirchlichen Sinne zu sein, so würde es nach Luthers Uebersetzung immer doch das Buch deutscher Sprach-, Gemüths- und Kraftoffenbarung bleiben. Schlichter und inbrünstiger zugleich wird sich kaum jemals deutsche Gläubigkeit bekunden, als in den Kirchenliedern Luthers und manches seiner Nachfolger, und einfältiger und köstlicher, als der alte Grimmelshausen im Simplicissimus, kann Keiner der Welt beweisen, was noch in einem deutschen Herzen kindlich unverdorben und zuversichtlich bleibt, wenn auch unser ganzes Volk durch ein Meer von Elend und Verwüstung geschleift wird.

Je näher wir der Gegenwart kommen, desto unsicherer läßt sich das wahrscheinliche Urtheil des deutschen Volkes erkennen, weil bis jetzt fast nur das deutsche Publikum spricht. Dies gilt besonders von der „klassischen" Periode, die durch den systematischen Willen namentlich der preußischen Schulpolitik künstlich zu einem Nationalheiligthum erhoben wurde, und zwar zumeist in dem, was griechisch, also undeutsch an ihr ist, weil sich auf diese Weise die deutsche Klassizität so hübsch in die griechisch-römische Schul-Kassizität einfügen ließ und Eins am Andern bequem seinen Hebel fand. Aber das deutsche Volk hat diesen Anschlag preußischer Kabinetsweisheit noch nicht genehmigt; es wird vielmehr sein Verfahren erst beginnen, wenn die Dressur der Gymnasialherrschaft Bankerott gemacht haben wird — ein Ziel, dem wir uns jetzt ersichtlich nähern. Dann wird in der frischen Luft des wiedergeborenen Deutschthums manches beweihräucherte Heiligthum sich als schöne Leiche erweisen, und fortleben werden auch vom großen Vorrathe unserer „klassischen Periode" nur diejenigen Werke, welche Fleisch von unserem Fleische und Geist von unserem Geiste sind. Lessing wird bei dem bevorstehenden Zusammenbruche des Klassizismus am meisten drangeben: sein ästhetisches Lehrgebäude wird fast ganz zusammenstürzen, von der dialektischen Sprache und dem Geiste seines „Nathan" werden sich nur Wenige noch überreden lassen, daß sie deutsch-natürlich seien, aber „Minna von Barnhelm" wird die neue Feuerprobe bestehen. Schiller dagegen wird fast unvermindert als gottgesegneter Priester des deutschen Idealismus in das neue Zeitalter hinüberschreiten, denn von jeher hat er an den schlichten Seelen seine emporhebende Sturmwindkraft am stärksten erprobt. Von Goethe werden wir das

Deutsch-Natürliche als theuerstes Kleinod unserer Dichtkunst auch fernerhin bewahren, das Helleniſtiſche und „Geheimderäthliche“ werden wir mit deſto leichterem Herzen preisgeben. „Ob uns dieſe weiten Falten zu Geſicht ſteh'n, wie den Alten?“ Dieſe Goethiſche Frage wird uns dann keine Frage mehr ſein. „Zu Geſicht“ haben uns ehemaligen Gymnaſiaſten die „Iphigenie“ und die „Elegien“ wohl geſtanden, aber „zum Herzen“ niemals ſo recht, denn unſer Herz iſt gottlob wähleriſcher, als unſere Augen. Unſer Herz wird ſich aber auch in Zukunft freudig vom Werther zum Götz und von da über die Goethiſche Lyrik zum Fauſt, als der höchſten Höhe deutſcher Dichtung emportragen laſſen. Bürgers poetiſche Kraft und deutſche Geſundheit iſt ſo mit derbſinnlichem Weſen verquickt, daß man ſich nicht wundern darf, wenn die akademiſche Geſalbtheit bis zum heutigen Tage naſerümpfend an ihm vorbeigegangen iſt; um ſo mehr hat gerade er zu erwarten, daß eine Wiedergeburt der deutſchen Volksſeele ihm neue Ehren bringen wird. Auch Herder verdiente wohl, wieder mehr zum allgemeinen Bewußtſein emporzubringen, der abgefeimt lüſterne und geſchwätzige Wieland dagegen wird vermuthlich ganz in Vergeſſenheit fallen. Die Romantiker werden in jedem deutſchen Herzen, das ſeine Empfindſamkeit frei herauszuſingen wagt, immer neue Auferſtehung feiern, denn ſie waren ja die Reaktionäre im Namen der deutſchen Volksſeele gegen die ruhige Kälte der Klaſſiker. Von ihren Liedern werden ſelbſt die krankhaft empfindſamen länger leben, als manches an ſich geſundere Werk der Vorgänger, weil unſerem wie allem Volksweſen nun einmal ein reichlich Maß von Empfindſamkeit eigen iſt. Wo ſich aber Geſundheit, Romantik und dichteriſches Vermögen herrlich vereinigen, wie zum Beiſpiel bei Uhland, da wird die Liebe der Volksſeele ſich immer aufs Neue angezogen fühlen.

Aus der nächſten Vergangenheit und noch mehr aus der Gegenwart iſt bei dieſer Ausleſe, die ja nur den leitenden Gedanken mit einigen Beiſpielen erläutern ſoll und weder unumſtößlich noch vollſtändig ſein kann, jedes Urtheil ſehr gewagt. Ich beſchränke mich auf den Hinweis, daß die letzte allgemeine, bei Hoch und Niedrig gleich ſtarke Wirkung von Fritz Reuter, dem Niederdeutſchen ausgegangen iſt. Scheffel hat ſicherlich auch den deutſchen Nerv berührt, aber ſein Dichten hatte einen ſtark archivaliſchen Beigeſchmack, und es war nicht die Jugend im Allgemeinen, ſondern vornehmlich die ſtudentiſche mit ihren gelehrten Vorausſetzungen, die er entzückte.

Und nun ist es nur die Dichtkunst, die wir hier bei flüchtigstem Ritte durch die Jahrhunderte aus unserem Gesichtspunkte geprüft haben. Nach dem Empfinden der fremden Völker, das für uns freilich nicht Alles beweisen darf, prägt sich deutsches Wesen stärker und klarer in unserer Musik aus. Unsere großen Kunstsiege in der gesammten Kulturwelt haben wir fast allein mit dieser Waffe erfochten — bis in die Gegenwart hinein, wo von allen unseren Künstlern Richard Wagner allein bei anderen Völkern Kunsteroberungen für den deutschen Namen macht. Das darf uns freuen, aber gerade dieser Erfolg hat für die eigene Erkenntniß unserer Volksseele nur wenig Bedeutung. Wir behalten doch das höhere Recht, zu empfinden, daß die Kunst dieses kraftvollen Mannes im Grunde ihres Wesens nicht naiv, sondern voll Absicht ist, ja zuweilen Pose zeigt und daß sie im Gegensatze zu Bach, Beethoven, Mozart, Haydn der eigentlichen Schlichtheit ganz entbehrt. Ich kann aber, wie ich gern gestehe, von Musik überhaupt nicht als Kenner, sondern nur nach meinem ganz laienhaften Empfinden sprechen.

Auch bei den übrigen Künsten muß ich mich mit einigem unsystematischem Nachdenken und dem besten Willen zur Erbauung bescheiden. In der Malerei von heute vermisse und fordere ich geistige Größe und schlichte, wenn es sein kann humorvolle Empfindungsinnigkeit vielleicht zu stark, um urtheilen zu dürfen. Aber ich weiß doch, daß ich mich gern als Deutscher empfunden habe, als ich in der Tribuna zu Florenz sah, wie glücklich und einzigartig sich Dürer mit einem Bilde — längst nicht seinem besten — neben den mehr offenbaren, aber auch weniger innigen Schönheiten der Italiener behauptet. Ich fühle auch, wie das Sinnende und Träumerische in mir an den Bildern eines Schwind, eines Ludwig Richter, ja selbst an der anschaulichen Lehrhaftigkeit Wilhelm v. Kaulbachs Sättigung findet, während so viele Andere ihm nur Steine statt des Brotes bieten. Und daraus schöpfe ich den Muth zu der Ueberzeugung, daß die Seele eines Böcklin und Thoma nicht nur mein persönliches Deutschbewußtsein, sondern auch die deutsche Malerei aufwärts bringen, während so manches andere an sich tüchtige Bild der Kunst verloren bleiben wird, bloß weil es in der deutschen Volksseele keine Heimath hat.

Von dem Jammer der deutschen Architektur ist nicht viel zu sprechen nöthig. Ein Blick auf unsere Bauten aus dem letzten Jahrhundert und die gegenwärtige Rathlosigkeit zeigt klarer, als in

vielen Bänden auseinandergesetzt werden könnte, wie diese Kunst schlechterdings zum geistigen Hungertode verdammt ist, wenn nicht ein einseitiges, aber lebendiges Volksbewußtsein ihr den naturgemäßen Ausdruck giebt, der dann ihr Stil und ihre charakteristische Schönheit wird. Alle Anleihen von rechts und links, aus Gegenwart und Vergangenheit haben der Architektur die lebendige Volksseele nicht ersetzen können. Wem das noch nicht einleuchtet, der überlege Folgendes. Auf der Weltausstellung in Chicago war ein Gebäude zu errichten, welches ohne Weiteres, gewissermaßen mit einem einzigen Ueberblicke für charakteristisch deutsch gelten durfte, nicht nur bei den fremden Völkern, die sich dort versammeln werden, sondern namentlich vor unserem eigenen Gewissen. Dem Baumeister Radke war die Aufgabe zugefallen, und er hat sie, wie ich glaube, so gut gelöst, daß künftig vielleicht alle fremden Besucher der Ausstellung mit dem deutschen Namen die Vorstellung dieses Hauses verbinden werden. Wie aber geschah das? Es ist ein Haus aus der Blüthezeit unseres Städtewesens — unten Stein und oben Fachwerk, in breiter Lagerung mit einigen Thürmchen auf dunklem Dache, nicht ohne einigen Farbenschmuck, aber ohne Ziererei und Ueberladung, denn der gute Geschmack des Baumeisters hat das Seinige daran gethan. Aber ein Blick auf dieses Haus, und wir empfinden nichts von Kunst und Absicht, sondern fühlen einfach alle unsere natürlichen Instinkte für Traulichkeit und wohnliches Behagen gesättigt. Dieselbe Empfindung, die uns erwärmt, wenn wir die alten niedersächsischen Städte, namentlich das traute Hildesheim oder Goslar, oder wenn wir Nürnberg durchschreiten. Das *war* deutsche Architektur, als ein starkes Deutschbewußtsein sich ungezwungen nach seiner Art auslebte, und wir fühlen deutlich genug, daß eine eben aufs Neue erstarkende Volksseele keinen wesentlich andern, höchstens einen nach dem Baumaterial veränderten Ausdruck suchen und finden würde. Aber ohne eine stärkere deutsche Volksseele wird keine deutsche Baukunst sein, und *vorher* müssen wir deutscher *sein*, ehe wir deutscher *bauen* können — über diese unerbittliche Nothwendigkeit hilft kein Kopfzermartern der genialsten Baumeister hinweg.

Und nun endlich die Bildhauerei — trostloser Gedanke! Sie ist mit ihrer Nacktheit ein frierender Fremdling in deutschen Landen, das deutsche Volk geht frostig an ihr vorüber, und ihre Jünger müssen unter allen deutschen Künstlern das Hungern am besten verstehen. An ihr wird der Bankerott der Antike vollendet, an ihr

vor Allem haben sich Winkelmann und Lessing die Ruthe verdient, mit der man sie dereinst als deutsche Volksverderber züchtigen wird. Wußten diese Herren nichts von Peter Vischer, Veit Stoß und den anderen Meistern deutscher Bildhauerei? O sicherlich, so gut unsere gelehrten Humanisten heutzutage davon wissen. Aber wie hätten sie sich denn bei der deutschen „Barbarei" aufhalten sollen, da ihre philologisch verdorrten Herzen von dem kalten Rausche der Antike ergriffen waren! Wirklich ein kalter Rausch, man kann es nicht anders bezeichnen; der Kunstsinn eines ganzen Volkes ist mit der Zeit daran erfroren. Akademiker aller Berufe bilden sich noch heute standhaft ein, daß die ruhige Schönheit klassizistischer Bildwerke ihr ganzes Entzücken sei — denn welches Selbstbetruges hätte eine hundertjährige Gymnasialherrschaft unsere Gebildeten nicht fähig gemacht, namentlich wenn Eitelkeit und Vornehmthuerei ihre Lockungen hinzubringen? —, aber daß ihnen diese Bilder ein innerliches Eigenthum, eine Quelle der Wärme und Traulichkeit geworden seien, werden wohl nur Wenige der Wahrheit gemäß behaupten können. Für die ungelehrten Schichten unseres Volkes sind sie natürlich noch weniger als dieses Wenige, sie nehmen nichts von ihnen und geben ihnen auch nichts. Und in diesem trostlosen Zustande unserer Bildhauerei öffnen sich heute noch kaum die ersten Aussichten auf eine Besserung.

Winter und Frühling stehen nahe bei einander; erleben wir es nicht alljährlich — wer möchte in der Erstarrung der Eiszeit an das holde Wunder des Frühlings glauben? So dürfen wir auch auf eine neue Blüthe unserer Kunst und Dichtung vertrauen, gerade weil sie jetzt so tief im Winterschlafe liegen, denn für alle Menschheitsentwicklung gilt der Satz, daß die Erkenntniß eines Uebels bereits die halbe Besserung ist. Die andere Hälfte giebt der leidenschaftliche Wunsch nach Erlösung, die Mittel bieten sich von selbst, und die Befreiung ist dann zuletzt das Werk eines Augenblicks. Ein Kind vollbringt dann lächelnd, was vorher Riesen nicht bewältigen konnten. Wenn die Zeit zum Frühling reif geworden ist, dünkt uns das Tiriliren der steigenden Lerche der würdigste Lobgesang seiner Wunder und unserer Seligkeit. So wird auch die kommende Offenbarung des reinen Deutschthums in der Kunst von kindlichen Seelen vollendet werden, und die schlichtesten Sänger werden ihre besten Verkündiger sein.

So gewiß das ist, so gewiß werden es die meisten Dichter und Künstler von heute nicht glauben, denn die Wahrheit ist immer zum Erstaunen einfach, aber der Weg zur Wahrheit oft verwirrend und voll Müdigkeit. Die Heutigen finden es unerläßlich, nach Zolas glatten Rezepten sich zu mürrischen Statistikern menschlicher Jämmerlichkeit zu erniedrigen, allen Maulwurfsgängen Ibsens nachzubohren, Tolstois Juchtenmartyrium wenigstens in der Phantasie mitzukosten und Nietzsche selbst bis ins Irrenhaus zu folgen — der Künftige wird einmal deutsch d. h. gesund und kindlich auflachen, und alle jene „Geistesführer" werden mit einem Schlage Gespenster der vergangenen Nacht sein. Spricht man den Heutigen von reinem Deutschthum, so haben sie nur ein überlegenes Lächeln, denn ihr von allen ausländischen Spitzfindigkeiten todtgehetzter Verstand läßt sie vermuthen, daß man ihnen das hohle Pathos Wildenbruchscher Hohenzollern-Fanfaren oder sonst irgendwelchen „patriotischen" Redeklang aufnöthigen wolle. Sie sind noch der gröbsten Mißverständnisse fähig und können nicht begreifen, daß es sich nicht um „Patriotismus" (in Anführungszeichen), sondern um die Wiedergeburt der deutschen Volksseele handelt, nächst Gott des einzigen Suveräns, von dem wir Deutschen alle ohne Ausnahme das Richtmaß unserer Thaten zu nehmen haben, des einzigen Suveräns, der zu deutschen Dichtern und Künstlern sagen kann und wird: Wenn's Euch nicht paßt, Euch nach mir zu schicken, so schüttelt den Staub von Euren Füßen und geht — ich habe Euch verworfen!

So wäre denn mit groben Strichen der Bezirk umschrieben, auf dem unserem Volke ein neuer Frühling erblühen kann. Es ist vorerst, wie ich mir wohl bewußt bin, nur ein Wunschland, aber doch urbares Land, nicht der Fels, worauf wir unsere Hoffnungen bauen, und Keime genug des Künftigen sind überall zu sehen. Die Zeit wird diese Keime entfalten. Wann und wie aber? — das kann Niemand vorhersagen. Wir leben nicht mehr im Jammer deutscher Kleinstaaterei, welche zwar den Bund der Seelen nicht hindern konnte, aber jeden Bund der Kräfte zertrümmerte. Im geeinigten Reiche braucht deutscher Idealismus nicht mehr in himmelblaue Weltschwärmerei zu entarten, sondern er kann überall die Wurzeln in den heimischen Boden senken und so mit Höhe Kraft verbinden. Das schien uns oftmals eine leichte Aufgabe; wir glaubten

im Jahre 70, die Frucht unſeres Volksthums ſtände reif in Aehren und wir brauchten ſie nur zu ſchneiden. Jetzt ſind wir in zwanzig Friedensjahren belehrt, daß die Genußſucht auch eine Macht in uns iſt und daß ſie zunächſt die weiten Grenzen des geeinigten Reiches höchſt bequem fand, ſich gründlich auszuwälzen. Wir haben wieder einmal erfahren müſſen, daß wirklich kein angeſtammtes Erbe uns mühelos bei neuen Erfolgen treu bleibt, wir müſſen alle unſere wahren Güter in jedem Augenblicke neu erwerben, um ſie zu behalten. So haben wir die ſittlichen Verluſte deſſen, was uns eitel Gewinn ſchien, zuerſt koſten müſſen. Nun aber ſtehen Noth, Verlegenheit, Ueberſättigung und Sehnſucht als Mahner vor unſerem Gewiſſen — Heil dem Volke, deſſen Gewiſſen ſchon auf leiſen Mahnruf hört!

Anhang.

I. Kolonialpolitische Erinnerungen.

Vergebliche Arbeit?

(14. Sept. 1889.)

Vor fünf Jahren etwa um diese Zeit rüstete sich die Expedition der Gesellschaft für deutsche Kolonisation zur Reise nach Afrika. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie ich im Stillen mich für die Leser der Täglichen Rundschau freute, weil sie nun längere Zeit vor den Berichten und Ansprachen Ruhe bekamen, mit denen ich während eines ganzen Jahres ihr Herz und — zuletzt auch ihren Geldbeutel für die praktische deutsche Kolonisation zu begeistern versucht hatte. Meine Worte waren nicht vergeblich gewesen. Der größere Theil der Summe von 17,000 Mark, mit welcher die ersten 2500 Geviertmeilen ostafrikanischen Gebiets in deutschen Besitz kamen, war von Lesern der Täglichen Rundschau beigesteuert à fonds perdu für den Fall des Mißlingens, gegen Angelobung eines reichlich bemessenen Landantheils im Falle des Erfolges.

So winzig waren die Anfänge der ostafrikanischen Kolonie, winzig in jedem Betracht. Jene Zeitung die einzige Schutzstätte in der deutschen Presse, die jetzt schon seit langer Zeit auf der ganzen Linie vom kolonialpolitischen Lärm widerhallt; die nächstbetheiligten Führer der Gesellschaft außer dem Grafen Behr-Bandelin lauter junge Leute wenig über oder unter dreißig Jahren; das Auswärtige Amt gegen unsere Pläne höchst zurückhaltend, ja kühl. Die erste erbauliche Probe bekamen wir davon zu fühlen, als wir dem Reichskanzler mittheilten, daß wir im Hinterlande der portugiesischen Kolonie Mossamedes, im Quellengebiete des Kunenestusses eine Kolonie erwerben wollten, weil wir durch Anlehnung an die dort ansässigen Buern einen leichteren Anfang zu finden hofften. Man antwortete uns, wir hätten für eine Kolonie, welche Deutschland in Streit mit den bestehenden Rechten und Ansprüchen einer anderen Macht bringen könnte, den Schutz des Reiches nicht zu er-

warten. Schade um das schöne Projekt! Wir hatten in mancher Ausschußsitzung viel Lungenkraft daran verschwendet und waren nicht wenig glücklich, endlich zu einem Ergebnisse gelangt zu sein, welches wir der nach Berlin berufenen kleinen Kapitalistenversammlung vorlegen konnten. Denn vorher war schon um manches andere Projekt viel Leidenschaft nutzlos verpufft worden, wie wir denn überhaupt mit Begeisterung und Leidenschaft in diesen aufgeregten Sommermonaten des Jahres 1884 nicht geizten. Aber mit jedem abgelehnten Projekte verschwand auch ein Ausschußmitglied aus unserem Gesichtskreis; es scheint eine Eigenthümlichkeit der Afrikareisenden zu sein, daß jeder von dem ganzen weiten Afrika nur die Gegend für beachtenswerth hält, die er gerade das Glück hatte, einmal mit eigenen Augen zu sehen oder näher zu kennen. Wurde nun sein Vorschlag nach reiflicher Erwägung abgelehnt, so nahm er das als persönliche Mißachtung und zog sich zurück, doch trat meistens gleich ein Anderer an seine Stelle, um es mit seinem Vorschlage ebenso zu machen. So hatte uns Einer das Gebiet des oberen Kuango (eines südlichen Nebenflusses des Kongo) bei Strafe seines Zornes empfohlen und — ward nachher nicht mehr gesehen; ein Anderer versprach uns Heil und Segen vom Humpattagebirge (Kunenegebiet) und fand später nicht mehr Zeit, an unseren Berathungen theilzunehmen. Nicht so empfindlich zeigte sich Dr. Peters mit seinem wiederholt empfohlenen Sambesi-Projekt, als eine Konferenz von Sachverständigen feststellte, daß dies so ziemlich die ungesundeste Gegend in ganz Afrika wäre. Längere Zeit vorher hatte auch das in Berlin weilende Buern-Präsidium, die Herren Krüger, Du Toit und Brandt, sich unserer Hülflosigkeit angenommen und uns auf einem Ehren-Frühstück in den Kaiserhallen den ganz uneigennützigen Rath gegeben, wir möchten nur viele deutsche Auswanderer nach Transvaal schicken; sie würden dort freundlich aufgenommen werden, vorausgesetzt, daß sie Afrikaner würden und die Gesetze des Landes anerkennten. Wir begnügten uns, die Herren auf alle Fälle um ihre Freundschaft zu bitten und vergruben unsere abweichenden Gedanken in Höflichkeit. Dieses Frühstück steht aber dennoch bei mir in dankbarer Erinnerung, nicht nur, weil es bei guten Speisen und Getränken fröhlich verlief, und auch nicht bloß darum, weil ich das ausgefeimte Vergnügen genoß, in einer Gesellschaft von Kolonialschwärmern den Geist fortschrittlicher Verneinung in Gestalt des Herrn Geheimraths Virchow sitzen zu sehen, der

wahrscheinlich im Stillen die vierschrötige Bauerngestalt des Präsidenten Krüger anthropologisch verarbeitete —, sondern vor Allem, weil ich hier inter pocula zum ersten Male meinem Freunde Graf Joachim Pfeil näher rückte und ihn aus der Sphäre der kolonialvereinlichen Beredtsamkeit in die frischere Luft der kolonialen That herüberzog.

Die Buern wurden also, wie man hieraus ersehen kann, unserer Sache nicht gefährlich. Schlimmeres aber drohte von einem deutschen Schiffsrheder, der mit unserer Hülfe seine nothleidende Dampferlinie nach Südamerika „saniren" zu können hoffte und zunächst einer kleinen Gruppe unseres Ausschusses, ihren eigenen Neigungen entgegenkommend, den Gedanken einimpfte, man möge unter Verzicht auf eine deutsch-nationale Kolonie das Augenmerk auf Südamerika richten, wo eine der republikanischen Regierungen ihm Land zur Verfügung gestellt habe mit der einzigen Bedingung, daß er in einem gewissen Zeitraume eine bestimmte Zahl deutscher Auswanderer dorthin abliefere. So leicht ich begriff, daß die Ausführung dieses Planes durch unsere Gesellschaft jenem Herrn angenehm und nützlich sein würde, so schwer konnte ich es fassen, daß einige Herren unseres Ausschusses diesen Vorschlag ernsthaft in Erwägung zogen. Das geschah nun aber dennoch, und daraus entwickelte sich zwischen dieser Gruppe und mir ein so starker Gegensatz, daß ein weiteres Zusammenarbeiten unmöglich erschien. Es ist wohl möglich, daß jene Herren sich von meinem heftigen Widerstande ebenso stark überrascht fühlten, wie ich von ihrer plötzlichen Abschweifung nach Südamerika; denn ich hatte in Bezug auf die afrikanischen Projekte immer den Vermittler zwischen widerstrebenden Meinungen gespielt und eine Nachgiebigkeit gezeigt, die mir gelegentlich als Gesinnungslosigkeit vorgerückt wurde. Das nahm ich sehr gelassen hin, weil mir die schleunige Schaffung der Geldmittel und die baldigste Ausführung irgend eines annehmbaren Projektes tausend Mal wichtiger erschien, als der gediegenste Streit über die Landkarte von Afrika. Als man aber Miene machte, Afrika überhaupt aufzugeben und den deutsch-nationalen Charakter der künftigen Kolonie zu opfern, weil man an der baldigen Ausführung eines afrikanischen Projekts verzweifelte und um jeden Preis eine Auswanderungskolonie schaffen wollte, da fand man mich unerbittlich.

Während dieser ganzen Zeit — es waren volle zwei Monate — hatte sich Dr. Peters fern von den Kämpfen und der Arbeit

des Ausschusses in Hannover aufgehalten, um — eine Habilitationsschrift zu vollenden. Das war nun gar nicht so selbstverständlich und auch keineswegs so harmlos lustig, wie er es in seinem Buche „Deutschnational" nachträglich dargestellt hat, erschien mir vielmehr damals schon und heute nicht minder als merkwürdige Auffassung einer übernommenen Pflicht und war thatsächlich eine Verzögerung unseres Vorhabens in einem Augenblicke, wo Zeit vor Allem kostbar war.

Peters war ein gewiegter Menschenkenner in dem Sinne, wie dieses Wort meistens verstanden werden muß, d. h. er verstand sich auf die Schwächen und Fehler der Menschen und wußte sie meisterhaft für seine Zwecke zu benutzen, doch lag ihm der Gedanke, daß er seine Kenntniß der Menschen durch den Wunsch oder Willen zu idealer Einwirkung hätte adeln können, völlig fern. Philosophisch und praktisch Pessimist, fühlte er sich als solcher suverän, aber niemals ist ihm wohl eine Ahnung von dem ironischen Humor gekommen, daß jeder Pessimist mit seiner Verurtheilung der Menschennatur nur der unerbittliche Richter eigener Unzulänglichkeit ist. Als „Menschenkenner" also wußte Peters, daß bei den meisten Menschen leichter Ansehen findet, wer von Renten leben kann, als wer durch Arbeit seinen Unterhalt schaffen muß. Darum war ihm — um mich so auszudrücken — die Thatsache nicht unlieb, daß bei den Herren unseres Gesellschaftsvorstandes die Meinung bestand, er habe von der Erbschaft eines Londoner Oheims sorglos zu leben. Ich erfuhr jedoch zuerst aus einem Briefe und später durch eine Unterredung, daß jene Herren sich in dieser Meinung irrten. Er habe, sagte er, sich nach Hannover in das Haus seiner Mutter zurückziehen müssen, weil er den theuern Aufenthalt in Berlin nicht bestreiten könne; wenn ich ihm in Berlin Gelegenheit zu einem Verdienste geben könne, würde er mir sehr zu Dank verpflichtet sein. Ich schaffte ihm denn auch für drei Monate den Unterhalt durch seine redaktionelle Verwendung an der Täglichen Rundschau und hatte mein heimliches Vergnügen daran, zu beobachten, wie er trotzdem vor den Anderen den Ruf eines von seinen Renten lebenden Mannes behauptete und manchmal nur mit knapper Noth dem gefürchteten Argwohne entschlüpfte, daß er arbeiten müsse, um leben zu können. Damals ließ ich mir nicht träumen, daß eine folgerichtige und rücksichtslose Pflege dieser Nichtigkeiten des äußeren Scheines meinen thatsächlichen Verdienstantheil einfach aus der Welt schaffen könnten; heute bin ich älter, kann das System mit allen seinen Folgen über-

sehen und muß nun außer dem Schaden noch das Odium der Zudringlichkeit auf mich nehmen, wenn ich mir meinen in wesentlichen Vorbedingungen entscheidenden Antheil an der deutsch-ostafrikanischen Koloniegründung nicht stillschweigend eskamotieren lassen will. Hoffentlich finde ich später einmal Muße, die Vorgeschichte jener Koloniegründung, die ein in mancher Beziehung höchst interessantes Stück leidenschaftlicher und schöpferischer Thätigkeit ist, aus meinem Gesichtspunkte darzustellen. Wenn ich auch sicher bin, daß ein solcher Versuch sich von der einseitigen Selbsterhebung des Petersschen Buches und der von ihm beeinflußten Darstellungen (z. B. des Buches „Deutsch-Ostafrika" von J. Wagner u. A.) fernhalten wird, so weiß ich doch gut genug, daß auch ich im Wesentlichen nur ein subjektives Zeugniß geben kann und daß es nur dem unbefangen, aber ausreichend Unterrichteten gelingen würde, aus den verschiedenen subjektiven Darstellungen den Thatbestand festzustellen. Mein Wesen verbietet mir, für mich anzusprechen, was mir nicht zukommt; aber ebensowenig ist mir das Odium des Reklamanten ein Hinderniß, gerechtes Maß auch für mich zu fordern.

Als Peters nach Berlin zurückkehrte, fand er mich entschlossen, durch einen Aufruf an die große Zahl der kolonialfreundlichen Leser der Täglichen Rundschau das Geld für die baldigste Ausführung des Kunene-Projekts, wenn nöthig, auf eigene Faust zu beschaffen. Nach längerem diplomatischen Verhandeln zwischen uns Beiden, das von Tag zu Tag mehr berechnend und kühl wurde, als meine bis dahin freundschaftlichen Empfindungen sich hatten träumen lassen und bei dem ich gezwungen wurde, auch meinerseits Empfindungspolitik mit „Realpolitik" zu vertauschen, trat er auf meine Seite und ließ sich nun überreden, das Geld nicht auf dem langwierigen und wahrscheinlich erfolglosen Wege durch Reden und Vorträge in den größeren Städten Deutschlands (wie es ihm nach dem Muster des Kolonialvereins vorschwebte), sondern nach meinem Vorschlage zu sammeln. Wenn ich somit das Verdienst für mich in Anspruch nehme, den baldigen Aufbruch der Expedition (Ende September) ermöglicht zu haben, ohne welchen, wie sich später zeigte, das Sansibar-Gebiet für uns verloren gewesen wäre, so gebührt dagegen Dr. Peters das Verdienst, den nun einmal vorhandenen Organismus des Gesellschaftskörpers als Instrument für unsere Pläne in brauchbarem Zustande erhalten zu haben, indem er durch diplomatische Geschicklichkeit die widerstrebende Partei lahm legte.

Die dann folgenden zwei Monate werden uns Allen als eine höchst interessante Episode unseres Lebens in Erinnerung bleiben. Erbitterter Kampf im Innern gegen die Widerstrebenden und die Kleingläubigen, nach Außen gegen die immer boshafter und gefährlicher werdenden Angriffe der gesammten deutschen Presse, Tage voll Arbeit und Abende voll Aufregung, ein hochgespanntes Lebensbewußtsein und Augenblicke tiefsten Verzagens. Von all' den bekannten und angesehenen Personen, die später die erworbene Kolonie für gar keine so üble Folie ihres Namens ansahen, ward uns damals auch nicht einmal der Hauch einer Begünstigung, oft genug aber das Gegentheil davon. Herr von Bennigsen zum Beispiel, der jetzt mit spät erwachter Liebe Herrn Dr. Peters bis in die Unwahrscheinlichkeiten einer unzeitigen Emin Pascha-Expedition nachfolgt, bewährte damals keine Spur von seinem oft gerühmten Weitblicke, sondern vereitelte in einer von Dr. Peters in Hannover einberufenen Versammlung unsere Absichten, indem er sein völliges Mißtrauen zu einer mittellosen Gesellschaft von bis dahin unbekannten jungen Leuten aussprach. Und dieser Schlag schmerzte uns damals doppelt, weil er uns Beiden, die wir uns gern als Niedersachsen fühlten, von einem verehrten Landsmanne verabreicht wurde. Doch keineswegs fühlten wir uns durch solche Mißerfolge auf die Dauer entmutigt, sondern immer stärker wurde in uns der Trotz, nun dennoch durchzuhalten und zu vollenden. Unsere Phantasie schwelgte in einem Rausche von Thatkraft, und unsere Grundstimmung war ein zuversichtlicher Hohn gegen den größeren Teil unserer geehrten deutschen Mitbürger.

So waren wir denn innerlich vorbereitet, auch das Abwinken des Auswärtigen Amtes in Betreff des Mossamedes-Projektes zu vertragen. Freilich gab das einen fühlbaren Ruck! Man bedenke: es war etwa vierzehn Tage vor Abgang der Expedition, und da nahm man uns das Einzige, was wir außer dem bischen Geld besaßen — unser Projekt! Grotesk darf man es wohl finden, wie wir nun an einem Abende, ausgerüstet mit einem Schulatlas als unserer Generalstabskarte, dieselbe Arbeit vollendeten, welche vorher unter Mitwirkung geographisch geschulter Berather Wochen, ja Monate in Anspruch genommen hatte; wie uns dabei der scheinbar blindeste Zufall führte und wie wir doch auf diesem Wege zu der besten aller noch vorhandenen afrikanischen Möglichkeiten geleitet wurden. An dem betreffenden Abend versammelten wir uns zu einer Konferenz,

Dr. Peters, Graf Joachim Pfeil und ich; außerdem erschien auf Einladung Herr Ernst von Weber aus Dresden, der uns durch ein paar glänzend geschriebene Kolonial-Broschüren die Hoffnung erweckt hatte, daß er uns durch einen guten Rath förderlich sein könnte. Damit war es freilich nichts, wohl aber erfuhr ich, daß Graf Pfeil in diesen Tagen zufällig Stanleys Buch: „Wie ich Livingstone fand" gelesen habe, daß in diesem Buche das Hinterland von Sansibar, insbesondere das Berggebiet von Usagara der angelsächsischen Rasse dringend zur Aneignung empfohlen werde und daß der Sultan von Sansibar nach diesem Zeugnisse vielleicht auf das Küstengebiet, nicht aber auf das Hinterland Anrechte habe. Dr. Peters bringt in seinem oben erwähnten Buche diesen Vorschlag mit seinem früher erfolglos empfohlenen Sambesi-Projekt in einen den Sachverhalt verdunkelnden Zusammenhang; aber er ist damit zweifellos im Irrtum. War es auch subjektiv kein überragendes Verdienst des Grafen Pfeil, das Stanley'sche Buch gelesen zu haben, so hat er doch thatsächlich unserer Sache dadurch einen nicht hoch genug zu schätzenden Dienst erwiesen, dessen Werth nachträglich nicht geschmälert werden darf. Ihm haben wir es zu danken, daß unsere Expedition den einzigen Weg einschlug, auf dem sie Erfolg haben konnte; auf jedem andern wäre sie, wie wir jetzt genügend klar übersehen können, sicherlich an dem nachträglichen Widerstande der Reichsregierung gescheitert. Dr. Peters selbst neigte sich an jenem Abend einem andern, gleichfalls von Graf Pfeil angeregten Projekte zu, welches das Swasi-Land vor Transvaal betraf. Vielleicht geschah das nur zum Schein aus irgend welchen mir unbekannten Gründen; sicher ist aber, daß auf mein lebhaftes Zureden Sansibar an diesem Abend unsere Losung wurde. Und lebhaft fühle ich noch jetzt meinen inneren Triumph in jener Stunde nach, daß nun vielleicht ein Afrikaforscher englischer Sprache für eine deutsche Kolonisation dieselbe Rolle des Wegweisers spielen müßte, welche deutsche Forscher so oft für englische Gebietserweiterungen gespielt haben.

Die letzten Beschlüsse des Ausschusses wurden rasch erledigt. Dr. Peters, Dr. Jühlke und Graf Pfeil sollten die Expedition ausführen, der Erstgenannte das Ganze leiten. Gegen dieses letzte Ansinnen erhob die immer noch im Ausschusse befindliche Minderheit besonders starken Widerspruch. Für mich aber handelte es sich hierbei um die Erfüllung einer Zusage, welche ich Herrn Dr. Peters nach seiner Rückkehr von Hannover und zwar auf sein Begehr ge-

gegeben hatte, um ihn für die Unterstützung meines modus procedendi zu gewinnen. Es ist eben dies gemeint, wenn ich vorhin bemerkte, daß ich von ihm Realpolitik gelernt hätte — do ut des. Ueberdies war meine Ueberzeugung, daß man nicht leicht von einem Menschen mehr Energie erwarten könnte, als von ihm, und so stellte ich zuversichtlichen Herzens einen darauf zielenden Antrag, wenn ich auch voraussah, daß die Leitung in seiner Hand den beiden Mitbeauftragten Dr. Jühlke und Graf Pfeil die Arbeit nicht gerade versüßen würde.

Endlich — gegen Ende September — ging die Expedition ab. Oktober — November — Dezember — 21. Dezember — nun konnte die mit so viel Aufregung erwartete Nachricht ankommen — 23. Dezember (ein Montag, wenn ich nicht irre) — mein Verleger zeigt mir eine Depesche aus Sansibar: „Tagesrundschau Berlin, Richtig Baumann." — „Wissen Sie, was das bedeuten soll?" — „Ja, ich weiß es", sage ich mit kaum bewahrter Fassung, „das bedeutet, daß unsere Expedition im Hinterlande von Sansibar Land erworben hat, leider auch, daß das Küstengebiet für uns nicht mehr zu haben ist. Schadet nichts, wir haben Land und sind nicht gescheitert! Aber alles dies muß noch Geheimniß bleiben!" Der Telegraph von Sansibar war in englischen Händen, und jedes Wort kostete etwa 8 Mark. So hatten wir denn, unserem Geheimniß und der nöthigen Sparsamkeit zu Liebe, die verschiedenen Möglichkeiten des ganzen, halben und des Mißerfolges in wenige Wörter festgelegt, und danach hatte „Richtig Baumann" die obige Bedeutung.

Am liebsten hätte ich nun ein paar Mal Hurrah geschrieen und allerlei Tollheiten ausgeführt, aber das ließ sich nicht thun — die Leser der Rundschau wollten trotz dieser meiner großen Freude am andern Tage ihr Blatt haben. Indessen erbat ich mir doch sogleich eine Unterredung im Auswärtigen Amte und erhielt am nächsten Tage die Einladung dazu. Ich hatte mir nun in meiner — es soll ja nicht geleugnet werden — etwas hochgradig gewordenen Phantasie vorgestellt, der betreffende Beamte, obgleich er ein Wirklicher und Geheimer war, würde die Lehne seines Stuhles sehr nöthig haben, wenn ich ihm mit der Neuigkeit käme, daß ein paar junge Leute dort unten in Afrika einen vermuthlich gar nicht so kleinen Haufen Land erworben hätten und ihn dem Deutschen Reiche gewissermaßen auf dem Präsentirteller überreichten. Ich muß aber der Wahrheit gemäß bekennen, daß der Herr Rath durchaus seine

Haltung bewahrte, sogar überraschend viel Haltung; denn bevor er mich noch recht zu Worte kommen ließ, hielt er die Gelegenheit für günstig, mir auseinanderzusetzen, daß unsere Gesellschaft für deutsche Kolonisation dem Auswärtigen Amte bisher sehr viele Verdrießlichkeiten mit England geschafft habe, wegen des Lärmes in der Presse, der öffentlich betriebenen Geldsammlungen, auch wegen der Gegnerschaft gegen den Kolonialverein u. s. w. u. s. w. Ich erlaubte mir die Frage, ob er mir vielleicht ein Mittel angeben könnte, Kolonien ohne Geld zu schaffen und ob nicht auf alle Fälle das hier vorliegende Ergebniß einer halbjährigen Thätigkeit der Gesellschaft für deutsche Kolonisation zu einiger Entschuldigung dienen könne gegenüber dem Kolonialverein, der bis jetzt, so viel ich wisse, länger als ein Jahr unzweifelhaft schön und erhebend über Kolonialpolitik geredet, aber noch nichts geleistet habe. Wir kamen denn auch bald in eine behaglichere Tonart der Unterhaltung, und ich könnte aus derselben noch Einiges mittheilen, woraus der Leser unzweifelhaft die Ueberzeugung schöpfen würde, daß auch an dieser Stelle des Reiches die Anfänge unserer Kolonialpolitik aus unvermuthet winzigen Keimen herauswuchsen, doch gehört das für mich nicht zum Unerläßlichen. Ich empfand es später mit allen Nächstbetheiligten als eine Art von Genugthuung, als Fürst Bismarck, kaum daß ihm nach der Rückkehr des Dr. Peters die mit den afrikanischen Häuptlingen abgeschlossenen Verträge vorgelegt waren, diesen Akt in kaum erwarteter Schnelligkeit mit der Auswirkung eines Kaiserlichen Schutzbriefes beantwortete, des ersten, der überhaupt verliehen wurde. Damals hatten wir die Empfindung, als ob auf unsere freudige Erregung nicht ein amtliches, sondern gewissermassen ein menschliches Echo zurückschallte.

Mit diesem Schutzbriefe kam nun zugleich unser Wirken in die weiteste Oeffentlichkeit, und bald genug mußte ich nicht ohne Wehmuth empfinden, daß nun die schöne stillglühende Jünglingszeit unseres Wirkens nach außen wie im Innern unwiederbringlich vorüber war. Der nun vor Augen liegende Erfolg unserer Gesellschaft, statt die deutsche Presse mit uns auszusöhnen, weckte im Gegentheil einen wahren Sturm von Neid, Erbitterung und Verleumdung, und erst ganz allmählich sammelten sich die Stimmen der Billigung zu einer Art von öffentlicher Meinung, die den Gegnern die Waage halten konnte. Das ist aber der Welt Lauf; Größere hatten es vor uns und schlimmer erfahren; ein mitleidiges

Lächeln half darüber nur allzu leicht hinweg. Aber auch im Innern mehrten sich bald die Schwierigkeiten, es folgten Entfremdungen. Und das ist schließlich auch der Welt Lauf, nur läßt es sich nicht eben leicht verwinden.

Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, vom Reiche auf sich selbst gestellt, mußte aus ihrem Ausschusse eine andere Gesellschaft bestellen als Träger der in Afrika erworbenen Rechte. Das war die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, deren erste Mitglieder alle Diejenigen wurden, welche kleine oder größere Antheile gezahlt hatten. Aber diese neue Gesellschaft mußte sich auch auf irgend eine Weise die Form einer juristischen Persönlichkeit schaffen, und das war eine ziemlich verzweifelte Arbeit, weil das damals vorhandene Recht in keiner der vorhandenen Körperschaftsformen den eigenartigen Pflichten und den für uns bis dahin völlig unbekannten überseeischen Verhältnissen auch nur annähernd genügte. Schließlich blieb nach vielen Erwägungen mit unserem Rechtsverständigen Notar Ackermann nichts Anderes übrig, als die Form einer Kommanditgesellschaft, in welcher vier Herren des gewählten Direktoriums, nämlich Dr. Peters, Hofgartendirektor Jühlke, Konsul Roghé und ich nolens volens als persönlich haftende Gesellschafter, Graf Behr-Bandelin aber mit einer kleinen Einlage als Kommanditist die Verantwortlichkeit tragen mußten. Als wir dem Notar den erforderlichen Auftrag zur Eintragung ins Handelsregister ertheilten, fühlte ich zwar zunächst eine humoristische Anwandlung von großer Leichtigkeit im Hinblick auf mein schwerlich je erheblich gefülltes Portemonnaie, und doch hatte ich dabei auch die unbequeme Empfindung, daß meiner Ehre hier ein Strick um den Hals geknüpft würde, an dem sie vielleicht schon recht bald zum Ergötzen des Publikums baumeln könnte.

Aber auch andere Mißempfindungen tauchten auf und mehrten sich von Tag zu Tage. Es wird mir immer charakteristisch bleiben, daß Dr. Peters in dem Briefe, den er mir auf der Heimkehr von Afrika schrieb, mit auffallender Gründlichkeit die Frage erörterte, wie die Flagge der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft aussehen müsse und daß er diese Frage auch nach seiner Ankunft als eine der dringlichsten behandelte. Dieser Hang, nach außen vorzutragen und Alles mehr oder weniger theatralisch aufzubauen, der mir an ihm keineswegs neu oder überraschend war, prägte sich leider in der nächsten Folgezeit immer stärker aus. Die nächsten geschäftlichen

Schritte, die Aussendung von Expeditionen zu neuen Landerwerbungen und später die Anlage der ersten Stationen geschahen mehr mit Hast, als mit Umsicht und aus genügender Sachkenntniß; die Theilnehmer der Expedition verließen Berlin, nach meinem Geschmack allzusehr mit dem Geist eines rücksichtslos vorwärts drängenden Eifers erfüllt, als daß ich von ihnen gedeihliche Arbeit hätte erhoffen können. Ueberhaupt nahm nun Alles ein ungesund hastendes Tempo an; die Vorschläge und Anträge der in Afrika verbliebenen Dr. Jühlke und Graf Pfeil wurden kaum zur Berathung im Direktorium zugelassen, die Mitarbeit des Direktoriums überhaupt mehr und mehr zurückgedrängt. Entsprach dies allenfalls der duldsamen Nachgiebigkeit der anderen, zum Theil neu in das Direktorium hinzugewählten Herren, so entsprach es keineswegs meinen Ansichten von der übernommenen Mitverantwortlichkeit und stand auch nicht im richtigen Verhältniß zu der Arbeit, die ich meinerseits für die Begründung der Kolonie geleistet hatte. Gereizte Auseinandersetzungen konnten unter diesen Verhältnissen nicht ausbleiben. Als aber im letzten Viertel des Jahres die neugefüllte Kasse der Gesellschaft abermals der völligen Erschöpfung entgegenging, fing ich an, ernstlich zu überlegen, ob nicht unsere Verpflichtungen gegen die ersten Antheilzahler, denen wir unseren guten Namen verpfändet hatten, wie auch das wahre Interesse des von uns geschaffenen Werkes einen Systemwechsel nöthig machten. Denn so unbedingt ich die Energie des Herrn Dr. Peters anerkannte, so gründlich war auch mein Mißtrauen in sein Verwaltungstalent nach all' diesen Proben einer mehr als galoppirenden Geschäftsführung. Zum Entschlusse darüber gekommen, machte ich gegen Ende des Jahres 1885 den Vorschlag, man solle in aller Ruhe und vielleicht mit Unterstützung des Reiches versuchen, die Kolonie mit allen Rechten und Pflichten an eine Kapitalistengesellschaft um den Preis von einer halben Million Mark abzutreten, womit dann alle unsere bisherigen Verpflichtungen mit einem sehr achtbaren Gewinnzuschlage von annähernd 100 v. H. gedeckt worden wären. Um die Stellung des Herrn Dr. Peters zu sichern, sollten in den Kaufvertrag die auf seine Person bezüglichen Bedingungen als Klauseln eingefügt werden. Ich hatte selbstverständlich nicht erwartet, mit diesem Vorschlage die hohe Region der Petersschen Zukunftsträume auch nur annähernd zu erreichen, auch war es mir darum weniger zu thun, als unter möglichst gerechten und versöhn-

lichen Formen meine Gewissenspflicht zu erfüllen. In dieser Absicht brachte ich im Direktorium den Vorschlag zur Entscheidung und war meinerseits durchaus nicht unzufrieden, als ich meinen Abschied aus demselben in der Form der Ausscheidung nehmen mußte, weil es mir ohne diese Form nicht möglich gewesen wäre, ein hinlänglich sicheres Urtheil über das Verhalten einiger der mitbetheiligten Herren zu fällen.

So waren denn Ende 85 meine unmittelbaren Beziehungen zu der ostafrikanischen Kolonie abgebrochen. Ich weiß, daß manchem Leser der Täglichen Rundschau seitdem meine nahezu völlige Zurückhaltung in den Angelegenheiten der Ostafrikanischen Gesellschaft aufgefallen ist, kann aber leider nicht zugleich voraussetzen, daß mein Schweigen allgemein richtig gedeutet wurde. Ich erhielt damals von allen Seiten und gelegentlich noch bis in die letzte Zeit Briefe mit verwunderten Fragen, oder — wenn sie anonym waren — mit boshaften Vermuthungen und Andeutungen, die ich damals nicht beantworten konnte und wollte. Denn so lange nach meinem Austritte die Person des Dr. Peters und seine Praxis irgendwie bestimmend waren für die Handhabung der ostafrikanischen Angelegenheiten, durfte und wollte ich im Interesse der Kolonie keine Kritik üben. Nur einmal, als auch Graf Joachim Pfeil neben Dr. Peters nicht genügenden Platz behielt und der ostafrikanischen Arbeit seine Kraft entzog, habe ich meiner Stimmung durch einige kurze Bemerkungen Luft gemacht.

Heute spricht nichts mehr gegen die Annahme, daß Dr. Peters an der weiteren Gestaltung der Ostafrikanischen Gesellschaft keinen irgendwie erheblichen Antheil mehr haben wird. Im Jahre 1886 mußte er sich zu dem Vorschlage, der ihm ein Jahr vorher von mir unannehmbar erschien, wegen dauernden Geldmangels dennoch bequemen. Es wurde eine Kapitalisten-Gesellschaft gegründet, nur daß sie ein viel größeres Debet-Konto zu übernehmen hatte, als ein Jahr früher nöthig gewesen wäre. Geld aber ist immer der brutalste von allen brutalen Gesellen gewesen, und seinem absoluten Regimente kann auf die Dauer Keiner widerstehen, der des Geldes bedarf. Dennoch darf man zugeben, daß Dr. Peters den Ruhm und das Zutrauen, die vom deutschen Volke so reichlich und von allen später Mitbetheiligten fast ihm allein entgegengebracht wurden, merkwürdig schnell aufgebraucht hat, wenngleich sich nicht verkennen

läßt, daß diese Wendung besonders beschleunigt wurde durch jene Auffassung seiner Angelegenheiten, welche man als diejenige des Auswärtigen Amtes zu betrachten lernte. Es ist aber andererseits nicht zu bezweifeln, daß auch an dieser Stelle Dr. Peters ehemals das Eisen in gutem Feuer hatte und daß er es durch eigene Schuld hat kalt werden lassen.

Bis zu welchem Grade die Abkühlung von dort vorgeschritten ist, ließ sich aus den bekannten Auslassungen der „Nordd. Allg. Ztg.", welche Wochen lang die deutsche Presse in Bewegung hielten, nur allzu gut erkennen. Ich meinerseits habe schon früher, als diese unglückselige Emin-Expedition aufs Tapet kam, ziemlich klar ausgesprochen, daß ich sie für ein rechtes Phantom halte, geboren in Dr. Peters' Brust aus dem Verdruß über eine unhaltbare Stellung und aus einem ruhmdürstigen Herzen, gehegt und gepflegt aber von einer so nebligen Begeisterung, wie sie nur der selige Kolonialverein und allenfalls auch der Anti-Sklaverei-Kongreß liefern konnten. Nichtsdestoweniger glaube ich, daß man den Ausdruck der Anerkennung kaum hoch genug greifen kann für die Thatkraft und odysseuswürdige Gewandtheit, mit welcher Dr. Peters den seiner Sache so sicheren englischen Admiral Freemantle an der Nase herumführte und trotz aller Schwierigkeiten den Landungsplatz fand, den man ihm mit Gewalt und zu offenbarem Unrecht verweigerte. Das war dasselbe Gemisch von Energie und überlegener Schlauheit, welches Peters damals im November des Jahres 84 bewies, als er gegen alle Gewohnheit der Afrikareisenden, gegen alle üblichen Begriffe von Möglichkeit und Unmöglichkeit bereits am dritten Tage nach seiner Ankunft in Sansibar auf das Festland hinüberging, während man sich sonst zu einer größeren Inlandreise ebenso viele Wochen lang vorzubereiten pflegt. Dies und nicht etwa die Landerwerbung, die Andere wahrscheinlich ebenso gut vollzogen haben würden, erscheint mir als das hervorragendste Verdienst bei der Ausführung seines Auftrages. Und wie damals dem Kühnen das Glück hold war, so hat es ihm auch bei dem ersten Schritte des Emin-Unternehmens gelächelt; nicht nur, weil ihm sein Anschlag gegen den englischen Admiral gelang, sondern vor Allem, weil die Gewaltthat des Engländers dem Emin-Unternehmen, welches vorher in dem Antheile des deutschen Volkes schon unter Null gesunken war, nun mit einem Schlage nicht geringe Sympathien zurückgewann. Wie konnte es anders sein? Man empfand vor Allem

deutsch für einen Deutschen, dem da draußen von einem anmaßenden Engländer Unrecht geschehen war.

Auch diese Theilnahme freilich ist jetzt längst wieder verflogen; als lebendige Kraft kann sie nicht mehr zählen. Wenn nicht Alles trügt, steht die Sache dieses Emin-Unternehmens so: im besten Falle wird Dr. Peters seinem Namen den Ruhm einer neuen erfolgreichen Kühnheit hinzufügen; Emin wird von der kärglichen Expedition, wenn sie ihn erreichen sollte, keinen Nutzen haben. Auf die Vertheilung Afrikas aber werden etwaige Landerwerbungen und sonstige Abmachungen der Expedition kaum Einfluß gewinnen, da es durchaus den Anschein hat, daß unsere Reichsregierung für absehbare Zeit englischen Wettbewerk in Ostafrika mit nachgiebiger Hand behandeln wird. Vor fünf Jahren hatte die Diplomatie überhaupt noch nicht ihre Hände in den dortigen Gebieten; damals konnten einige junge Männer ohne jede amtliche Vollmacht aus dem polizeilich geregelten und gesetzlich geordneten Europa hinausreisen nach Afrika und dort eine Episode Conquistadorentum aufführen, gerade als ob sie nicht im Zeitalter Kaiser Wilhelm's des Ersten, sondern im 16. Jahrhundert lebten. Nur wer sich dieses geschichtliche Paradoxon recht zum Bewußtsein bringt, kann die Begeisterung nachempfinden, in welche uns damals dieses Hinauswachsen unserer geringen Kräfte zu ganz ungewöhnlichen Wirkungen versetzte. Aber die Staatsgewalt, welche diese That selbständigen Wagens guthieß und unter Abgrenzung eines weiten Interessen-Gebietes das so gewonnene Land zu deutschem Eigenthum machte, hat zugleich die Möglichkeit der Abenteuer auf eigene Faust einschränken müssen. Aus der reinen Romantik sind wir auch hier in das Stadium der nüchternen Diplomatie übergetreten.

Diese Thatsache ist nun bei dem offiziösen Zeitungskampfe gegen die Reichardt-Schweinfurth'sche Entrüstungsversammlung und weiterhin bei der Abtretung einiger Häfen der Benadir-Küste an die Engländer vielen unserer eifrigsten Kolonialfreunde, wie es scheint, sehr schwer auf's Gemüth gefallen. Man ging so weit, an der Zukunft unserer Kolonialpolitik öffentlich zu verzweifeln. Ich muß gestehen, daß ich nach reiflicher Erwägung diese Stimmung durchaus nicht theile, obgleich ich wohl ohne Widerspruch behaupten darf, daß ich in den besten Wünschen für eine gedeihliche Gestaltung unserer überseeischen Angelegenheiten keinem noch so warmen Kolonialfreunde nachstehe. Und diese abweichende Meinung schließlich hier

mit einigen Worten zu begründen, war der unmittelbare Anlaß, warum ich diesen Aufsatz jetzt veröffentliche.

Wenn den Freunden des Emin-Unternehmens erst jetzt zum Bewußtsein kommt, daß unserer Regierung gewisse durch Privatverträge erworbene, aber bis dahin amtlich nicht bestätigte Ansprüche gelegentlich als Entschädigungsmasse (Kompensationsobjekt) für diplomatische Zwecke der europäischen Politik dienen müssen, so darf ich behaupten, daß ich mich davon schon in den Anfängen unserer ostafrikanischen Kolonien überzeugte, nicht ohne einigen Groll zwar, aber mit völliger Klarheit. Und kann es denn anders sein? Kann es vernünftiger Weise anders sein? Können wir Deutschen unter der steten Gefahr unserer kontinentalen Lage ohne Weiteres die unbeschränkte und unersättliche Habgier der inselbewohnenden Engländer, dieser Römer der Neuzeit, nachahmen wollen? Kann Fürst Bismarck die gegenwärtige Machtüberlegenheit des Deutschen Reiches jedesmal einsetzen wollen, damit ein kolonialer Mitbewerber die Hände von dem Stück Land fortlasse, auf welches wir just Appetit und einige Ansprüche haben? Soll er zu solchen Kraftproben Lust verspüren, obgleich er selbst eingestandenermaßen kein „Kolonialmensch" ist, sondern auf diesem Gebiete nur dem Zuge der nationalen Neigung nach dem Maße ihrer eigenen Leistungsfähigkeit Raum geben will? Und hat sich etwa diese Leistungsfähigkeit bisher dermaßen erprobt, daß Fürst Bismarck sich eingeladen fühlen könnte, ihr größeren Raum zu bewilligen? Wenn Reden, Schriften und die Abenteurerlust Einzelner dabei den Ausschlag geben könnten — ja! Wenn aber die Wagelust unserer Kapitalisten und ausdauernde, besonnene Arbeit die Frage entscheiden — nein, durchaus nein!

Und hier ist der springende Punkt; die Deutschen haben genau die Kolonialpolitik, welche sie verdienen, oder eigentlich sogar eine bessere, als sie verdienen. Denn längst hat Fürst Bismarck für die meisten unserer Kolonien die anfangs für die Reichsregierung gezogene Grenze der Zurückhaltung überschritten; außer dem Schutz mußte er diesen Kolonien auch noch Beamte von Reichswegen und allerlei Aufsicht und Unterstützung bewilligen, lauter Leistungen, die ursprünglich nicht beabsichtigt, aber zum Glück nicht ausgeschlossen waren. So ist es mit Kamerun und Westafrika, so bahnt sich's an für Kaiser Wilhelmsland, und auf andere Weise wird man schließlich auch in Deutsch-Ostafrika der Schwierigkeiten nicht Herr werden.

Wie aber schon aus dieser vermehrten Fürsorge ersichtlich wird, kann uns der Gedanke gottlob nicht in den Sinn kommen, daß Fürst Bismarck jemals unsern gesicherten kolonialen Besitzstand irgend welcher Kompensationspolitik opfern werde, so lange wir durch ehrliche Arbeit mehr und mehr erwerben, was wir besitzen. Beide Gesichtspunkte werden aber vermuthlich für absehbare Zeit in unserer Kolonialpolitik mit gleichem Werthe geltend bleiben: Unsere Kolonien dürfen kein Luxus, kein Spielplatz leerer nationaler Eitelkeit werden, sonst würden sie dem Reiche zur Last, und — nur die koloniale Leistung (in Kapital oder Arbeit) kann der Nation Segen bringen, verdient also geschützt zu werden. Noch viel bleibt zu thun, ehe wir den weiten Rahmen jenes mächtigen Kolonialgebietes, der uns durch diplomatische Vereinbarungen gesichert ist, mit unserer Arbeit ausgefüllt haben werden. Noch sind wir im Alter kolonialer Erziehung; unser Kapital stellt sich zu den Kolonien noch heute ganz kleinkrämerlich; es operirt kühn bis zur Bewußtlosigkeit in türkischen oder serbischen Phantasiewerthen, wirft sich über Kopf in jede neue Gründung heimischer Industrie, ist dagegen über die Maßen schüchtern gegen die Zukunftswerthe kolonialer Arbeit. Nicht minder stehen die Pioniere dieser kolonialen Arbeit selbst durchaus noch in den Anfängen der Lehrlingschaft. Ihrer dereinst geübten Kraft wird es an weiterem Spielraum gewiß nicht fehlen. Denn wenn auch die Sicherung unseres europäischen Daseins immer das erste Gebot der Reichspolitik bleiben wird und mithin unser koloniales Wesen ohne innerlichstes Zusammenwirken mit dem Auswärtigen Amte nicht gedacht werden kann, so haben wir doch schon erfahren und dürfen auch für die Zukunft erwarten, daß es wirklicher kolonialer Arbeit vom Reiche aus an dem Nöthigen nicht fehlen wird. Selbst dieses nahe Zusammengehen mit England, das uns jetzt gelegentlich allzu nachgiebig erscheinen will, wird wahrscheinlich für die nächste absehbare Zukunft mehr Vortheile als Nachtheile bieten, nicht nur für einen künftigen europäischen Krieg, sondern auch für unsere Kolonien.

Mängel und Unklarheiten im Einzelnen sollen nicht geleugnet werden; sie liegen für jeden Eingeweihten auf der Hand und sind von Friedrich Fabri in seinem Buche „Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik" so anschaulich und mit so viel Sinn für das Praktische und Ausführbare dargelegt, wie ich von diesem Mitbegründer des Kolonialvereins nach seinen früheren, nichts weniger als praktischen

Anschauungen nicht erwartet hätte. Aber mancher von seinen berechtigten Wünschen ist bereits in der Erfüllung begriffen, wie zum Beispiel die Einrichtung einer Kolonialabtheilung im Auswärtigen Amt, der nachdrücklichere Schutz des südwestafrikanischen Gebietes. Anderes wird von selbst folgen. Man darf nicht vergessen, daß die Kolonialpolitik auch in unserm Auswärtigen Amte erst gelernt werden mußte, und es giebt mehr als einen Beweis, daß man auch dort mit dem ABC angefangen hat.

So bin ich denn für meine Person — nach Allem — weit entfernt, an der Zukunft des Werkes, bei welchem ich zu einem Theile habe mitwirken dürfen, zu verzagen. Was mir damals als idealer Hauptzweck vorschwebte: daß es gelingen möchte, den oft allzu kleinen politischen Gesichtskreis so vieler Deutschen durch diesen Hinweis auf koloniale Arbeit zu weiten und sie so dem Einfluß unserer Engherzigkeits-Politiker zu entziehen, — dieser ideale Zweck ist zum Theil bereits erreicht worden. An dem verbissenen Widerstande gegen die Kolonialpolitik hat unsere Fortschrittspartei mehr als einen Sitz im Reichstage und Abgeordnetenhause verloren. Auch die materiellen Wohlthaten der kolonialen Erwerbungen werden eines Tages Jedermann klar werden. Nur ist es ganz verkehrt, daß sich manche Kolonialfreunde das Maß ihrer Geduld von der nur allzu begreiflichen Ungeduld der politischen Gegner vorschreiben lassen. Nicht jetzt nach fünf Jahren, nein nach zwanzig Jahren wird es Zeit sein, zu untersuchen, ob deutsche Arbeit in den Kolonien gute Früchte trug, oder ob sie nutzlos und ein kostspieliger Irrthum war.[1])

[1]) Seit der ersten Veröffentlichung dieses Aufsatzes haben wir kolonialpolitisch viel erlebt, einiges Erfreuliche und weit mehr Schmerzliches, aber ich finde in diesen Erinnerungen und Ausblicken nichts, was ich zurückzunehmen oder zu ändern hätte. Dr. Peters hat seine Emin-Pascha-Expedition ausgeführt, glänzend und ganz nach meinen Erwartungen, soweit man sie als eine höchste Probe auf seine Kühnheit und Klugheit betrachtet; völlig nutzlos, aber, weil nicht er, sondern Stanley den gesuchten Emin Pascha an die Küste zurückbrachte und man nun wohl die Frage aufwerfen darf, ob es sich überhaupt lohnte, an diesen weltentrückten, mit allen seinen Neigungen im Orientalischen haftenden Gelehrten so viel kolonialpolitische Hoffnungen zu verschwenden. Gewiß thäte man Dr. Peters Unrecht mit dem Verdachte, daß es ihm in erster Linie um die Person Emins zu thun gewesen wäre; aber auch die *sachlichen* Ziele seiner Expedition (die Eroberung Wadelais etwa und die Begründung einer Dynastie Peters — wer kann wissen, wovon er träumte!), ja selbst der bescheidenere Gedanke einer Erwerbung Ugandas für

das deutsche Ostafrika sind zerronnen. Es bleibt als Verdienst nur die Bewährung seiner Persönlichkeit, und da er selbst ein Buch über seine Expedition geschrieben hat, so mag der Leser darin nachforschen und vergleichen, ob ich ihn falsch beurtheile. Was aber meine obigen Ausblicke auf unsere Kolonialpolitik betrifft, so überlasse ich es gleichfalls dem Urtheile des Lesers, ob ich mich in einem wesentlichen Punkte geirrt habe, wenn mir auch die Möglichkeit, unsern alten Reichskanzler so bald zu verlieren, gewiß nicht vorschwebte, und wenn ich es mir auch sicherlich nicht träumen ließ, daß sein Nachfolger im Dienste einer unbegreiflichen Verbindlichkeitspolitik gegen die Engländer tausende von Quadratmeilen deutschostafrikanischen Besitzes für einen zerbröckelnden Felsen in der Nordsee hingeben würde. Solches Unmaß von „Kompensationen" hätte ich allerdings nicht für möglich gehalten, ebensowenig, wie die vielen Fehlgriffe kolonialer Verwaltung, die darauf folgten. Aber dennoch bleiben zwei Punkte in meiner Ueberzeugung feststehen: 1. daß es nicht vergebliche Arbeit war, als wir der Frau Germania alle diese Kolonien an die Schleppe hefteten, denn sie kann und wird sie nie ohne Verlust ihrer Ehre völlig preisgeben; 2. daß auch die jetzige und jede spätere Reichsregierung deutsche Kolonialinteressen schützen wird, wenn nur das deutsche Kapital sich mehr und mehr der Pflicht erinnert, solche Interessen zu schaffen.

II. Deutsche Schulreform.

Schulreform und Idealismus.

(5. Dezember 1886.)

Es kam mir neulich ein Heft der Zeitschrift für das höhere Schulwesen vor Augen, in welchem der Täglichen Rundschau vorgeworfen wurde, sie stehe bei den an sich berechtigten Bestrebungen für eine deutsche Schulreform ersichtlich auf Seite der Realschulen. Diese Behauptung ist unwahr, wenn sie etwa der Zeitung eine geheime Vorliebe für die Realschulen in ihrer jetzigen Gestalt unterlegen will. Denn früh genug und mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit, wie ich glaube, ist meine Stellung in der Reformfrage zu Gunsten einer Einheitsschule von zeitgemäßem und nationalem Charakter festgelegt und bisher nicht verlassen. Soll aber jener Vorwurf sagen, ich fände in der Realschule von heute verhältnißmäßig mehr brauchbare Elemente für die Einheitsschule der Zukunft, als in dem Gymnasium, so kann ich nur beipflichten. Das ist in der That meine Meinung. Und zwar so sehr, daß mir eine Reform auf Grundlage der heutigen Gymnasialbildung (also mit ziemlich uneingeschränkter Erhaltung der lateinischen Ueberfütterung und nur geringer Entziehung des Griechischen) die unglücklichste aller denkbaren Reformen bedeuten würde. Nein, wir brauchen einen Neubau! Dieses alte Haus, in dem noch immer der Geist des Praeceptor Germaniae Melanchthon regiert, kann unserem nun drei Jahrhunderte älter gewordenen Volke nicht mehr genügen. Der Geist der Schule aber ist es vor Allem, der sich nach den weiteren, höheren Aufgaben des neuen deutschen Volkes umzuformen hat. Und darum

wäre ein Flickwerk aus zaghafter Gesinnung fast schlimmer, als das Beharren im Alten; denn für die Aufgaben einer neuen Zeit sich in Einsicht oder Können zu klein erweisen, ist immer der schlimste Fehler, den ein Volk begehen kann.

Doch dies sei hier nur beiläufig bemerkt, weil es für eine Zeitung zuweilen nöthig ist, ihre ursprüngliche Absicht gegen allerlei falsche, durch flüchtiges oder unregelmäßiges Lesen entstandene Eindrücke klar zu stellen. Den besonderen Anlaß zu den nachfolgenden Zeilen gab mir der Einwand eines unserer Leser aus Gymnasialkreisen, ein Einwand, der ja in der Reformfrage nicht neu ist, in diesen Blättern aber noch nicht widerlegt wurde: daß es nämlich bedenklich sei, gegen die Gymnasialbildung zu streben, weil sie doch eins der wesentlichsten Machtmittel des Idealismus im Kampfe gegen den Materialismus unserer Zeit sei. Da die Vorkämpfer in der Reformbewegung vor Allem ihrem Vaterlande zu dienen glauben und hier, wie immer, die wohlverstandene Vaterlandsliebe mit dem Idealismus einerlei Ziel hat, so läßt sich vorstellen, wie tief alle Schulreformer alsbald in der Fluth ihrer Reuethränen stehen müßten, wenn jene schwere Anklage berechtigt wäre.

Sie haben aber, wie ich glaube, gerade in dieser Beziehung sämmtlich ein reines Gewissen; kaum Einer wird unter ihnen sein, der nicht seinem Volke die Waffen zu schmieden glaubte, damit es im Kampfe der Zukunft zum Segen der Menschheit desto fester seinen Platz behaupten und desto sicherer seine Hand über die Welt ausstrecken könne. Und das wäre denn doch schon ein tüchtiger Idealismus — wenn auch zunächst nur in der Absicht. Aber vielleicht nicht in der That?

Unser junger Nachwuchs verlöre vielleicht an idealer Weltanschauung so viel, wie er an realer Welterkenntniß gewönne, wenn sich in seinen Köpfen über die seligen Griechen und Römer jener Nebel legte, der gegenwärtig über großen Gebieten der deutschen Geschichte, am dichtesten über der Zeit nach den Freiheitskriegen bis zu unseren Tagen zu liegen pflegt? Ein Gymnasial-Primaner, der jetzt nach mühseliger Arbeit als Triumphator lächelnd auf die Gedanken-Kapselung im 21. und 22. Kapitel des Thucydides herabsieht, würde in diesem Stärkebewußtsein geschädigt werden, wenn er fernerhin dem Mechanismus irgend einer Maschine, der Einrichtung einer Fabrik nicht mehr rathlos wie ein Indianer gegenüberstände? Es würde vermuthlich ein Loch in die ideale Unwissen-

heit unserer Gymnasial-Jugend reißen, wenn sie statt bis zur Prima hinauf mühsam von Satz zu Satz der Original-Griechen und Römer zu stolpern, ohne je klaren Ueberblick über Gehalt und poetischen Werth des so Gelesenen zu gewinnen, in Zukunft nun in guten Uebersetzungen mindestens Urtheil und poetischen Genuß von ganzen Werken, daneben auch vielleicht noch Einsicht in die Kraft und Anschaulichkeit einer packenden Originalstelle gewönne? Nur, wenn es etwa dem Idealismus eines Jünglings diente, daß er auf Krücken, statt auf eigenen Füßen ginge, wenn es ihm besser wäre, überall im Nebel herumzuirren, statt klar über seinen Weg rück- und vorwärts zu schauen, wenn sein geistiger Wohlstand wüchse dadurch, daß er Halbgekanntes und Viertelempfundenes ohne Schmerz bald vergißt, und nicht vielmehr dadurch, daß ihm ganz Verstandenes und somit tiefer Empfundenes ein Besitz bis ins Greisenalter bliebe — dann, nur dann würde das Gymnasium, wie es ist, die rechte Amme für den rechten Idealismus sein.

Oder können wir etwa im neuen Deutschen Reiche und in diesem thatsächlich doch von Jedem mitzuringenden Kampfe um's Dasein Kraft oder Leistung von einem Idealismus erwarten, der seine Kinder gewissermaßen mit verbundenen Augen und einem Kopfe voll antikem Nebel in das Leben stellt? Oft genug ist gesagt und als ein Evangelium kritiklos weiter verkündet, die Schule, insbesondere das Gymnasium wolle nicht fertiges Wissen in den Schüler trichtern, sondern seinem Geiste durch formale Bildung die Flügelkraft, um immer neue Hindernisse zu bewältigen, verleihen. Wer mag aber mit Sicherheit behaupten, daß diese formale Kraft ein Monopol der Gymnasialbildung sei, da doch den Realschulen bisher mangels der „staatlichen Berechtigungen" die Möglichkeit entzogen war, an gleich gutem Schülermaterial ihre formale Kraft zu erweisen? Wer will im Ernste noch behaupten, daß Lateinisch und Griechisch die einzigen Sprachen seien, an deren Grammatik in ungezählten Stunden der jugendliche Geist sein logisches Vermögen entwickeln könne? Man versuche es doch, die Grammatik der deutschen oder einer anderen modernen Sprache in solcher Weise als Barren und Reck für den Verstand zu benutzen; ich bin sicher: die Hälfte, ja ein Viertel der dort vergeudeten Stunden würde hier zu dem gleichen Erfolge genügen. Aber ich fürchte das Wort von der formalen Bildungskraft ist überhaupt nicht viel mehr als ein Schlagwort; was Wahres daran ist, findet

seinen Grund in der natürlichen Verdauungskraft befähigter Geister, und die unbefähigten schwimmen vom Gymnasium so gut wie von irgend einer anderen Schule als Stockfische in die große Masse der Alltagsmenschen ab. Anmaßung und eine außergewöhnliche Unbeholfenheit kann man an solchen verfehlten Zöglingen der Gymnasien alle Tage beobachten, aber von der Flügelkraft, die doch auch ihnen schon bis zur Untersekunda die grammatischen Turnstunden hätten verleihen müssen, ist nichts bemerkbar. Und die Befähigten? Man sollte erwarten, das Uebermaß der grammatischen Uebungen gäbe dem Primaner schließlich desto sicherer die völlige Herrschaft über die beiden alten Sprachen in die Hand und erleichtere ihm die Erlernung von Französisch und Englisch. Große Enttäuschung! Zwar kennt er das Anakoluth und das Hendiadyoin und was dergleichen Feinheiten der Syntax mehr sind, aber lateinisch sprechen oder gar griechisch sprechen — o ich erinnere mich noch sehr wohl an das allgemeine Schweigen im philologischen Seminare, wo man an griechischen und römischen Schriftstellern in lateinischer Erörterung Uebungen veranstaltete; es machte mir oft genug den Eindruck einer Anstalt für Lateinisch-Stumme! Und das war ein philologisches Seminar. Auch bei den öffentlichen Doktor-Promotionen, wo sie noch üblich sind, wird Großes geleistet in der Kunst, lateinisch zu schweigen. Was aber die Fähigkeit des Primaners in neueren Sprachen betrifft, so kennt man ja dieses holde Erröthen, wenn ihn das Unglück mit einem Franzosen oder Engländer zusammenführt, oder wenn das Schwesterchen nach zweijährigem Aufenthalt im Pensionat das Gelüste fühlt, mit ihrem Herrn Bruder zu parliren. Das nothwendige Ergebniß dieser thatsächlichen, in jeder gebildeten deutschen Familie oft genug erprobten Wahrheit ist, daß die formal bildende Kraft der gymnasialen Geistes-Turnerei im Vergleich zu andern Schulen mindestens zweifelhaft bleibt, daß aber zur wirklichen Beherrschung der Sprachen die gymnasiale Methode unzweifelhaft die schlechteste ist.

Und da läuft zwar unsere Beweisführung wieder auf das mangelhafte Wissen der Gymnasialschüler hinaus, aber es bleibt doch einmal eine unbestrittene Wahrheit, daß ein unklares Wissen ein unvollkommenes Können zur Folge hat und daß ohne sicheres Wissen das Wort „Bildung" mehr einen Anspruch, als eine Erfüllung bedeutet. Selbst das Wissen, welches wir auf dem Gymnasium thatsächlich erwerben, ist einigermaßen fragwürdig. Aus rosarother

Vergangenheit glänzt und schimmert es zu uns herüber, dieses schöne, lebensfreudige Griechenvolk, an Geist und Körper vollendet und in herrlicher, bedeutungsvoller Gruppirung (etwa wie auf Kaulbach's Wandgemälde das Zeitalter Homer's dargestellt ist), und die Götter im Himmel und Wasser haben ihre Freude daran — ganz wie wir. Welcher Gymnasiast möchte sich zu dem Argwohn verirren, daß irgend einer der Homerischen Helden, wenn er ihn aus der Unterwelt beschwören könnte, seine idealistische Vorstellung von diesem Edlen wahrscheinlich als eitel Dunst erweisen würde! Odysseus zum Beispiel! Weshalb nun die Deutschen verdammt bleiben sollen, unsere Jünglingsbegeisterung an Homerische Helden wegzuwerfen, die sie in solcher Innigkeits- und Gemüthstiefe gar nicht begreifen würden, warum die deutsche Jugend nicht an der keuschen und deutsch-ehrlichen Heldenhaftigkeit des Siegfried sich zuerst begeistert und nicht vor dem ehrlich-düstern Groll des grimmen Hagen im Herzen zittert, bevor sie das feilschende Maulen des edlen Achilles kennen lernt — das ist mir immer ein Räthsel gewesen und wird es bleiben. Ich greife noch Einiges willkürlich heraus und komme von Homer gleich auf einen anderen Heiligen des Klassizismus: Cicero. Ein Advokat kann von ihm lernen, auch ein Journalist (denn mancher Leitartikel wird heutzutage mit dem Theaterpathos des quousque tandem geschrieben), aber der Gymnasiast ringt sich schwer zu der Erkenntniß durch, daß der Mensch mit dem nie erreichbaren Stile von Mannhaftigkeit nach deutschen Begriffen ungefähr so viel hatte, wie ein Strumpf. Und Horaz — es ließe sich Manches von ihm sagen, was weder dem ästhetischen noch dem sittlichen Idealismus zu gute käme. Und alle diese sind Säulen des klassischen Unterrichts der Gymnasien. Könnte nicht eine Einheitsschule, welche neben wenig Latein, viel Französisch und Englisch und den Fächern des realen Wissens deutsche Sprache, deutsche Sage und Geschichte, namentlich Kulturgeschichte und endlich deutsche Literatur zur Hauptunterlage der Erziehung machte, bessere Gegenstände und ohne alle künstliche Empfindelei bieten? Denn einem solchen Unterrichte müßte Alles zum Besten dienen, weil unsere Vorfahren vor Allem für uns gelebt haben. Ihre Schwächen müßten uns warnen, ihre Tugenden uns mahnen, ihre Mißerfolge uns belehren, ihre Großthaten uns begeistern. Die Geschichte aber und Literatur des deutschen Volkes sind — vom Standpunkte unseres neuen Reichs betrachtet — immer da am stärksten, reinsten,

erfreulichsten gewesen, wo sie vom Fremden, d. h. unter Anderem auch vom klassischen Einfluß am meisten frei waren. Und in diesem Sinne habe ich vor einiger Zeit gesagt, halte es auch trotz der gedankenlosen Glossen einiger Zeitungen aufrecht, daß Goethe durch die Wiederbelebung der Antike im Höhepunkte seines künstlerischen Schaffens der deutschen Literatur unheilvolle Wege gewiesen hat, auf welchen fortwandelnd sie zu einem Epigonenthum im doppelten Sinne gelangen mußte und thatsächlich gelangt ist. Zu dem Abfall an Kraft, wie er nach Goethischer Größe selbstverständlich war, gesellte dieses Epigonenthum die durch Goethe leider geheiligte Vorliebe für die klassische Form und südliche Stoffe — und nun will es mit dem antiken Stelzengang bei uns kein Ende nehmen, obgleich sich eigentlich kein gebildeter Nordländer ohne klassischen Aufhupf dafür erwärmen kann. Und das hat Goethe mit seiner Vermählung des deutschen und klassischen Geistes gethan. Ich aber wünsche dieser unnatürlichen Ehe eine baldige Scheidung. „O, das verwünschte Wort: Klassizismus!“ sagte Herder. „Das Wort hat manches Genie unter einem Schutt von Worten begraben . . . und auf ihn die Last einer todten Sprache wie einen Mühlstein gewälzt; es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen. Da stehen sie nun auf fremdem Boden und trauern mit halbverwelkter Blüthe und sinkenden Blättern, statt daß sie uns Bäume hätten sein sollen, unter denen ihr Geschlecht wohnen könnte.“

Die in jeder jungen Seele vorhandenen Keime von Illusionsfähigkeit werden also durch den Gymnasialunterricht ganz außerordentlich genährt. Es ist so natürlich für ein junges Herz, die ersten Bilder, welche eindringlicher Lehreifer ihm einprägt, mit der Wärme und dem Sonnenschein, seiner Begeisterung zu umgeben. Können wir es vor der Wahrheit vertreten, daß eine neunjährige Beschäftigung unserer deutschen Jugend mit der klassischen Welt als Frucht eine durch und durch gefälschte Vorstellung von derselben gebiert, gefälscht durch das, was unsern Vorzug ausmacht gegenüber der alten Welt: — durch unser wärmeres Herz und unsere tiefere Menschlichkeit? Ist es recht, diese erste schöne Begeisterung unserem eigenen Volke zu entziehen, in dessen frühesten geschichtlichen Spuren wir neben roher, aber ehrlicher Heldenhaftigkeit bereits dieselben Züge von nachdenklicher und inniger Hingabe finden, die uns als Erbtheil durch so viele Jahrhunderte erhalten sind? Und ist etwa gar jene Illusionsfähigkeit der

Idealismus, den die Anhänger der Gymnasialbildung an derselben zu loben finden? Gewiß nicht! Aber worin besteht denn überhaupt dieser Idealismus?

Eine Begriffsbestimmung läßt sich hier nicht vermeiden, obgleich sie schwierig ist und vielleicht nicht Alles deckt, was Denen vorschwebt, die das Wort gern im Munde führen. In der reichlichen Literatur über die Schulreformfrage finde ich nirgens eine knappere und für unsern Zweck inhaltlich umfassendere Erklärung, als die vom Prof. Fick in seiner Broschüre „Ueber die Vorbildung zum Studium der Medizin" auf S. 13 gegebene. „Ideale Gesinnung eines Menschen ist die Bereitwilligkeit, für Zwecke, die außerhalb des Bereiches seiner sinnlichen Wahrnehmung liegen und die sein persönliches Wohl und Wehe nicht unmittelbar berühren, d. h. eben für sogenannte „Ideale" Opfer zu bringen." Das ist der Idealismus, der sich durch die That bezeugt, der einzig werthvolle. Und im Gegensatze dazu ist der Materialismus, der von allen Idealisten bekämpft wird oder doch bekämpft werden sollte, die Richtung des Geistes, welche auf das Haben, Erwerben und Genießen des Sinnlichen abzielt, die nur auf das sinnlich Greifbare und Annehmbare sieht und nur nach dem Erfolge den Werth des Guten und Wahren ermißt.*) Wollen nun die Anhänger der vorherrschenden Gymnasialbildung im Ernst bestreiten, daß nicht Alles, was die Schriften des klassischen Alterthums an Gutem, Wahrem und Schönem enthalten und mithin die Liebe für alle drei dem Geiste unserer Schüler besser durch gute Uebersetzungen, als durch ein schwieriges und lückenhaftes Enträthseln der Ursprache eingeimpft werden könnte? Und sollten sie nicht beherzigen wollen, daß für die Liebe des Guten, welche doch von allen möglichen Idealen das höchste und erlösungskräftigste bleibt, der gesammte geistige und sittliche Inhalt des klassischen Alterthums ein armseliges Stückwerk bleibt im Vergleich zum Neuen Testamente, dessen Mahnungen, Wahrheiten und Verheißungen noch heute so sternenhoch über unserem Unvermögen stehen, wie zu der Zeit, als sie von Jesus ausgesprochen wurden?

Wo ist der Lehrplan, der die Gymnasien von dem schweren Vorwurfe freispräche, daß sie diese unerschöpfliche Quelle des höchsten

*) Eine Begriffsbestimmung, die ich der Schrift des Direktors Dr. K. W. Meyer (Berlin bei Carl Habel, 1884) „Die Pflege des Idealen auf unsern höheren Schulen" entnehme.

Idealismus vernachlässigen zu Gunsten einer Weltanschauung, die trotz allen schönen Glanzes doch sittlich taub und stumm und im höchsten Grade erlösungsbedürftig war? Welcher gebildete Mann von heute und ehemalige Gymnasiast kennt denn das Neue Testament gründlich? So gründlich etwa, wie Caesar's Buch vom gallischen Kriege oder den Horaz? Ich weiß wirklich nicht, womit die Gymnasien ihr angebliches Monopol auf den Idealismus vor irgend einer Bürgerschule rechtfertigen wollen, welche mehr Zeit und Fleiß auf das Lesen der Bibel verwendet. Luther's große Welt- und Literaturthat, die Bibelübersetzung, hat zwar seiner Zeit unser Volk in Flammen gesetzt, aber für unsere höheren Schulen ist sie ein wenig aus der Mode gekommen. Man liest in Prima das Neue Testament im Urtexte und einige Hebräer des alten Testaments desgleichen, und dabei findet denn der von antikem Geiste triefende Primaner vor Allem zu bemerken, wie sehr sich bereits das Griechisch der Evangelisten verschlechtert hat im Vergleiche zu Plato und andern Klassikern. Wollte man doch die Luther'sche Uebersetzung auch nur auf so äußerliche Punkte prüfend studiren: wie viel werthvoller würde die stilistische Kraft des Ausdrucks sein, die man von der Luther'schen Kernsprache lernen könnte, als alle wohlriechende Geschliffenheit der Klassiker, die in jedem Aufsatz eines deutschen Primaners unwillkürlich als Vorbild herumspukt. Selbst das Ideal poetischer Schönheit verkörpert ein einziger Psalm David's besser, als der ganze geleckte Horaz und mancher Grieche. Und wie nun steht es — um auf die obige Erklärung des Wortes Idealismus zurückzugreifen — mit den andern Idealen, für welche Jemand selbstlos Opfer zu bringen fähig wird: Vaterlandsliebe, Pflichtbeharrung, Bürgertugend, Mannesstolz u. A.? Kann uns für irgend eins dieser Ideale das klassische Alterthum Vorbilder geben, zu denen unsere eigene Geschichte nicht ebenbürtige Gegenbilder stellte? Oder beweisen etwa die Zöglinge der Gymnasien im späteren Leben mehr Idealismus solcher Art, als die Schüler anderer Anstalten? Eine Statistik ist darüber schwer zu geben, aber man darf es auch ohne Statistik bezweifeln.

In der That für den echten, d. h. den thätigen Idealismus hat das Gymnasium keineswegs ein Monopol, ebenso wenig, wie irgend eine andere Schule. Seltsamerweise finde ich in der mir vorliegenden Reform-Literatur einen naheliegenden Beweis gegen den Anspruch der Gymnasialen nicht benutzt, der doch, wie ich

glaube, ihn mit einem Schlage zu Boden wirft. Wie nämlich, wenn die Gymnasien die eigentlichen Pflanzstätten des deutschen Idealismus wären, ist es zu erklären, daß die deutschen Frauen auch ohne Gymnasial-Unterricht in allen Wandlungen deutscher Geschichte mindestens gleich zahlreiche und oft wohl standhaftere Träger des Idealismus gewesen sind, als die gebildeten Männer? Nicht leicht läßt sich überschätzen, was die Frau als immer wache Trösterin und Nährerin des Idealismus für den Bestand des deutschen Volkes durch soviel Fährlichkeiten bis zum heutigen Tage gethan hat. Mit dem etwaigen Hinweis auf den Instinkt der Frau, der in dem Idealismus ein Hilfsmittel der Selbsterhaltung ahne, ist hier nichts gethan; denn ein großer Bruchtheil deutscher Frauen hat sich in allen Zeiten unserer Geschichte dem Materialismus ebenso leicht ergeben, wie die Männer. Und doch muß sich die deutsche Frau noch heute begnügen, zu der Höhe, wo die klassische Bildung des deutschen Mannes thront, voll scheuer Bewunderung aufzublicken. Ahnte sie freilich, wie unsicher es mit dieser „klassischen Bildung" eigentlich in den meisten Fällen bestellt ist, sie würde sich ein Herz fassen und kurzen Prozeß machen.

Aber nun ist mir wohlbewußt, daß die Gymnasialen dieser Beweisführung längst mit heiterem Lächeln zusehen und den Einwand auf der Zunge haben: „Dieser Idealismus ist ja gar nicht der spezifische der Gymnasialerziehung. Bei ihr handelt es sich nicht um die Ideale der Willenskraft und des sittlichen Bedürfnisses, sondern um eine Art von ästhetischem Idealismus, dessen Ziele in der Vorstellung von der „freien Menschlichkeit", in der Welt der schönen Anschauung, der Kunst und Wissenschaft liegen. Daher der Name „Humangymnasien". Ja wohl! Diesem Idealismus ist nun der Griechenhimmel der Ort, wohin er sich rettet, wenn es ihm hier in der realen Welt zu eng wird. Und dort feiert dann die gelehrte oder künstlerische Abgewandtheit von dem Leben der Familie, der Nation, des Zeitgeistes ihre stillen Verzückungen, die sie zu genießen einst im Gymnasium zuerst gelernt hat. Da ist nun die eigentliche Heimath dieser im deuschen Volke so zahlreichen Sekte der wunderlichen Herren, deren Scharfsinn sich an jeder lückenhaften alten Handschrift, an jedem Statuen-Torso, an jedem langweiligen Bildwerk siegreich erprobt, nur nicht an dem seltsamen Widerspruche, daß in ihrem Studium an der kraft- und lebenstrotzenden Antike sie selber nur allzu oft zu wandelnden Schweinslederbänden und

wahren Kindern im praktischen Leben werden. Das ist der Idealismus, der uns neben wenigen auserlesenen homines docti diese große Schaar der homunculi docti züchtet, welche die sogenannten Bausteine der Wissenschaft behauen und mit unendlichem Glücksgefühl Karren für Karren voll von dem Chimboraſſo abfahren, auf welchem den weiten Rundblick zu genießen ihnen doch nie vergönnt wird. Aber für diese armselige Kärrnerarbeit nehmen sie freilich den Lorberkranz in Anspruch, der nur den Großgeistern der Gelehrsamkeit gebührt, und wenn nicht den ganzen Kranz, so doch ein paar Blätter. Und die Gebildeten im deutschen Volke zeigen sich geneigt, zwischen Gelehrsamkeit und Gelehrsamkeit nicht erheblich zu unterscheiden; sie bewilligen ihnen die Lorbeerblätter, obgleich für Manchen von ihnen ein Kranz von Stroh oder eine Narrenkappe ein besserer Kopfschmuck wäre. Was Wunder auch, da ja der Gymnasial-Unterricht dafür gesorgt hat, daß aus neunjähriger unausgesetzter Beschäftigung mit den Klassikern eine ungemessene Ehrfurcht vor Codices, Inschriften, Kunsttrümmern, Textkritik und sonstiger Kleinmeisterei der Philologie zurückgeblieben ist!

Ja, für diese Art von Idealismus ist das deutsche Volk durch die dreihundertjährige Thätigkeit des bevorzugten Gymnasial-Unterrichts über die Maßen empfänglich gemacht. Gott sei's geklagt! Denn nun werden die Deutschen in der Kunst, sich an der Idee einer Sache zu sättigen, mit Begriffen zu spielen und dabei auf die Sache selbst zu verzichten, von keinem Volke Europas übertroffen. Nun ist uns vor lauter „Humanismus", den ein geistig starkes und politisch schwaches Zeitalter vollends zum Kosmopolitismus verleichen ließ, ein kräftiger Nationalstolz noch sechzehn Jahre nach der deutschen Einigung fremd; nun können immer noch große Gruppen unserer Volksvertretung in wichtigsten nationalen Fragen unglaublichste Standpunkte vertreten; man läßt sie gewähren, denn man versteht im „Volk der Denker" gefährliche Nachsicht zu üben nicht bloß gegen Idealisten, sondern gelegentlich auch gegen Phantasten.

Es ist aber nicht der geringste Grund, mit einem Idealismus glimpflich zu verfahren, der selbst hinter der Triumphpforte großer kriegerischer Thaten unser Volk noch dem Spotte der Nachbarn preisgiebt und die ausgewanderten Deutschen zu Schleppträgern jedes Volkes macht, das zwar weniger ruhmreich und weniger gebildet, aber durch stärkeres Selbstbewußtsein dennoch überlegen

ist. Der Ruf unserer Gelehrsamkeit, der stets nur durch die Geistesthaten unserer wenigen *größten* Gelehrten, nicht durch das Gesumme der gelehrten Honigsammler bedingt war, wird sicher nicht leiden, wenn künftig der Weg zu gelehrten Studien aus der Vorhalle der Einheitsschule in das Gymnasium und von da auf die Universität führt. Dagegen wird die große Menge der Nichtstudirenden sich künftig unter einander gleichen Ranges und gleichen Werthes fühlen und hoffentlich auch gleich geneigt werden, die gesunde Beobachtung der Thatsachen und die Beherzigung der Lehren der deutschen Geschichte zur Vorbedingung für Jeden zu machen, der im Dienste des Vaterlandes eine Rolle spielen will. Mit einem besser als jetzt abgeschlossenen Wissen wird jenem Geschlecht ein sicheres Gefühl des Könnens erwachsen, und mit dem thatbereiten Idealismus, der durch die unschwierige Lektüre der Dichter aller Zeiten befruchtet ist, wird eine Scheu vor bloßen Abstraktionen und schöngeistigem Gesäusel sich verbinden.

Und so beschaffen wird das künftige Geschlecht trotz des verlorenen „Humanismus" besser im Stande sein, als das jetzige es ist, das deutsche Volk und damit das in ihm enthaltene Menschthum durch kommende Jahrhunderte kräftig zu erhalten.

Einstmals, in der Völkerwanderung, wurden die über ihre Grenzen fluthenden Germanenstämme zum Völkerdünger *aus Mangel* an Wissen und Kultur. In diesem Jahrhundert bis zum heutigen Tage ist das auswandernde Deutschthum Völkerdünger gewesen *trotz* meist *überlegenem* Wissen und *vorhandener* Kultur. Jetzt aber, wo nach erfreulichem Anfange des Kolonialerwerbs auch jeder neue siegreiche Krieg die Kolonialmacht des Deutschen Reiches vergrößern muß und somit allmählich allem Bevölkerungsüberschuß ein Abfluß in nationales Gebiet geschaffen werden wird — jetzt muß mit dem Beginne der deutschen Weltmachtstellung endlich die Befreiung von der unseligen Erbschaft der Völkerwanderung vollendet werden. Und zu diesem Ideale deutscher Herrlichkeit führt, so viel ich sehen kann, kein anderer Weg, als eine gründliche Reform der höheren Schulen.

Aus der Praxis der Schulreform I.

Wie der Leser sieht, war dieser Aufsatz aus dem Bedürfnisse entstanden, meine Angriffe auf die Vorherrschaft des classischen Bildungs-Ideals, welche bereits Ende 1885 begonnen hatten, vor mißverständlichen Deutungen zu schützen und das Ziel meiner Reformwünsche klar zu bezeichnen. Was hier mit dem mehrdeutigen und später in anderem Sinne gebrauchten Ausdrucke „Einheitsschule" bezeichnet wird, war, wie man sich überzeugen kann, dasselbe, was ich später mit einem weniger mißverständlichen Namen „einheitliche Mittelschule" oder „gemeinsamer sechsklassiger Unterbau" nannte. Der Wahrheit gemäß muß ich bekunden, daß sich mir dieses Ziel durch selbständiges und von keinerlei Erinnerung oder Anlehnung beeinflußtes Nachdenken als die natürlichste Lösung ergeben hatte und daß ich erst viel später erfuhr, wie meine Ansichten nicht nur mit den früheren Reformplänen des Schuldirectors Ostendorf in wesentlichen Punkten zusammengingen und neuerdings in einer Resolution des Vereins deutscher Ingenieure einen ähnlichen Ausdruck gefunden hätten, sondern in den Schulen der skandinavischen Staaten, z. B. in Norwegen seit dem Jahre 1869 und zwar fast genau nach der mir vorschwebenden Idee schon praktisch erprobt würden. Von Herrn Oberrealschuldirector Dr. Krumme wird mir aus dessen langjähriger und vertrauter Bekanntschaft mit dem Director Ostendorf als Thatsache verbürgt, daß dieser Mann über seinen Reformplänen, für die er in den 70er Jahren nicht nur literarisch, sondern im Kreise seiner Amtsgenossen auch agitatorisch wirkte, gestorben ist, ohne von den skandinavischen Reformschulen etwas zu wissen. Man könnte einsehen, daß unter diesen Umständen ein Streit um die Priorität der Idee der einheitlichen Mittelschule unter deutschen Mitbewerbern eine ziemlich aussichtslose Sache ist, da auf alle Fälle dadurch nur eine beschämende Unaufmerksamkeit gegen die innere Entwicklung der stammverwandten skandinavischen Länder beleuchtet werden müßte; man sollte sich dabei beruhigen,

daß es nur die Dringlichkeit und Selbstverständlichkeit einer Idee beweist, wenn verschiedene Köpfe aus eigenem Nachdenken darauf verfallen; aber deutsche Gelehrte entwickeln in solchen Dingen manchmal selbst unter Gefahr der Lächerlichkeit einen merkwürdigen Eigensinn. So habe ich früher schon einmal in der „Straßburger Post" den Ansprüchen des Gymnasialdirectors a. D. Gebhardt begegnen müssen, indem ich ihn auf obige Thatsachen verwies und gebe sie hiermit dem Schuldirector Clemens Nohl zur Erwägung, der in seiner Broschüre „der gemeinsame lateinlose Unterbau und die Schulconferenz vom Jahre 1890" (Neuwied, Heuser's Verlag, 1891) behauptet, dieser Unterbau für alle höheren Lehranstalten sei „zum ersten Male" von ihm und zwar in einer Broschüre vom Jahre 1877 (also 8 Jahre nach der praktischen Durchführung der Idee in Norwegen!) gefordert und den unwirschen Satz hinzufügt: „Wenn die Wortführer des Vereins für Schulreform diese Einrichtung unter ihre eigenen Forderungen aufnehmen, ohne in ihren zahlreichen mündlichen und schriftlichen Aeußerungen je mit einer Silbe zu erwähnen, wie sie auf dieselbe gekommen sind, so kann ich ihnen um der Sache willen von Herzen wünschen, daß sie recht viele Freude an dieser eigenen Erfindung erleben."

Es bleibt also dabei: die selbständige Findung des Gedankens nehme auch ich für mich in Anspruch, die Erfindung mag Herr Clemens Nohl dem mir unbekannten Norweger streitig machen, der die Kühnheit hatte, jene Reformidee nicht nur acht Jahre vorzudenken, sondern auch vorzuschaffen. Ich für meinen Theil bin mir sehr bald darüber klar geworden, daß unter uns Deutschen bei der Fülle der mannigfachsten Schulreformbestrebungen nur demjenigen noch einiges besondere Verdienst zuerkannt werden könnte, der es versuchte, ein klar und richtig erkanntes Ziel aus der bloß papierenen Existenz in Broschüren und Zeitungsartikeln zunächst zu allgemeinerer Anerkennung im deutschen Volke und dann, wenn möglich, auch zur That hinaus zu führen. Einzig dieser Gedankengang hat mich bei meinen Bestrebungen für die Schulreform geleitet, und danach habe ich meine Mittel gewählt. So gab ich denn, als mir die Zeit dazu reif zu sein schien, während des Frühlings 1887 in der Täglichen Rundschau die Anregung, man müsse die Stimmen der mit dem höheren Schulwesen Unzufriedenen in einer Masseneingabe an den preußischen Unterrichtsminister von Goßler sammeln, und versuchte demnächst, in einer Vereinigung von gleich-

gesinnten Männern den passenden Hintergrund für diesen Plan zu gewinnen. Es bot sich noch im Sommer desselben Jahres die deutsch-akademische Vereinigung des Dr. Conrad Küster zu diesem Zwecke dar. Dort hielt der preußische Abgeordnete Herr von Schenckendorff einen ganz allgemein auf das Schulreformbedürfniß gerichteten Vortrag, und im Anschlusse daran wurde (während ich in der Sommererholung abwesend war) mein schriftlich eingereichter Antrag auf Veranstaltung einer Masseneingabe zur Ausführung bestimmt. Da sich aber später herausstellte, daß die wenig über 100 Mitglieder umfassende deutsch-akademische Vereinigung, die überdies ihre Energie für die verschiedenartigsten Zwecke (wie Reform der Burschenschaften, Frauenfrage u. A. m.) zersplitterte, für unsern Plan weder genügende Kräfte noch irgend welche Geldmittel hatte, so constituirten sich die mit der Ausführung betrauten Männer (Herr von Schenckendorff, Dr. Küster, Th. Peters und ich) selbständig als Geschäftsausschuß für deutsche Schulreform, und die deutsch-akademische Vereinigung konnte selbst den zwar hartnäckig, aber schließlich erfolglos erhobenen Anspruch, als Firma für die Bewegung zu gelten, nicht durchhalten, da sie außer der persönlichen Thätigkeit ihres Vorsitzenden nichts leistete und besonders die fehlenden Geldmittel nicht von ihr, sondern von dem Vereine deutscher Ingenieure durch die Vollmachten seines Generalsekretärs Th. Peters beigesteuert wurden. Die Unterstützung dieses Mannes und seines Vereins muß ich dankbar als den wesentlichsten Gewinn jener Zeit anerkennen, weil beide mit ihren Erkenntnissen und Absichten meinen persönlichen Zielen am nächsten standen und in allen weiteren Stadien der Arbeit treue Kampfgenossen blieben. Der Geschäftsausschuß für deutsche Schulreform stellte nun nach mehrfachen Entwürfen des Abg. von Schenckendorff den Wortlaut der Eingabe fest, welche auf die Bitte an den Kultusminister hinauslief: „1) aus berufenen Kreisen Deutschlands Vorschläge und Gutachten zur Frage einer Reform der deutschen Schule einzuholen, 2) mit geeigneten Personen und Vertretern von Körperschaften, insbesondere auch mit solchen, welche inmitten des heutigen Lebens stehen, über die Grundzüge dieser Reform und den Gang ihrer Durchführung in Berathung zu treten, sowie die Ergebnisse dieser Berathung thunlichst ausführlich der Oeffentlichkeit zu übergeben."

Die Werbung der Unterschriften für diese Eingabe, an der sich auch der schon seit Jahren für die Gleichberechtigung der Real-

gymnasien vergeblich kämpfende Realschulmännerverein und besonders die Zweigvereine deutscher Ingenieure mit dankeswerthem Eifer betheiligten, nahm fast dreiviertel Jahre (vom Herbst 1887 bis Frühling 1888) in Anspruch. Der Tod zweier deutscher Kaiser lenkte das Interesse von unseren Bestrebungen ab, eine Agitation im größten Stile verboten unsere beschränkten Geldmittel, und die deutsche Presse zeigte damals noch weniger Verständniß und Theilnahme für eine deutsche Schulreform, als heute, so daß von Tageszeitungen nur die Tägliche Rundschau für unsere Sache wirkte, diese aber auch mit solchem Erfolge, daß fast die Hälfte aller Unterschriften aus ihrem Leserkreise kam. Trotz dieser Hindernisse konnte die Sammlung mit der bedeutenden Zahl von 22409 Unterschriften abgeschlossen werden, und der Beweis, daß nunmehr ein großer Theil des deutschen Volkes von der Nothwendigkeit einer baldigen Reform des höheren Schulwesens durchdrungen sei und dieses Bedürfniß auszusprechen verlange, war damit zweifellos erbracht. Denn natürlich konnte diese Frage zunächst nur bei den gebildeten Kreisen des Volkes thätige Theilnahme erwecken, und fast nur aus diesen Schichten kamen denn auch die Unterschriften. Nahezu 70 v. H. derselben gehörten den akademisch gebildeten Berufen an, und von besonderem Gewichte war es für uns, daß 25 Stadtvertretungen und 16 Handelskammern und Gewerkvereine sich in corpore an der Unterzeichnung betheiligten. Die Freunde des Gymnasiums sahen unserer Bewegung anfangs thatlos zu, in letzter Stunde aber (Juli 1888) rafften sie sich zu einer Gegenagitation auf, indem sie die sogenannte Heidelberger Erklärung namentlich bei den Universitäts-Professoren und Gymnasiallehrern umlaufen ließen. Die Erklärung forderte, daß „an den Grundzügen des Lehrplanes der humanistischen Gymnasien, insbesondere auch an der diesen Schulen eigenthümlichen Beschäftigung mit griechischer Sprache und Literatur festzuhalten" sei. Sie fand indessen nur 4400 Unterschriften, und die geringe Wucht dieses Gegenschlages konnte für den Unbefangenen nicht erhöht werden durch die anmaßende Erläuterung, daß hier die Stimmen gewogen, nicht gezählt werden müßten.

Schließlich trug auch diese Heidelberger Erklärung nur dazu bei, die Aufmerksamkeit aller deutschen Gebildeten auf die Schulreformfrage zu lenken und überall die Empfindung zu wecken, daß mit dieser Bewegung eine entscheidende Wendung auf dem Gebiete unseres höheren Schulwesens eingeleitet sei. Natürlich hatten wir

allen Grund zu der Vermuthung, daß der Unterrichtsminister v. Goßler, der Vater der Lehrpläne von 1882, unsern Angriff gegen seine Schöpfung nicht willkommen heißen werde. Im Oktober 1888 wurde uns Gelegenheit gegeben, ihm die Eingabe sammt den Unterschriften zu überreichen. Der Minister zeigte äußerlich das in solchen Fällen übliche Wohlwollen, allen wesentlichen Erörterungen wich er aber aus, stellte seine geringen Zusagen möglichst auf Schrauben und befestigte in uns Allen die Empfindung, daß ihm die Schulreformbewegung eine ziemlich lästige Sache sei. Wir brachten zwar aus seinen Aeußerungen in einem Berichte an die Oeffentlichkeit, was sich unbeschadet der Wahrheit vertreten ließ, doch wußte jeder von uns, daß unsere Wünsche bei ihm weder genügendes Verständniß, noch weniger einen ehrlichen Willen zur That gefunden hatten.

Dieses Urtheil wurde nur bestätigt durch eine Rede, welche der Minister in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 6. März 1889 hielt, nachdem anläßlich des Kultusetats mehrere Abgeordnete ihn wegen der Schulreform interpellirt und besonders der Abgeordnete von Schenckendorff unsere Eingabe und ihre Forderungen vertreten hatte. Anstatt sich als geistiger Führer in dieser Frage zu bekunden, der Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden vermöge (was man von einem Minister schlechterdings erwarten darf), berichtete er seinen Zuhörern unter „Heiterkeit", daß er alle Gutachten zur Reform, welche vom Jahre 1882 bis 1888 in Broschüren und Zeitungsartikeln erschienen seien, gesammelt und so die Zahl von 344 Vorschlägen erreicht habe. Er zog hieraus nicht den Schluß, daß die Reform, wenn sie so viele Köpfe beschäftige, wohl dringlich sein müßte, sondern fand es bequemer, mit der angeblichen Verwirrung der Ansichten und Forderungen seine abwartende Stellung, d. h. seine Unthätigkeit zu begründen.

Inzwischen hatte ich nach Ablieferung unserer Eingabe in der Stille und mit Unterstützung meines Ausschuß-Kollegen Th. Peters Alles vorbereitet, um die wachgewordene Theilnahme des Publikums nunmehr für mein bestimmtes Reformziel zu benutzen. Schon in einer vom Geschäftsausschuß unterzeichneten Eingabe an den Reichskanzler Fürsten Bismarck vom 30. Sept. 1888, in welcher wir ihm den Erfolg unserer Bewegung mittheilten und ihn um seine Unterstützung baten, hatten wir uns nicht mehr auf den Nachweis der Reformbedürftigkeit beschränkt, sondern auch das Ziel einer etwaigen

Reform angedeutet. „Es müßte" — heißt es da — „das eifrigste Bestreben einer Schulreform sein, den jungen Leuten, welche die höheren Schulen bis zu der wichtigen Stufe der Berechtigung zum einjährigen Dienste besuchen (— denn nur in deren Interesse hätte der Kanzler von Reichswegen in die Schulorganisation der Einzelstaaten eingreifen können —), eine möglichst abgeschlossene, für das praktische Leben brauchbare Bildung mitzugeben und bis zu dieser Stufe die Lehrpläne der höheren Schulen so einheitlich und gleichmäßig zu gestalten, wie es irgend die Rücksicht auf die Fortsetzung des Unterrichts zuläßt." Auf diese Eingabe hatten wir indessen überhaupt keine Antwort erhalten, und wir hörten damals und später von gelegentlichen Aeußerungen des Reichskanzlers, welche bewiesen, daß er theils noch völlig im Bannkreise des humanistischen Bildungsbegriffes befangen, theils zu bequem sei, um auch diese Frage noch „anzuschneiden". Zu einem Freunde unsrer Bestrebungen sagte er: „Handelsminster habe ich schon werden müssen, soll ich nun auch noch Kultusminister spielen?" So blieben wir denn darauf angewiesen, unsere Ausdauer mit dem passiven Widerstände der kultusministeriellen Büreaukratie zu messen. Ich bereitete meinen Plan, einen Verein für Schulreform auf der Idee einer einheitlichen sechsklassigen Mittelschule zu gründen vor, sicherte mir die Unterstützung des Herrn Th. Peters und verfaßte im Februar 1889 eine dahinzielende Denkschrift. Als die oben erwähnte Märzverhandlung des preußischen Abgeordnetenhauses ohne befriedigendes Ergebniß für uns verlaufen war, versandten wir diese Denkschrift an die Unterzeichner der Eingabe und erhielten schon darauf eine ansehnliche Zahl von Beitrittserklärungen. Die Denkschrift im Wortlaut mitzutheilen, ist hier nicht der Platz; es wird genügen, ihre Schlußsätze anzuführen: „Ein zu begründender Verein für Schulreform, welcher es sich zur alleinigen Aufgabe machte, mit einer über das ganze Reich verbreiteten Organisation durch Rede und Schrift das Verständniß für die einheitliche Mittelschule in allen gebildeten Kreisen zu fördern und Alles zu thun, was zur Verwirklichung dieser Idee führen könnte —, ein solcher Verein würde mit Sicherheit den schließlichen Erfolg erwerben können. Eine seiner ersten Aufgaben würde sein, an den preußischen Kultusminister eine Eingabe zu richten: Dieselbe müßte auf die Bitte hinauslaufen,

möglichst bald durch ausgedehnte praktische Versuche nach Art derjenigen, welche im Altonaer Realgymnasium angestellt sind, ermittelt zu sehen, ob bei Beginn des Latein-Unterrichts in Untertertia, des griechischen in Untersekunda und bei verstärktem Betreiben dieser Sprachen in den oberen Klassen der Gymnasien bezw. Realgymnasien noch genügende Ergebnisse für diejenigen Zweige der akademischen Studien, welche der alten Sprachen bedürfen, geliefert werden können."

Am 4. April 1889 konstituirte sich auf dieser Grundlage der Verein für Schulreform und erläuterte in den ersten Paragraphen seiner Satzungen den Begriff der einheitlichen Mittelschule folgendermaßen: „Unter der einheitlichen Mittelschule ist eine sechsklassige Schule, mit einem den Bedürfnissen angepaßten Lehrplan zu verstehen, welche die entsprechenden Klassen der Volksschule zur Voraussetzung hat und zugleich die gemeinsame Vorstufe für die oberen Klassen der jetzigen neunklassigen Schulen — Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschule — darstellt." Die naheliegende Frage, ob nicht der Verein aus sozialen Rücksichten in seinem Programme die Abschaffung der Vorschulen und die zwangsmäßige Angliederung der allgemeinen Volksschule an den höheren Unterricht aufnehmen solle, wurde in der konstitutirenden Versammlung vom Lehrer Tews aufgeworfen, aber von mir mit der Begründung hinausgeschoben, daß zweifellos erst mit einem solchem Zusatze die Reform im sozialen Sinne vollständig sein würde, doch lasse sich diese weitere Arbeit erst dann mit Aussicht auf Erfolg beginnen, wenn durch eine Reform des höheren Schulwesens nach unserm Programme der Boden für eine Ausgleichung der Klassen-Vorurtheile geebnet sei.

Uebrigens verlief die Begründung des Vereines nicht ohne störenden Zwischenfall. Herr Dr. Conrad Küster war zwar von uns eingeladen, im Vorstande des neuen Vereins auch fernerhin mit uns zusammenzuwirken, empfand es aber als unerträglich, daß wir seine deutsch-akademische Vereinigung fernerhin nicht als geeignetes Organ für unsere Schulreformbestrebungen anerkennen wollten und versuchte deshalb zusammen mit anderen in ihren persönlichen Interessen gekränkten Herren wie Dr. Göring u. a. eine Sprengung. Als das nicht gelang, konstituirte er mit Prof. Preyer und Dr. Hugo Göring am 15. April einen „allgemeinen deutschen Verein für

Schulreform, die neue deutsche Schule", welcher zwar unseren Gegnern in der ersten Zeit einen willkommenen Vorwand bot, uns eine „Zersplitterung der Schulreformbestrebungen" vorzuwerfen, sonst aber sowohl für uns wie für die Sache in jeder Beziehung belanglos geblieben ist und, falls er noch leben sollte, jedenfalls ein Leben unter Ausschluß der Oeffentlichkeit führt. Auch der Abgeordnete v. Schenkendorff ließ in jener Versammlung erkennen, daß er sich mit dem Vereinsprogramme als einem zu eng gefaßten nicht recht befreunden könnte, er trat deshalb auch nicht in die Leitung ein; es muß aber anerkannt werden, daß er später die Richtung und Beschränkung unseres Zieles gebilligt, wenigstens sie im Abgeordnetenhause wiederholt warm unterstützt hat.

Seit dem 4. April 1889 ist nun der Verein in Thätigkeit. Seine Mitgliederzahl beträgt durchschnittlich 2500; mit dem auf gleicher Grundlage und bald nach ihm begründeten Vereine für Schulreform in Bayern (etwa 1500 Mitglieder) steht er in enger Verbindung; auch mit dem deutschen Realschulmännerverein hat er später nähere Beziehungen angeknüpft. Seinem geschäftsführenden Vorstande gehören zur Zeit außer mir die Herren Th. Peters, Oberrealschuldirektor Dr. Krumme (Braunschweig) und Realgymnasialdirektor Prof. Dr. Laubert (Frankfurt a. O.) an, nachdem ein Vertreter des Gymnasiums, Prof. Dr. Reinstorff inzwischen durch Tod ausgeschieden ist. Neben dem Vorstande soll ein Ausschuß, dem mit der Zeit alle für die Schulreform in unserem Sinne literarisch thätigen Kräfte beigetreten sind, für die Ueberwachung aller entscheidenden Schritte Sorge tragen und namentlich auch den Ortsgruppen des Vereins Gelegenheit bieten, ihre besonderen Wünsche geltend zu machen. Solche Ortsgruppen sind bisher in Aachen, Berlin, Braunschweig, Breslau, Dresden, Hannover, Holzminden, Karlsruhe i. B., Lübeck und Wiesbaden begründet worden. Der literarischen Förderung der Vereinszwecke ist die von mir herausgegebene „Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen" (Braunschweig, Verlag von Otto Salle) gewidmet, welche zugleich als Vereinsorgan für die offiziellen Mittheilungen desselben dient.

Gemäß der in der Denkschrift ausgesprochenen Absicht beeilte sich nun der Verein, in einer Eingabe an den Kultusminister, welche im Oktober 1889 zur Absendung fertig war, um praktische Versuche zu bitten „zur Entscheidung der Frage, wie weit auf Gymnasien und Realgymnasien der Unterricht in den alten Sprachen

aus den unteren Klassen in höhere ohne Schädigung der Abiturienten-Leistungen hinaufgeschoben werden könne." Diese Bitte war der bei diesem Minister naheliegenden Voraussetzung angepaßt, daß er sich unserem Programm völlig verweigern würde, wenn wir eben das Maß der Abgangsleistungen in den alten Sprachen herabsetzen wollten. Ich persönlich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß es mir eine Frage zweiten Ranges sei, ob die von mir angestrebte Reformschule den rein gelehrten Interessen in alten Sprachen noch so gute Dienste leiste, wie bisher die Gymnasien, wenn sie nur vor allem die nationale, praktische und sittliche Tüchtigkeit unseres Volkes erhöhen könnte. Wir sandten diese Eingabe ab, unterstützten sie auch mit einer ausführlichen Darlegung unseres Programms und mit einem von Dr. Kühn (Wiesbaden) verfaßten Entwurfe von Lehrplänen, obgleich der Minister schon vorher in einem Schreiben an den Verein unter Hinweis auf seine Erklärungen im Abgeordnetenhause ausgesprochen hatte, daß der Plan einer einheitlichen Mittelschule mit dreiklassigem Oberbau „nicht in der Richtung seiner zunächst anzustrebenden Verbesserungen des höheren Schulwesens liege." Wir erhielten denn auch überhaupt keine Antwort auf unsere Eingabe und durften von der Aussicht und dem guten Willen dieses Ministers so gut wie nichts erwarten.

Da aber nahm sich eine mächtigere Hand der geistigen Bedürfnisse unseres Volkes an. Es wurden zunächst private Aeußerungen des Kaisers Wilhelm II. verbreitet, welche seine Absicht verriethen, in die Schulreform einzugreifen. Unzweideutig bekundete sich dieser Wille dann in einem Erlasse betr. die Organisation des Cadettencorps, welcher nach allgemeinem Gefühle seine Nutzanwendung auch auf den nichtmilitärischen höheren Unterricht finden mußte. Die erste sichtbare Wirkung dieses Erlasses auf den trägen Reformwillen des Kultusministers v. Goßler war in einer Rede im Abgeordnetenhause vom 18. März 1890 zu spüren, wo er alle Welt mit dem Versprechen überraschte, daß, „da im Wege der Literatur eine gegenseitige Verständigung und eine weitere Klärung der Frage nicht zu erreichen ist, einmal der Versuch gemacht werden soll, die größten Gegner unter einander in eine gemeinsame Enquete-Versammlung zu vereinigen." Da war plötzlich die Gewährung der Schlußbitte unserer Masseneingabe, die zwei Jahre vorher stillschweigend abgelehnt wurde. Und nachdem in der Sitzung vom 20. März der Abg. von Schenckendorff die Befürchtung ausgesprochen hatte, daß

aus einer Verhandlung erklärter Gegner schwerlich etwas Positives hervorgehen werde, erläuterte der Minister seine Absicht des Weiteren dahin: „Ich beabsichtige, die Gegner einzuberufen, nicht, damit sie sich gegenseitig todt machen sollen, sondern ich will Sr. Majestät den Vorschlag unterbreiten, dafür zu sorgen, daß man typische Vertreter der einzelnen Richtungen hat, die unter einander Gegner sind, nicht, daß ich sie dazu benutze, um eine solche Verwirrung herbeizuführen, daß man schließlich sagt: es ist das Beste, es bleibt Alles beim Alten."

Daß diese Enquete-Versammlung am Schlusse des Jahres 1890 pünktlich einberufen wurde und unter dem allgemein angenommenen Namen „Decemberconferenz" die neuen Lehrpläne vom 1. April 1892 in wesentlichen Grundlagen vorbereitete, ist bekannt. Diesen Theil seines Versprechens hat der Minister also gehalten. Ebenso bekannt ist aber, daß er bei der Ausführung des Versprechens nicht nach seinem im Abgeordnetenhause klar dargelegten Plane vorging, daß er nicht die „typischen Vertreter der einzelnen Richtungen", sondern nur für die Gymnasialrichtung typische Vertreter, für die Reform aber mehr à discretion einlud, daß er überhaupt nicht nach dem Gesetze unbefangener Sachlichkeit, sondern mit der vorgefaßten Absicht, das Gymnasium nur zu stärken und die Reform unter dem Scheine freier Zustimmung zu vereiteln, verfuhr und demgemäß von vornherein die Conferenz-Mischung parteiisch zusammensetzte. Diesem Urtheile können heute selbst die Gymnasialfreunde nicht mehr widersprechen; sogar der Nachfolger des Ministers hat kein Hehl daraus gemacht, daß bei der Zusammensetzung der Konferenz nicht gerecht und unbefangen verfahren sei. Bekannt ist endlich, daß entgegen allen Berechnungen durch das Dazwischentreten des Kaisers die Konferenz in wesentlichen Fragen eine andere Wendung erhielt, als die gymnasiale Mehrheit sich vorgenommen hatte, und daß der Minister das Fiasco seiner Conferenzmischung, das ihm das Bildniß des Kaisers mit der Unterschrift „Hoc volo, sic jubeo" anschaulich vor Augen gebracht hatte, schon in den ersten Monaten des Jahres 1891 mit seinem Abschiede besiegelte.

Als die Einladungen zur Conferenz abgesandt waren, fand sich der Verein für Schulreform unvertreten. Wir zögerten keinen Augenblick, uns bei dem Minister unter Berufung auf sein im Abgeordnetenhause gegebenes Versprechen in Erinnerung zu bringen. Er antwortete, daß er als Mitglied des Vereins den Abg.

von Schenckendorff geladen habe, und wir beeilten uns, nach Rücksprache mit dem genannten Herrn zu erwidern, daß der Abg. von Schenckendorff nach seiner öffentlich in der constituirenden Versammlung bekundeten Stellung zu unserem Vereine weder von uns als „typischer Vertreter" unserer Reformrichtung angesehen werden könne, noch sich selber für solch' einen Vertreter halte. Da aber weder diese unsere Vorstellung, noch eine Immediateingabe an den Kaiser den gefaßten Beschluß änderte, so hatten wir unserem Wunsche gemäß den Beweis erbracht, daß es gegen den vorgefaßten Plan des Ministers und seiner Berather war, einen ausgeprägten Vertreter unserer Richtung in der Conferenz zu haben, während man für die gymnasiale Partei mehrere der schärfsten Verfechter (Jaeger, Uhlig u. A.) zugelassen hatte.

Wenn trotz dieser ersichtlich tendenziösen Mischung der Conferenz auf die Frage: „Empfiehlt sich ein gemeinsamer Unterbau für Gymnasien und lateinlose Schulen überhaupt?" 15 Theilnehmer mit Ja (gegen 28 mit Nein) antworteten, so verräth das, wie stark die natürliche Kraft der Idee selbst in dieser Versammlung war und wie leicht sie den Sieg hätte gewinnen müssen, wenn wirklich bei den Einladungen mit Unbefangenheit verfahren wäre.

Im übrigen leistete die Conferenz genau die halbe und einheitslose Arbeit, die man sich nach dem verblüffenden Zusammenpralle des Kaiserlichen Willen mit den vorgefaßten Absichten der Conferenzmehrheit versprechen durfte. Sie *konnte* als Vertreterin eines entschwindenden Bildungswerthes kein Organisches schaffen und *hat* es nicht geschaffen; dennoch hat sie (wider Willen und halb unbewußt) das Neue angebahnt, insofern es der erste Anfang des Neuen ist, daß man das Alte niederreißt. Ueber diesen Werth ihrer Thätigkeit sind jetzt, zweiundeinhalb Jahre später, Alle (Freunde und Gegner der Reform) einig; wie wir aber gleich nach dem Schlusse der Conferenz ihre Thätigkeit beurtheilten, zeigt der folgende Aufsatz.

Nach der Schulreform-Konferenz. [1])

(20. Dezember 1890.)

Es ist begreiflich und man hat im Kultusministerium wohl auch darauf gerechnet, daß im großen Publikum allmählich das Bewußtsein von der tendenziösen, d. h. überwiegend gymnasialfreundlichen Zusammensetzung der Konferenz sich verdunkelte oder verlor. Den größten Theil des Unheils, den diese so ganz wider Erwarten schulmeisterliche Konferenz hätte anrichten können, hat der Kaiser selbst durch seine Eröffnungs-Rede parirt. Man darf wohl fragen, was diese Herren an doktrinärem Eigensinn geleistet haben würden, wenn sie nicht gleich an der Schwelle ihrer Thätigkeit eine eiskalte Douche erhalten hätten. Aber auch so ist der Schaden noch sehr erheblich. Statt einer für die Erhaltung des alten Gymnasiums voreingenommenen hätten wir eine für die Forderungen der Nation und der modernen Zeit empfängliche Konferenz haben müssen, statt eines widerwilligen Instrumentes ein gefügiges, zur Ausführung der Kaiserlichen Forderungen geeignetes. Daß wir es nicht gehabt haben, dafür darf der Kultusminister vielleicht nun nicht mehr allein verantwortlich gemacht werden, denn wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß die Kaiserliche Rede auch für ihn eine Ueberraschung, für ihn vielleicht die stärkste war.

Was ist nun aus diesem unerwarteten Zusammenpralle des Kaiserlichen Willens mit altphilologischer Verbissenheit geworden? Das wichtigste und erfreulichste Ergebniß der Konferenz ist dies: das alte klassische Gymnasium, welches nach Prof. Jaeger's Auffassung schon durch den Lehrplan von 1882 in seinem Charakter geschädigt war, ist mit den Zu-

[1]) Ich veröffentliche diesen Aufsatz in allem Wesentlichen unverändert nach dem ersten Abdrucke, werde aber in kurzen Anmerkungen kenntlich machen, wie weit die organisatorische Ausführung der Conferenzbeschlüsse oder die neuen Lehrpläne vom 1. April 1892 davon abweichen.

geständnissen dieser Konferenz begraben, hoffentlich auf immer begraben. Sollte auf Grund der Konferenz-Gutachten wirklich die Organisation des höheren Schulwesens vor sich gehen, so wird es allen Gymnasial-Orthodoxen noch bitter klar werden, wie sehr wir mit dieser Auffassung recht haben. Die Gymnasial-Mehrheit der Konferenz hat eben nicht gewagt, den Forderungen des Kaisers ein Nein entgegenzusetzen — das ist menschlich und begreiflich, und so erfüllte sie, um nur den Schein und den Namen zu retten, alle Forderungen und gab damit das Wesen preis. Das Wesen des bisherigen Gymnasiums ist nicht, daß das Latein in Sexta beginnt und das Griechische in Untertertia, sondern daß der Gymnasialunterricht das klassische Alterthum als idealstes Vorbild der Kultur anerkennt und in Mitteln und Zielen, wie auch in allen Ausstrahlungen wesentlich auf dieses Vorbild hinweist. Der Kaiser aber sagte: „Wir wollen nicht junge Römer und Griechen, sondern junge Deutsche erziehen", und die Konferenz sprach ihm in der siebenten Sitzung nach: „Auf den Unterricht im Deutschen ist unter allen Umständen der größte Nachdruck zu legen, die Stundenzahl so weit thunlich zu vermehren (während in den alten Sprachen Verminderung eintreten soll) u. s. w." In der Theorie ist damit das „reine" Gymnasium beseitigt; wenn man es in praxi etwa zurückerobern wollte, würde der Kaiser das nicht gestatten.

So weit sind wir mit dem Ergebnisse voll zufrieden; es ist der Anfang zu einer Bewegung gemacht, die auch den Schein des alten Gymnasiums in kurzer Zeit vernichten muß. Aber weil wir glauben, daß man einem im Weichen begriffenen Feinde nicht ohne dringende Gründe Ruhe gestatten sollte, weil wir uns nach so langem Kampfe nur mit einer Reform zufrieden geben können, die Dauer verspricht, nicht mit einer ihrem innersten Wesen nach provisorischen, darum verwerfen wir die Ergebnisse der Konferenz. Wohlverstanden nicht die vielfachen Erleichterungen und Verbesserungen im Einzelnen (Verminderung der Stundenzahl, vermehrte Fürsorge für Gesundheitspflege in verschiedenen Beziehungen, Vereinfachung der Prüfungsansprüche, vor Allem die in so erfreulicher Weise nun bestimmt zugesagte[2]) Aufbesserung der ganzen Stellung der Lehrer u. dgl. m.), sondern nur

[2]) — und später thatsächlich ausgeführte —

die organisatorischen Grundsätze, wie sie besonders in der siebenten und neunten Sitzung festgestellt worden sind. Unsere Kritik kann sich daher im Wesentlichen auf diese Sitzungen beschränken, denn alle anderen Fragen sind im Vergleiche zu den hier behandelten zweiten und dritten Ranges.

Die Konferenz beschloß an jenem Tage, daß in Zukunft nur zwei Arten von höheren Schulen „grundsätzlich" beizubehalten seien, nämlich Gymnasien mit den beiden alten Sprachen und lateinlose Schulen (Oberrealschule und höhere Bürgerschule), ferner, daß ein gemeinsamer Unterbau für Gymnasien und lateinlose Schulen nicht zu empfehlen sei. Zwar wird hinzugefügt, daß es „nach den Zeitverhältnissen und örtlichen Bedürfnissen" zulässig sei, die Gemeinsamkeit zwischen Gymnasien und Realgymnasien von einschließlich Quarta bis einschließlich Untersekunda auszudehnen oder auch das Latein an den Realgymnasien bis Untertertia hinaufzuschieben und dann zur Ergänzung für die lateinlosen Schüler die drei oberen Klassen einer höheren Bürgerschule anzugliedern, aber diese Unterbauten haben nur so lange Bedeutung, wie die Realgymnasien bestehen, und die Realgymnasien sind „grundsätzlich" aufgegeben.[3])

Ob die Offiziere, die Techniker und die gewerblichen Berufe des höheren Bürgerstandes die Realgymnasien, welche ihren Zwecken bisher aufs Beste gedient und ihnen ein Band des Verständnisses mit den gelehrten Berufen geschaffen haben, ebenso leichtherzig preisgeben werden, wie die Konferenz, ist eine andere Frage, welche

---

[3]) Anfangs, als nicht blos der Realschulmänner-Verein, sondern auch viele große Stadtgemeinden lebhaften Widerspruch gegen diesen Beschluß erhoben, hatte es den Anschein, daß die Abschaffung der Realgymnasien auf dem Papiere bleiben würde. Von der sofortigen Aufhebung dieser Anstalten — wenn das überhaupt jemals beabsichtigt wurde — ist man in der That abgekommen, aber nur bei starkem Triebe zur Selbsttäuschung können die Lehrer der Realgymnasien heute noch daran zweifeln, daß die allmähliche Ausmerzung ihrer Schulen thatsächlich ein Leitmotiv der obersten Verwaltung bildet. Wenn gesagt worden ist: „Die künftigen Gymnasien werden nur Realgymnasien mit etwas Griechisch sein", so trifft das im Wesentlichen zu, und in diesem Sinne werden sich in der That die Realgymnasien als die höheren Schulen der Zukunft behaupten, aber der Name wird allmählich verschwinden und die jetzigen Anstalten dieses Namens auch, und das wird dann kein Verlust mehr sein. Man sollte sich also williger, als es bis jetzt geschieht, mit diesem ideellen Ersatze aussöhnen.

wahrſcheinlich noch ſehr viel erörtert werden wird. Uns intereſſirt, was man begreiflich finden wird, zunächſt und am ſtärkſten die Ablehnung des gemeinſamen Unterbaues.

Wir haben den Eindruck, daß ſich dieſe dauerhafteſte und faſt bis zur Selbſtverſtändlichkeit naheliegende Löſung der Reformfrage den Mitgliedern der Konferenz nicht minder ſtark aufgedrängt habe, wie der ganzen öffentlichen Meinung Deutſchlands und aller jener Länder, welche in gleicher Verlegenheit zu demſelben Auskunftsmittel griffen — Norwegen, Schweden, Dänemark u. ſ. w. Die Konferenz konnte unter dem Drucke der Kaiſerlichen Forderungen eigentlich an dieſer Löſung nicht vorbeikommen, aber da der Kaiſer — in Folge welcher Einflüſſe, laſſen wir unerörtert — dieſe Löſung nicht ausdrücklich genannt hatte, ſo ließ die gymnaſiale Mehrheit hier ihrem ſonſt ſo ſehr gezügelten Eigenſinn freien Lauf und wählte lieber eine durch und durch in ihrem klaſſiſchen Weſen unterhöhlte Vollanſtalt, um den Schein und Namen des Gymnaſiums zu retten, als einen Unterbau, deſſen Fortſetzung durch die drei oberen Gymnaſialkaſſen das Weſen klaſſiſcher Vorbildung hätte retten können. Die gymnaſiale Mehrheit der Konferenz hat hier allem geſunden Menſchenverſtande zum Trotz eine Kraftprobe gemacht und mag ſich ihres Triumphs freuen, aber ſie irrt ſich, wenn ſie glauben ſollte, daß ihr Sieg in dieſer Konferenz mehr als ein Pyrrhus-Sieg vor der Vernunft und dem Gewiſſen der öffentlichen Meinung wäre. Ihre Beſchlüſſe können die Veranlaſſung werden, daß wir aus den Händen eines Kultusminiſters wie Herr von Goßler ein Flickwerk erhalten, welches noch kürzere Zeit vorhalten wird, als das berühmte Flickwerk dieſes Schulbaumeiſters vom Jahre 1882, das jetzt völlig bankerott geworden iſt; ſie können ſomit die geſunde Geſtaltung unſeres Schulweſens um einige Jahre verzögern, aber ſie können nicht den endlichen Durchbruch der Vernunft hindern. Wieder und zuverſichtlicher als je ſprechen wir es aus: der gemeinſame Unterbau wird kommen, weil er kommen muß!

Und das wird vielleicht noch früher geſchehen, als es nach den Ergebniſſen der Konferenz heute ſelbſt dem unbetheiligten Publikum möglich ſcheint. Auf dem geduldigen Papiere der Konferenzprotokolle laſſen ſich nämlich die gegenſätzlichſten Forderungen leicht nebeneinander ſtellen. Wenn es ſich nun aber darum handeln wird, in dem zu berufenden Siebener-Ausſchuſſe oder im Kultusminiſterium jene Forderungen praktiſch in Form brauchbarer Lehrpläne

zu krystalliſiren, dann wird man zu der Einſicht kommen, daß ſich auch hier „im Raume hart die Sachen ſtoßen“. Der Kaiſer forderte für Diejenigen, welche von der Unterſekunda mit dem Freiwilligen-Zeugniß abgehen, einen Abſchluß der Bildung, und die Konferenz hat dieſe Forderung ausdrücklich anerkannt. Wie aber ſoll ſie erfüllt werden? Bis zur Unterſekunda hat der künftige Gymnaſialſchüler vier Fremdſprachen zu treiben. In welcher von dieſen ſoll er bis zur Unterſekunda einen Abſchluß erreichen? Denn — wohlgemerkt — nicht eine jener vier Fremdſprachen, ſondern das Deutſche ſoll den Mittel- und Kernpunkt des künftigen Gymnaſialunterrichts bilden. Das Deutſche allein in Sprache, Geſchichte und jeder anderen Beziehung ſoll Zuwachs an Stunden gewinnen; um ſo ſchärfer muß daher für die Fremdſprachen geſtrichen werden, denn — das iſt die weitere, von der Konferenz gebilligte Forderung — die Geſammtſtundenzahl ſoll für alle Klaſſen gemindert werden. Die Realfächer verlangen doch auch ihre Berückſichtigung, ja ſtärkere, als bisher; ſonſt könnte ja nicht die Forderung erfüllt werden, daß auch die Gymnaſien mehr als jetzt für praktiſche Berufe vorbilden ſollen. Wir fragen wieder und wieder: wie will man das thatſächlich leiſten? Es können die feinſten Lehrmethoden erſonnen werden, es mögen plötzlich Lehrer aus dem Boden wachſen, welche alle gleichmäßig geniale Künſtler im Unterricht ſind — wir fragen dennoch: wie will man das leiſten? Mit zwei modernen Fremdſprachen bis zur Tertia und fakultativem Latein von da an (wie es im Plane unſerer einheitlichen Mittelſchule vorgeſehen iſt) könnten wir die Leiſtung für möglich halten, für vier obligatoriſche Fremdſprachen ſchlechterdings nicht. Noch geben wir deshalb die Hoffnung nicht auf, daß Denjenigen, welche mit Verantwortlichkeit die theoretiſchen Beſchlüſſe der Konferenz zu praktiſchen Maßregeln verarbeiten ſollen, angeſichts der Unausführbarkeit dieſer Aufgabe in letzter Stunde noch die rechte Erkenntniß kommen wird.[4])

Inzwiſchen werden wir nicht müde werden, an unſerem Theile zu erörtern, wie man aus ſchulmeiſterlichem Eigenſinn den Vätern die Sorge für die Zukunft ihrer Söhne erſchwert. Nach den Be-

---

[4]) Die neuen Lehrpläne haben nun thatſächlich dieſe unlösbare Aufgabe den Lehrern und Schülern einfach geſtellt, aber da ſie unlösbar bleibt, ſo wird gerade ſie um ſo ſchneller zu einer neuen und abſchließenden Reform treiben.

schlüssen der Konferenz werden wir künftig zwei Arten von Schulen haben: die Gymnasien und die Realschulen; jene beginnen in Sexta mit Latein und treiben im Laufe des neunjährigen Kursus nunmehr vier Fremdsprachen in der Reihenfolge Latein, Französisch, Griechisch, Englisch, diese beschränken sich auf Französisch und Englisch. War bisher wenigstens im Alter der Quarta, also nach vollendetem zwölften Jahre, noch die Wahl zwischen Gymnasial- und Realgymnasialbildung möglich, so ist nach Wegfall der Realgymnasien diese Möglichkeit abgeschnitten.[5]) Im neunten Jahre seines Sohnes muß nun der Vater erkennen, nach welcher Richtung die Talente und Neigungen des Jungen gehen. Greift er in der Diagnose fehl, so ist der Zeitverlust nur schwer einzuholen. Es wird nach den Thesen der fünften und neunten Sitzung möglich sein, in Städten, wo nur Gymnasien bestehen, für die unteren drei Klassen fakulativ eine Vorbildung zu erhalten, welche zum Uebertritt in Realschulen geeignet macht, und in Städten, wo nur höhere Bürgerschulen (die man künftig Realschulen nennen will) bestehen, ebenfalls auf fakultativem Wege in den drei unteren Klassen Latein für Diejenigen anzugliedern, welche später auf Gymnasien übergehen sollen. Aber in allen diesen Fällen muß sich der Vater schon im neunten Jahre seines Sohnes über dessen Bildungsgang entscheiden. Die Väter stehen sich mithin künftig schlechter, als bei dem früheren Zustande, da bei der Gemeinsamkeit des Lehrganges der Gymnasien und Realgymnasien bis zur Quarta die Wahl wenigstens bis zum 12. Jahre der Söhne aufgeschoben werden konnte. Wir sind gespannt, wie die Väter es aufnehmen werden, daß die Rücksicht auf sie und ihre praktischen Bedürfnisse in der Konferenz ersichtlich eine ganz nebensächliche Rolle gespielt hat.[6])

---

[5]) Vgl. Anmerkung 3.

[6]) Dieser Nothstand ist in der That nun eingetreten und zwar, obgleich man die Realgymnasien einstweilen noch schont, dennoch in stärkerem Maße, weil die Schulverwaltung Ernst macht mit der Forderung, daß die Gymnasien der kleineren Städte, welche in den oberen Klassen nicht hinreichend besucht sind, in Realschulen verwandelt werden. Als Zwangsmittel benutzt man zu dem Zwecke die Staatszuschüsse, deren Entziehung angedroht worden ist für den Fall, daß die städtischen Gemeinden die Umwandlung in Realschulen nicht bewilligen. Es ist ebenso klar, daß die meisten von der Maßregel betroffenen Stadtbehörden diesem klingenden Argumente nicht widerstehen können, wie es klar ist, daß die gebildeten Einwohner jener Städte solche künstliche und gewaltsame Zurückweisung ihrer natürlichen Wünsche auf die Dauer nicht ertragen, sondern den gemeinsamen Unterbau fordern werden.

In der letzten Sitzung sind die Berechtigungen der verschiedenen Schularten geregelt worden. Von ihnen hängt, wie die Dinge bei uns liegen, in Schulfragen Alles ab. Nach der siebenten Sitzung, als diese Frage noch nicht erledigt war, meinte ein Berliner Blatt, durch die Ausmerzung der Realgymnasien werde ja der neue Zustand schlimmer, als der frühere, denn wenn nun die Gymnasien das alleinige Durchgangsthor für alle gelehrten und Beamten-Berufe werden, so müsse ja der Zudrang zu den Gymnasien ins Ungeheuere wachsen und die soziale Zerklüftung der oberen Stände müsse unüberbrückbar werden. Andere Zeitungen entgegneten darauf, daß diese Befürchtung überflüssig sei, denn natürlich habe die künftige Zweitheilung der höheren Schulen zur Voraussetzung, daß beide völlig gleichberechtigt gemacht würden. Wir haben damals diesen Einwand als Satire genommen und nehmen ihn noch so, obgleich inzwischen die Konferenz in ihrer neunten Sitzung die Gleichberechtigung der Gymnasien und Oberrealschulen theoretisch zugebilligt hat. Das Reifezeugnis eines Gymnasiums soll also künftig für Aemter im Staats- und Kirchendienst einschließlich des medizinischen Berufs, sowie zu dem höheren Berg-, Bau-, Maschinenbau-, Schiffsbau-, Post- und Forstfach berechtigen. Für die Studien auf den technischen Hochschulen ist das Gymnasial-Reifezeugniß durch den Nachweis hinreichender Fertigkeit im Zeichnen und eventuell hinreichender Fertigkeit in Mathematik und Naturwissenschaften zu ergänzen. Das Reifezeugniß der Oberrealschule dagegen berechtigt nur für die letztgenannten Fächer (Berg-, Baufach u. s. w.), für die technische Hochschule und auf Universitäten nur für Mathematik und Naturwissenschaften. Wollen nun Abiturienten der Oberrealschule ein Studium ergreifen, welches nach dem vorliegenden Plane der Gymnasial-Vorbildung bedarf, so haben sie nachträglich „hinreichende Bildung in den alten Sprachen" nachzuweisen, von denen sie — wohlgemerkt — auf den Oberrealschulen keine gelernt haben, während bisher die Realgymnasial-Abiturienten im gleichen Falle nur Griechisch nachzuweisen hatten, da ihnen die Schule Latein bereits gewährte. Die Kommission hatte, indem sie diese Beschlüsse faßte, augenscheinlich ein etwas beunruhigtes Gewissen; darum suchte sie den Riß, der hier sich für die Zukunft unseres höheren Schulwesens aufthut, mit einigen Pflastern zu verkleben. Es soll der Unterrichtsverwaltung überlassen werden, bei besonders guten Gymnasial- oder Oberrealschul-Reifezeugnissen die Ergänzungsprüfungen,

sei es in den Realfächern, sei es in den alten Sprachen, zu erlassen, eine Klausel, die abgesehen von ihrer praktischen Verwirklichung, grundsätzlich höchst bedenklich ist. Denn wenn die alten Sprachen als unerläßliche Bedingung für die Vorbildung der Gelehrten-, und Beamtenberufe angesehen werden, so darf es nicht der Willkür, am allerwenigsten dem Wohlwollen der obersten Schulverwaltung überlassen bleiben, diesen Grundsatz zu durchlöchern. Noch platonischer ist das andere Besänftigungsmittel, mit welchem die Kommission der Entrüstung vorzubeugen suchte, indem sie beschloß: „Bei der unumgänglich nothwendigen Neuregelung des Berechtigungswesens ist zu erstreben, daß eine möglichst gleiche Werthschätzung der realistischen Bildung mit der humanistischen angebahnt werde.“ Das ist, wie die Verhältnisse bei uns liegen, nicht mehr und nicht weniger als eine Redensart. Es liegt — den guten Willen vorausgesetzt — einfach nicht in der Hand der Regierung, diese gleiche Werthschätzung herbeizuführen, denn das Ansehen der verschiedenen Bildungsgänge ist ein Erzeugniß der öffentlichen Meinung und regulirt sich einzig darnach, ob die führenden Stände sich überwiegend aus den Gymnasien oder aus den Oberrealschulen rekrutiren werden. Weil bisher die Gymnasien das alleinige Monopol zur Vorbildung der führenden Stände hatten, so litten die übrigen Stände unter dem Gymnasialhochmuth, und weil die künftigen Gymnasien thatsächlich und zwar in verschärftem Maße jenes Monopol behalten, so wird es mit dem Gymnasialhochmuth bleiben, wie es war. Ein Mittel gab es, diesen Hochmuth zu brechen: das war der gemeinsame Unterbau, der alle Schüler höherer Anstalten bis zum Alter der Untersekunda in gemeinsamer Arbeit mit gleichen Zielen zusammengehalten hätte — und diesem Heilmittel ist man ängstlich aus dem Wege gegangen. Wer mag da noch glauben, daß es den Kommissions-Mitgliedern auch nur mit der harmlosen These von der „gleichen Werthschätzung“ ernst gewesen sei!“[7])

[7]) Diese Bedenken bleiben auch nach der Veröffentlichung der neuen Lehrpläne in voller Kraft, ja sie sind durch die Thatsachen inzwischen verschärft. Die Oberrealschulen nämlich haben nicht den geringsten Zuwachs erfahren, stehen vielmehr nach wie vor fast geächtet da, nachdem selbst die oberste Bauverwaltung, welche aus sachlichen Gründen in diesen Schulen die natürliche Erziehungsstätte ihrer Beamten erkennen müßte, sich aus Standesrücksichten entschieden abgelehnt hat, daß den Gymnasialabiturienten beim Besuche von

Uns aber ist bei dieser leider sehr naheliegenden Betrachtung die Erkenntniß in völliger Klarheit aufgegangen, daß sich die Kommission und die Regierung, die ihre Beschlüsse leitete, nicht durch sachliche Gründe von dem einfachsten Heilmittel des gemeinsamen Unterbaues ableiten ließ, sondern durch Regungen eines falsch-konservativen, ständischen Geistes, als dessen Hauptträger wir den gegenwärtigen Cultusminister v. Goßler erkennen. Was wir als einen der höchsten Gesichtspunkte bei unseren langjährigen Bemühungen für die Schulreform betrachtet haben, daß sie helfen müsse, die lächerlichen und für jeden Ehrenmann kränkenden Ausartungen des Kastengeistes allmählich in unserem Volke auszutreiben, die Gebildeten unter einander und so nach und nach auch mit den Ungebildeten an einen unbefangenen Verkehr zu gewöhnen, in welchem mit der Zeit alle künstlichen Gegensätze fallen konnten und keine ernsthafte Schranke mehr blieb, als die Schranke zwischen ehrenhaft und unehrenhaft, gebildet und roh — gerade dieses Ziel, das uns der Geist wahrer Vaterlands- und Menschenliebe immer als das edelste empfehlen wird, hat unseren Vorschlag, wie es scheint, den maßgebenden Personen unannehmbar gemacht. Vielleicht hat man sie gelehrt, es als ein Ziel der Demokratie zu betrachten und zu fürchten. Wir wollen wünschen, daß sie nicht einst der Sozialdemokratie gezwungen zugestehen müssen, was sie der Demokratie, d. h. in diesem Falle dem Gleichheitsbewußtsein der gebildeten Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts verweigern zu können glauben! Wir fragen uns in tiefster Besorgniß um den innern Frieden und das Gedeihen unseres Vaterlandes, wie es möglich sein soll, daß die Gemeinschaft unserer Gebildeten unter der Führung des Kaisers der Sozialdemokratie Herr werde, wenn man diese Gemeinschaft, statt sie mehr und mehr zu stärken, nur immer schärfer auseinander reißt! Das ist die soziale Bedeutung der Konferenzbeschlüsse, eine unheilvolle Saat!

---

technischen Hochschulen eine Ergänzungsprüfung in Zeichnen, Mathematik und Naturwissenschaften auferlegt werde. Angeblich aus Rücksicht auf die preußischen Polytechniken, welche nach der Behauptung der Baubeamten dann entvölkert werden würden zu Gunsten der süddeutschen (obgleich thatsächlich in Würtemberg z. B. solch ein technischer Kursus von den Gymnasialabiturienten gefordert wird) hat das Unterrichtsministerium seine Forderung bisher nicht durchgesetzt und damit aufs neue das Gymnasialmonopol durch Standesdünkel gestärkt.

Aus diesen Betrachtungen geht wohl genügend klar hervor, was wir von der theoretischen Gleichberechtigung der Gymnasien und Ober-Realschulen halten. Eine nahe Zukunft wird zeigen, daß der Zudrang zu den Gymnasien stärker sein wird, als je vorher. So lange man dem Vater nicht das natürliche Verlangen aus dem Herzen reißen kann, seinen Sohn zu einem möglichst gut und bequem gestellten und nach dem Urtheil der Gesellschaft angesehenen Manne zu machen, so lange wird er ihn, wenn es ihm irgend möglich ist, in's Gymnasium schicken. Und so lange die städtischen Gemeinden sich bei Neugründung von Schulen bemühen müssen, die Wahl der Schulart nach den praktischen Bedürfnissen ihrer Steuerzahler zu treffen, so lange werden sie fortfahren, Gymnasien allen anderen Schularten vorzuziehen, weil einzig die Gymnasien nach wie vor und weitaus am bequemsten alle Berechtigungen bieten.

Es ist fast erheiternd, wie die Kommission auch in diesem Punkte wieder der Weisheit ihrer Beschlüsse mißtraut und gewissermaßen Preise ausschreibt, um die städtischen Behörden von den Gymnasien auf die höheren Bürgerschulen zu locken. In den hierauf bezüglichen Thesen liegt zugleich das bisher stets verweigerte Zugeständniß, daß alle Anstrengungen für die Vermehrung der höheren Bürgerschulen bis zu diesem Augenblick so gut wie vergeblich geblieben sind. In den großen Städten, wo sich für jede Art von Schulen Liebhaber finden, sind auch die höheren Bürgerschulen gediehen; in den kleineren Städten sind sie gescheitert. Nun will man die Hebung aufnehmen, mit kräftigeren Mitteln, theils mit Liebe, theils mit Gewalt. Zu den Gewaltmitteln gehört die Maßregel, in denjenigen Städten, wo jetzt Gymnasien oder Realgymnasien bestehen und die obersten beiden Klassen „keine die Fortdauer einer Vollanstalt rechtfertigende Frequenz" haben, einfach zwangsweise die Schulen in höhere Bürgerschulen zu verwandeln. Der Fall der nicht „rechtfertigenden Frequenz" der obersten Klassen wird in sehr vielen der zahlreichen kleinstädtischen Gymnasien vorliegen aus dem einfachen Grunde, weil die Frequenz der Städte selbst „nicht zu rechtfertigend" klein ist. In 247 Städten der preußischen Monarchie giebt es gegenwärtig nur eine höhere Schule, und das ist meist ein Gymnasium! Diese Gymnasien würden also „gekappt" werden müssen, und die Folge davon wird für die gebildeten Bürger sein, daß sie ihre Kinder, statt sie bis zum Beginne des Studiums unter der Obhut des Elternhauses zu haben,

künftig an der heimischen höheren Bürgerschule bis zum 12. Jahre fakultativ Latein lernen lassen und sie dann mit mehr oder weniger Kosten für das Gymnasium der nächstgelegenen Stadt in fremde Obhut geben. Man mache sich eine Vorstellung von den Kosten und Umständen dieser Aenderung und man wird abschätzen können, wie hartnäckig sich alle betroffenen Stadtvertretungen dagegen sträuben werden. Man bedenke ferner, eine wie große Annehmlichkeit es bisher für die vielen Beamten der Reichspost und anderer Fächer, insbesondere auch für die Familienväter unter den Offizieren war, daß sie fast in jeder Stadt eine höhere Lehranstalt, mindestens ein Gymnasium, fanden; wie sehr es ihnen die Beschwerde der häufigen Versetzungen von Ort zu Ort erleichterte, daß so wenigstens für den ungehemmten Unterricht ihrer Kinder gesorgt war! Damit wird es künftig vorbei sein, wenn die Absichten der Regierung Wirklichkeit werden. Hat ein solcher Beamter oder Offizier zur Zeit der Versetzung einen Sohn im Range der Tertia oder Untersekunda, so kann ihm die Stadt mit der höheren Bürgerschule nichts nützen, und er mag sehen, wie er die bedeutend vermehrten Kosten seiner Fortbildung erschwingt. Das sind nicht Phantasien, sondern konkrete Fälle, die sich nothwendig und häufig ereignen und den Vätern die Weisheit dieser Konferenzbeschlüsse zu Herzen führen werden. Der Luxus der Schulreform im vornehm-ständischen Geiste muß wie jeder Luxus theuer bezahlt werden. Ein sechsklassiger gemeinsamer Unterbau für alle höheren Schulen mit fakultativem Latein von Tertia an wäre nicht ständisch, aber auch nicht kostspielig, denn jede städtische Gemeinde könnte ihre Schule haben, je nach den Mitteln drei oder sechs oder neun Klassen, und immer fände der von irgend einer Klasse abgehende Schüler Anschluß in jeder andern Stadt! So ist es uns aber nicht beschieden — einstweilen nicht!

Von den Preisen, die man für die höheren Bürgerschulen aussetzt, ist wenig zu sagen. Man will die jetzt siebenstufigen Schulen in sechsklassige verwandeln, das ist nur zu billigen. Man will die Lehrer der sechsklassigen Schulen denen der neunklassigen gleichstellen — damit hilft man einer Ungerechtigkeit ab, die längst unerträglich war. Man will den höheren Bürgerschulen von Staatswegen dieselben Unterstützungen zuwenden, wie den Gymnasien — das ist ein unerläßlicher Beweis ernstlicher Fürsorge. Aber wird

man mit all' diesen Lockungen erreichen, was man wünscht? Wir bezweifeln es, und die Gründe haben wir oben entwickelt.[8])

Und so kommen wir zum Schlusse unserer Betrachtung. Der Kaiser hat den Mitgliedern der Konferenz aus frohgestimmtem Herzen gedankt, daß „Sie in redlichem Arbeiten und in offenem Meinungs- und Gedankenaustausch dahin gekommen sind, wohin Ich Ihnen den Weg gezeigt habe, und daß Sie sich das zu eigen gemacht und die Gedanken verfolgt haben, die Ich Ihnen angedeutet habe." Es ist in der That nicht zu verkennen und oben schon ausgesprochen, daß die Konferenz andere Wege gegangen sein würde, wenn der Kaiser ihr nicht den seinigen gezeigt hätte. Wir hätten eine Reaktions- statt einer Reform-Konferenz erlebt. Sofern nun durch dieses Eingreifen des Kaisers der Geist des altgymnasialen Schulmeisterthums in dieser Konferenz eine Niederlage erlitten hat, ist des Kaisers Sieg auch unser Sieg und seine Freude die unsrige. Sofern er aber in seinen Forderungen dem orthodoxen Eigensinn und ständischen Gelüsten einen Weg offen ließ, das richtig Erkannte falsch und unpraktisch anzuwenden und uns so den sofortigen Genuß der Frucht des „neuen Geistes" zu verkümmern — insofern bleibt uns noch zu wünschen und zu kämpfen. Was jetzt erreicht worden, das ist der Erfolg auch unserer Arbeit; aber die Genugthuung über das Gute kann uns nicht blind machen gegen das Bessere, das wir um denselben Preis und in ebenso kurzer Zeit hätten haben können. Das Dauerhafte hätten wir gewünscht, mit dem Provisorischen werden wir uns zunächst nur abfinden können; statt des Friedens, den wir für unser Theil gern geschlossen hätten, muß uns zunächst der Waffenstillstand genügen.

---

[8]) Diese Gewaltmaßregel wird nun thatsächlich, wenn auch mit Vorsicht, ausgeführt. Die Folgen werden sich einstellen — Vgl. Anmerkung 6.

Aus der Praxis der Schulreform II.

Ein durch Königliche Kabinetsordre eingesetzter Ausschuß (der sogenannte Siebener-Ausschuß, in welchem wiederum die gymnasiale Partei überwiegend stark vertreten war) erhielt nun die Aufgabe, dem Ministerium nach den von der Konferenz aufgestellten Gesichtspunkten das Material im Einzelnen vorzubereiten, damit bis zum 1. April 1892 nach des Kaisers Befehl die neuen Lehrpläne fertiggestellt werden könnten.

Inzwischen ließ der Verein für Schulreform nichts unversucht, um, so lange noch eine Möglichkeit des Eingreifens vorhanden war, die Reform auf den rechten Weg zu bringen. Wenn wir auch klar voraussahen, daß diese Bemühungen einen unmittelbaren Erfolg nicht haben würden, so wollten wir doch nicht aufhören, die verfehlten Schritte, die man heute that, im Lichte des Morgen zu zu zeigen, das für den Einsichtigen deutlich erkennbar bereits heraufdämmerte. Schon Ende Februar richteten wir deshalb an das preußische Abgeordnetenhaus eine Eingabe: „das hohe Haus der Abgeordneten wolle dahin wirken, daß die zum 1. April 1892 geplante Umgestaltung unseres höheren Schulwesens von den Beschlüssen der December-Konferenz losgelöst und in die von uns vorgeschlagene Richtung hinübergeleitet werde." Der einzige Erfolg dieser ausführlich begründeten Bitte war, daß das Abgeordnetenhaus — über alles Maß verständnißlos und träge in denjenigen Fragen, welche nicht den politischen Parteiehrgeiz aufstacheln — sich doch einmal für kurze Zeit darauf besann, es könne in einer Frage von so großer nationaler Bedeutung nicht völlig schweigen. Die Eingabe wurde also an die Unterrichts-Kommission verwiesen, beschäftigte dieselbe auch in 3 1/4 stündiger Verhandlung und kam mit dem Beschlusse an das Plenum heraus, „sie der Regierung als Material für die künftige Unterrichts-Gesetzgebung zu überreichen." Dieser Beschluß wurde dann aber im Plenum durch die Geschäftigkeit der gymnasialgesinnten Abgeordneten (Kropatschek, Graf und Genossen) hinter-

trieben, und so gelangte die Eingabe als unerledigt nach Schluß der Sitzungszeit an uns zurück. Desgleichen blieb eine Immediateingabe in der Luft hängen, in welcher 70 preußische Städte mit nur einer höheren Lehranstalt am 5. Juni 1891 den Kaiser baten, einen gemeinsamen sechsklassigen Unterbau für alle höheren Schulen bei der bevorstehenden Reform einführen zu lassen.

Der unmittelbare Erfolg dieser Anstrengungen war also zunächst gleich Null; dennoch hatten sie, wie wir später mit freudigen Empfindungen bemerkten, ihre stille Wirkung gethan, und zwar an dem neuen Kultusminister Grafen Zedlitz-Trützschler, der in dieser Zeit gerade sich über die ihm überkommene Aufgabe der Einführung neuer Lehrpläne orientirte. Eine andere höchst bedeutsame Frucht unsrer stetigen Bestrebungen war schon vorher sichtbar geworden. Nachdem schon gleich nach dem Amtsantritte des neuen Ministers abweichend von dem bisherigen zurückhaltenden Verfahren ein Ministerialrath im Abgeordnetenhause praktische Versuche mit verschiedenen neuen Schulformen für zulässig, ja erwünscht erklärt hatte, wurde ein Gesuch bekannt, durch welches im Frühling 1891 die städtischen Behörden in Frankfurt a. M. den Minister um die Erlaubniß baten, einen Unterbau ausproben zu dürfen, der für Gymnasium und Realgymnasium gemeinsam bis Untersecunda, für beide Anstalten und die Oberrealschule gemeinsam bis Quarta einschließlich leiten sollte. Dieser Versuch deckte sich also völlig mit unserer an den Herrn v. Goßler gerichteten Forderung, nur daß wir grundsätzlich um des Sekunda-Abschlusses Willen auch für die Oberrealschule den sechsklassigen gemeinsamen Unterbau wünschen und demgemäß für die Lateinanstalten den Lateinunterricht in Untertertia nicht zwangsmäßig, sondern wahlweise beginnen lassen — ein Unterschied, der zwar für die Gesammtorganisation und pädagogisch, aber nicht praktisch von Bedeutung ist. Die beiden Direktoren Reinhardt und Kortegarn, sowie die Lehrer-Kollegien, welche sich allen Vorurtheilen zum Trotze zu diesem Versuche (der späterhin wirklich genehmigt wurde) zusammenfanden, haben sich ein großes Verdienst um die Schulreform erworben.

Am 7. Januar 1892, kurz vor der Veröffentlichung der neuen Lehrpläne, wurde uns Gelegenheit gegeben, mit dem neuen Kultusminister alle unsere Anliegen gründlich durchzusprechen. Diese Unterredung zählt zu den erquicklichsten Momenten unseres Reformkampfes. Wir begegneten einem Manne, der nicht im Staube der

büreaukratischen Tretmühle schlaff geworden war, sondern frisch aus dem Leben an diese hohe Aufgabe mit vollem Bewußtsein ihrer Bedeutung herantrat und mit weitem Blicke den charaktervollen Willen verband, aus ihr zu machen, was sich aus einer durch die unheilvolle Konferenz halbverpfuschten Arbeit machen ließ. Er zeigte insbesondere Verständniß für die Bedeutung unseres Programms und bekundete alle seine klaren Erkenntnisse nicht einmal so rückhaltslos im Privatgespräche mit uns, als er es später öffentlich vor dem Abgeordnetenhause that. Auf die Frage eines Abgeordneten, ob der praktische Versuch in Frankfurt a. M. ernst gemeint sei, ob es nicht etwa nur eine Abfindung sein solle an die Richtung des Vereins für Schulreform, erklärte er, daß es ihm bei dieser ernsten Frage völlig fern liege, einen Versuch zuzulassen, „der mehr oder weniger dekorativer Natur sei". Es handle sich vielmehr dabei „um die Lösung einer praktischen Frage allerersten Ranges," und er bekenne, „daß, wenn dieser Versuch gelinge, *er auch praktisch verwerthet werden müsse in der Entwicklung unseres höheren Schulwesens*". Er versprach nicht nur ähnliche Anträge anderer Städte „entgegenkommend und wohlwollend" aufzunehmen, sondern lehnte es auch nicht ab, „geeigneten Orts mit *staatlichen* Anstalten einzelne ähnliche Versuche zu machen." Vor allem aber wichtig erschien uns, daß er den reformatorischen Gedanken des gemeinsamen Unterbaues bis zu Ende durchgedacht hatte und nicht davor zurückschreckte, daß diese neue Schule zuletzt eine *Umwerthung unseres bisherigen Bildungsbegriffes vom Klassizistischen ins Nationale und Naturwissenschaftliche* bewirken muß. Er deutete in Folge dessen an, daß, wenn auch auf den künftigen Gymnasien für gewisse gelehrte Berufszweige an Latein und Griechisch nicht mehr soviel geleistet werde, wie bisher, dies für die Schulreform nicht entscheidend sein dürfe, da ja das Fehlende auf der Universität nachgeholt werden könne. — Mit solchen freien und vollen Ausblicken hatte uns Herr v. Goßler niemals verwöhnt: wer mag es uns verargen, daß wir auf diesen seinen Nachfolger große Hoffnungen setzten und uns nur mit tiefem Bedauern in das Unabänderliche fügten, als Graf Zedlitz-Trützschler schon nach kurzer Regierung an seinem unbegreiflichen Volksschulgesetze scheiterte!

Indessen auch dieser kurzen Gunst des Schicksals durften wir uns schließlich freuen, denn nur ihr haben wir es zu danken, daß

die neuen Lehrpläne, obgleich sie im Wesentlichen auf den Konferenzbeschlüssen stehen bleiben mußten, doch deutlich in eine Zukunft nach unseren Wünschen weisen und grundsätzlich an mehr als einem Punkte mit den heiligsten Ueberzeugungen des Klassizismus brechen. Als die Gymnasial-Direktoren Uhlig und Jaeger von der Konferenz nach Hause zurückkehrten, war ihnen noch leidlich sieghaft zu Muthe, wenn sie auch der Vorsicht halber einen Gymnasialverein zur Abwehr der Reformbestrebungen begründeten; als aber die Lehrpläne veröffentlicht waren, erklärte Prof. Jaeger ehrlich, wie es seine Gewohnheit ist: „wir sind eine geschlagene Armee."

Thatsächlich ist eine still wirkende klassizistische Schwindsucht in dieser neuen Lehrverfassung, die selbst dem Altphilologen den Betrieb der klassischen Sprachen bald verleiden und so den Verlauf der „historischen Entwicklung" beschleunigen muß. Wir stehen jetzt mitten in dieser Umkehr der Geister und werden ihre Erfolge sehr bald merken. Den Rest der Arbeit werden die Nöthe und Verlegenheiten verrichten, namentlich bei der Sekunda-Abschlußprüfung, sowie die mancherlei neuen Beschwerlichkeiten, über welche die Eltern schon in nächster Zeit sehr vernehmlich klagen werden. Sollte es zuletzt nach Wunsch und nützlich sein, so wird es der Verein für Schulreform für seine besondere Aufgabe halten, mit dem Sturme einer neuen Masseneingabe die alte Baracke des ehemaligen humanistischen Gymnasiums vollends über den Haufen zu werfen.

Im preußischen Kultusministerium ist, wenn auch vielleicht nicht ganz das Temperament, so doch die Richtung des Vorgehens unter der neuen Leitung dieselbe geblieben. Dr. Bosse bestätigte uns in einer Anfang Juli 1892 bewilligten Unterredung, daß er etwaige Anträge der größeren Städte auf Versuche mit dem gemeinsamen Unterbau bereitwilligst fördern wolle und fügte sogar hinzu, daß nach seiner persönlichen Auffassung für den Versuch in Frankfurt a. M. nicht die neun Jahre eines vollen Lehrganges zu vergehen brauchten, um über den Erfolg zu entscheiden. Das Hemmniß für unsere Pläne liegt also jetzt nicht mehr bei der obersten Schulverwaltung, sondern in dem passiven Widerstande der ausführenden, namentlich auch der Aufsichtsbeamten, und diese finden ihre Stütze in den Gewohnheitsbegriffen der herrschenden Gesellschaft, welche ihre eigene Werthschätzung von dem alten Gymnasialhochmuth genommen hat und davon nicht lassen mag. Aber das

sind schließlich nur hölzerne Mauern, die bei einiger Geduld von selbst fallen werden, nachdem die steinernen niedergeworfen sind.

Ueberseht man rückschauend die Bewegung, welche zu diesem Erfolge geführt hat, so wird man auch hier finden, daß der Zeitgeist seine Fortschritte nach ganz anderen Kräften zählt, als die von Talmi-Autoritäten stets irregeführte öffentliche Meinung. 344 Reformvorschläge, welche die archivalische Gewissenhaftigkeit des Herrn von Goßler zählte, statt sie zu wägen, sind eitel Rauch und Schall geworden; siegreich ist allein der eine geblieben, den jener unfähige Minister mit seiner besonderen Ungnade beehrte, der unsrige. Im Uebrigen lassen sich außer den grundwirkenden Mächten der Naturwissenschaft und des Sozialismus, welche auch hier die eigentlichen Träger des Zeitgeistes waren, folgende Stationen auf dem Entwicklungswege der Schulreform erkennen. Der deutsche Realschulmännerverein hat seit der letzten Schulgestaltung im Jahre 1882 nicht aufgehört, unter den Gebildeten immer aufs Neue das Bewußtsein zu erhalten, daß unser höheres Schulwesen noch keinen Abschluß habe, welcher auch den mächtig emporstrebenden Stand der Großindustrie befriedigen könne. In diesem Sinne kämpfte der Verein für die Gleichberechtigung der Realgymnasien; aber wie das Ziel jedes tieferen Zusammenhanges mit dem Zeitgeiste entbehrte, so hat der starrsinnige und doch ganz erfolglose Kampf dafür keinem Menschen außer den betheiligten Lehrern einen tieferen Antheil abgewonnen und überdies die Kämpfer selbst mehr und mehr auf die dürre Haide einer nackten Interessenvertretung getrieben. Zwei echte Zukunftskeime waren aus diesem Vereine hervorgegangen, und gerade diese hat er mit der Zeit völlig verwelken lassen; ich meine Ostendorf's Forderung, daß der fremdsprachliche Unterricht mit dem Französischen beginnen müsse, von welcher der Verein sich lossagte, „um zunächst mit unzersplitterter Kraft das praktische Ziel zu verfolgen", und der fruchttragende Versuch des Direktors Schlee in Altona mit der Hinaufschiebung des Lateinunterrichtes nach Untertertia, welcher selbst heute noch bei den Realgymnasialdirektoren nur zögernde Nachahmung findet. Nur in Iserlohn und Hildesheim ist der Versuch nach Altonaer Muster bis jetzt eingeführt worden. So hat der Verein, obgleich ihm der richtige Weg gezeigt war, uns die Arbeit gelassen, ihn zu gehen und zu ebnen. Die Schulreform, wenn sie mit dem gemeinsamen Unterbau vollendet sein wird, kann nur datirt werden von der

Masseneingabe des Geschäftsausschusses, welche in der Berufung der Dezemberkonferenz ihre Gewährung fand. Die thätige Bewegung aber nach dem Ziele beginnt mit der Gründung des Vereins für Schulreform, dessen Programm, widerwillig zwar, aber nun schon augenscheinlich sicher Punkt für Punkt erfüllt werden wird. Erreicht ist bereits die Trennung der höheren Schulen in einen sechsklassigen und einen dreijährigen Kursus durch die Abschlußprüfung in Untersekunda; erreichen werden wir den Beginn des Lateinunterrichtes in Untertertia und somit den sechsklassigen gemeinsamen Unterbau, weil ohne diese Ergänzung der Reform der Abschluß in Untersekunda nur neue und stärkere Ueberbürdung für die Schüler und ungezählte Verdrießlichkeiten für die vielen Gemeinden bringen müßte, deren höhere Lehranstalten jetzt unter dem moralischen Drucke der Regierung in Realschulen verwandelt werden. Keinen Augenblick verkennen wir die Wichtigkeit des dritten Faktors: daß nämlich der Kaiser selber in die Schulreform eingegriffen und so ihr Tempo beschleunigt hat, aber wir überschätzen auch nicht den Werth dieses machtvollen Eingriffes, weil schon jetzt klar zu erkennen ist, daß die innere Logik der Reform in manchem Punkte über die künstlichen Schranken der Kaiserlichen Reformabsichten hinaustreibt.

Immer deutlicher wird nun dem Bewußtsein der Unbefangenen, eine wie unerläßliche Vorbedingung zur Wiedergeburt im Geiste des reinen Deutschthums die Schulreform ist, die vorher Manchem nur ein mühseliges und trockenes Stück Arbeit zu sein schien. Es war, nachdem ich diese Reform bisher fast nur und sehr gegen meine Neigung mit Gründen praktischer Nützlichkeit hatte vertheidigen müssen, nun endlich die Zeit gekommen, den Keim der nationalen Begeisterung zum trockenen Brote zu reichen, und dazu gab mir ein Angriff des Herrn Uhlig, den man in seiner Trockenheit und unerschütterlichen Selbstzufriedenheit den Famulus Wagner der Gymnasialpartei nennen kann, erwünschte Gelegenheit.

Direktor Uhlig und höhere Gesichtspunkte.

(25. November 1892.)

Der Heidelberger Gymnasialdirektor und Professor Dr. G. Uhlig hat in einer Broschüre „Die Einheitsschule mit lateinlosem Unterbau“ (Heidelberg, Winter's Verlag, 1892) die Absichten des Schulreformvereines, bevor sie noch über den Frankfurter Versuch hinaus Gestalt und Wirklichkeit bekommen haben, kritisch zu Pulver gerieben und für jeden gesund denkenden Menschen einfach beseitigt. So wenigstens urtheilen einige Recensenten der Uhligschen Richtung. Nun sind das allerdings Freunde, wenn nicht des Verfassers, so doch jedenfalls der Sache; sie wären auch ohne diese Broschüre von dem alleinseligmachenden Gymnasium überzeugt gewesen. Um so mehr hätte es mich damals (d. h. gleich nach dem Erscheinen der Broschüre) interessirt, zuverlässig zu erfahren, ob jemand und wie viele nach des Heidelberger Direktors Einrede von den Reformpfaden abgebogen wären? Herr Uhlig möge mich nicht einen Augenblick mißverstehen; meine Neugierde hatte nur praktische Absichten. Ich wollte wissen, ob ich als gewissenhafter Leiter meines Vereines für Schulreform, um Schaden zu verhüten, mich und etwaige Mitarbeiter in die Unkosten einer ausführlichen Erwiderung werfen müßte, oder ob ich es billiger haben könnte.

Indessen wie das so geht, wenn man das ganze Jahr hindurch auf Vorposten stehen und jeden Angriff abwehren muß: Die Gewissenhaftigkeit wird zuletzt eine Pedanterie, und unsere innerste freiere Natur kommt uns wohl gar abhanden aus Sorge um das, was andere Leute unserer Gewissenhaftigkeit aufnöthigen. Ich war also anfangs von der praktischen Nothwendigkeit einer Erwiderung so gut wie überzeugt, berieth mit einigen Reformgenossen nur das Wie und reiste dann in die Sommer-Erholung nach Norwegen mit dem höchst ärgerlichen Gedanken, daß mir nach den sechs freien Wochen etwas sehr Dürres, Trockenes, Langweiliges bevorstände, solch ein Ding, das der gebildete Europäer mit einem

Augenaufschlag und einem unterdrückten Gähnen im Tone wohlgemessener Anerkennung als eine „sachliche Arbeit" zu bezeichnen pflegt. Jawohl — aber in sechs Wochen wird man unter Umständen wieder Mensch, besonders in Norwegen, wo die Luft Einem so frisch über die Lungen geht und die großen Einsamkeiten alles Episodische und alles Nebenwerk in einer empfänglichen Seele einfach todtschweigen. Herr Uhlig mag es mir nicht übel nehmen, wenn ich offen bekenne, daß mir da oben in Norwegen nach einigen Wochen bei zufälligem Gedenken die Frage kam: Was ist dir eigentlich Herr Uhlig, daß du ihm in den trockenen Ton folgen müßtest, den er dir in seiner Broschüre vorgesprochen hat? Was sind dir die Leute in und außer dem Schulreformvereine, die es dir etwa zur Pflicht machen wollen, auf eine Fuhre kleingemachtes Holz genau eine Fuhre im nämlichen Formate zurückzugeben? Wie? Ist nicht auch Herr Uhlig einmal hier in Norwegen gewesen? Hat er etwa nur in den höheren Schulen von Christiania Besuche gemacht, um zu finden, daß diese Reformschulen nichts taugen? Oder hat auch er diese nachdenklichen Gebirgseinsamkeiten gesehen und den kühlen und keuschen Freiheitsathem eingesogen, der um dieses noch in jeder Faser echt germanische Volk weht? Die Norweger rekrutiren ihre Bildungstruppe nun schon seit einem Menschenalter aus jener einheitlichen Mittelschule, welche Herr Uhlig so sehr verabscheut. Es kann ihm doch nicht entgangen sein, daß in diesem Volke ein frischer Hauch modernen Geisteslebens weht, daß es regsam ist auf allen Gebieten und trotz großer Armuth des Landes nichts weniger als unfrei, sondern im ganzen Gepräge seines äußeren und inneren Wesens noch gerade so unbekümmert selbstbewußt und germanisch herrschaftlich, wie ehemals zu Wikingerzeiten. Das kleine Volk von zwei Millionen Köpfen hat eine höchst achtbare Handelsflotte, seine Matrosen zählen zu den besten, seine Kapitäne genießen den Ruf, kühn im Wagen und gewissenhaft in der Ausführung zu sein. Die norwegische Frau empfinden wir nicht so weiblich wie unsre deutschen Frauen, in ihrem freieren Wesen prägt sich die Herrschaft des Verstandes aus und eine bereits zum sicheren Rechte gewordene Gewohnheit, das Schicksal mit eigener Hand zu gestalten. Das wirkt kühl und befremdlich — ich will es nicht leugnen, aber wer mag heute entscheiden, ob nicht gerade auf diesem Wege die Rettung germanischer Sittlichkeit aus dem Schlamme käuflicher Sinneslust zu finden ist, in welchem

unsere Kultur zu ersticken droht! Der Mann und die von ihm gestaltete Gesellschaft haben die Heiligthümer des Weibes preisgegeben, was Wunder, daß die Frau mit eigener Kraft sie sich wiederzuerobern sucht! Die Ibsen'schen Frauen-Dramen sind, wie ich erst auf dieser Reise erfahren habe, viel weniger ergrübelt und erdüftelt, als es uns auf den ersten Blick scheinen will. Wenn man die Einsamkeiten Norwegens mit der Phantasie durchlebt und die individuelle Prägung in den Gesichtern der norwegischen Frauen enträthselt hat, dann weiß man, daß auch jene scheinbar so abstrakten Dichtungen tief in den Regungen des Volksgeistes wurzeln. Und endlich der norwegische Bauer? Ja, er ist der eigentliche Herr dieses germanischen Bauernstaates, und auf seinen Namen geht (wie ich Herrn Uhlig zugeben muß, wenn er es mir einwenden sollte) jene tolle, echt germanisch-partikularistische Politik, welche um jeden Preis Norwegen von Schweden trennen möchte und nicht sehen zu wollen scheint, daß England oder Rußland, falls wir Deutschen nichts dagegen einzuwenden hätten, die schönen eisfreien Häfen an der norwegischen Küste sehr gut gebrauchen könnten. Eine Lostrennung von dem übergeduldigen schwedischen Nachbar um den Preis russischer Sklaverei — das wäre allerdings ein Abderitenstreich, der viel beweisen würde, meinetwegen auch gegen die norwegische Schulbildung. Aber so weit sind wir noch nicht; die Norweger haben während der Kabinetskrise des vorigen Sommers einen Blick in die Sackgasse ihrer politischen Thorheit gethan und werden schwerlich auf diesen Weg zurückkehren. In meiner Unterhaltung mit gebildeten Norwegern bin ich vielfach der Meinung begegnet, daß die eigentliche Triebfeder dieser ganzen verfehlten Politik der Ehrgeiz des Herrn Björnson sei, der es am Ende seiner Dichterlaufbahn für einen reizvollen Abschluß halte, der erste Präsident einer nordischen Republik zu werden. Die Bauern hatten jedenfalls zum größeren Theile keine Ahnung, wohin man sie führen wollte, als man ihre ererbten Sparsamkeitsinstinkte zu solchen politischen Phantomen ausbeutete.

Die norwegischen Schulen habe ich nicht besuchen können, weil sie Ferien hatten, dagegen fand ich oft Gelegenheit, mit Schülern aller Klassen zu sprechen; sie waren durchweg mindestens eben so frisches, lebensfrohes germanisches Blut, wie unsere Jungen, und Brillen oder Kneifer habe ich sowohl bei ihnen wie bei den Erwachsenen weit seltener gefunden, als wir das in Deutschland

gewohnt sind. Mein Gesammteindruck von dem norwegischen Volke war der günstigste und anheimelndste; immer wieder stieg mit einem gewissen Neidgefühl der Wunsch in mir auf: Stände doch

Sammlung deutscher Schriften.

„Heutzutage, wo der Buchhandel Alles und Alles, Reisebücher, Romane, Theaterstücke, Hand- und Lehrbücher praktischen Wissens u. s. f. in Collectionen, Bibliotheken und Sammlungen herausgibt, da in der tausendbändigen Reclam-Bibliothek, was jedes litterarische Spätzlein pfeift — wohlgeordnet erscheint, ist es nur recht und billig, daß auch für die **nationale** Litteratur eine Sammlung eröffnet wird . . ."
Ant. Aug. Naaff. (Lyra.)

1. Ramphold Gorenz. Ein deutsches Lied aus der Hussitenzeit. Von Carl W. Gawalowski. 2. Aufl. Preis 60 Pf.

In fließenden Versen schildert dieses Lied die Selbstaufopferung eines deutschen Mannes für Volk und Vaterland. Die schlichte und innige Sprache ist von hoher Begeisterung durchglüht. Die Schilderungen sind von lebendiger Kraft und wirken sehr anschaulich. Ganz besonders möchten wir erwähnen die Schlachtenbilder, den Abschied Ramphold's von Kätchen, die Fesselung des Helden an den Belagerungsturm durch die Hussiten und dessen Aufforderung an die Deutschen zum Kampfe gegen den tschechischen Erbfeind u. s. w. Diese und andere Bilder sind wahre Meisterstücke erzählender Dichtung . . . . (Grazer Tagblatt.)

2. Deutsche Vermächtnisse und deutsche Versäumnisse. Von Karl Pröll. 3. vermehrte Auflage. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Eine Reihe von Hammerschlägen für die nationale Idee sind die flugschriftartigen Aufsätze Karl Pröll's, die unter obigem Titel erschienen sind. Bald weist er darauf hin, wie gefährdet das Deutschtum in Oesterreich ist und wie sehr uns Hilfe von außen notthut, bald beschwört er die Manen unserer größten Helden herauf, welche uns mit neuem Mut und neuer Kraft beleben sollen. Geschichtliche Skizzen und Landschaftsbilder, Märchen und Visionen, alles durchzittert der eine Gedanke: Deutsches Volk in Oesterreich bewahre deine nationale Habe und Ihr im Reiche, gedenket eurer Brüder in der Ostmark. Wir empfehlen allen, welche in den Wirren des Tages neuen Mut und neue Kraft suchen, diese Aufsätze als nationales Gebetbuch, als nie versiegenden Quell nationaler Begeisterung.
(Mitth. d. Ver. d. Deutsch. a. Gottschee.)

Verlag von Hans Lüstenöder, Berlin W.

unsere Kultur zu ersticken droht! Der Mann und die von ihm gestaltete Gesellschaft haben die Heiligthümer des Weibes preis-

3. In gerechter Fehde. Zeitgedichte von Anton Ohorn. Preis 80 Pf.

Eine Sammlung von Zeitgedichten und deutschnationalen Sehnsuchts- und Kampfgesängen, die, in vollendeter Form verfaßt, eine so glühende Vaterlandsliebe des deutschböhmischen Dichters atmen und von soviel Wahrheitssinn, deutscher Kühnheit und edler Gesinnung Zeugnis ablegen, daß dies Buch in keinem deutschen Hause fehlen sollte. Die erzählenden Dichtungen „Das deutsche Gewissen", „Der Heimath fern", „Zeitbild" sind, wahre Perlen! . . . . (Das Zwanzigste Jahrhundert.)

Mit seinem Werke „In gerechter Fehde" reiht sich Anton Ohorn würdig jenen Männern zur Seite, die in sturmbewegten, kampfdurchtobten Tagen als Freiheitssänger durch ihre herrlichen Lieder der gerechten Sache ihres Volkes zum endlichen Sieg verhalfen. Edel im Inhalt, schön im Aufbau, gewandt und fließend in der Rede, eignen sich die meisten Gedichte dieser Sammlung vorzüglich zu Vorträgen. Wir sind dessen sicher, daß ihnen stets reicher Beifall zu teil werden wird, daß sie wirkungsvoll sein werden, nicht blos im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Jeder einzelne, der sich erbauen will an wahrhaft nationalen Weisen, möge sich das nationale Werkchen beschaffen, es wird ihm bald lieb und traut werden . . . .

(Deutsche Volkszeitung, Reichenberg.)

Soeben erscheinen ferner:

4. Sturmvögel. Deutsch-nationale Klage- und Zorn-Lieder. Von Karl Pröll. 3. vermehrte Auflage. Preis 75 Pf.

5. Knecht Hagebuchen. Eine Holzschnitzerei aus Dämmerland, dem Reiche der seltsamen Sitten und sonderbaren Einrichtungen. Von C. G. Reuling. Preis 1 Mk. 50 Pf.

6. Der Verfall der deutschen Bühne. Ein Mahnwort an alle, die es angeht. Von Adolf Graf von Westarp. Preis 40 Pf.

7. Ein deutsches Weltreich? Von *** Preis 50 Pf.

Verlag von Hans Lüstenöder, Berlin W.

gewohnt sind. Mein Gesammteindruck von dem norwegischen Volke war der günstigste und anheimelndste; immer wieder stieg mit einem gewissen Neidgefühl der Wunsch in mir auf: Stände doch

Verzeichniß nationaler Schriften.

Die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung, welche sich die Pflege nationalen Schrifttums zur Hauptaufgabe gemacht hat, empfiehlt ihre Unternehmungen der Beachtung und Unterstützung aller, welche gleich ihr der Ueberzeugung sind, daß es mehr als je not thut, unser Volk unermüdlich hinzuweisen auf den reichen Schatz der Erhebung und Anregung, welchen die Pflege deutscher Eigenart, die Versenkung in die Welt heimischer Gedanken und Gefühle und die Erforschung unseres Volks- und Stammestums gewähren.

*

* *

Deutsches Bürgerthum. Von Oskar Schwebel. Von seinen Anfängen bis zum Jahre 1808. Preis 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Anthologie jungpfalzischer Dichtung. Von Gustav Dannehl. Preis 1 Mk., gebunden 1 Mk. 80 Pf.,

Geschichte von Deutschland. Von Bayard Taylor. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Hansen-Taylor. Preis 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz. Von Karl Pröll. 3. Auflage. Preis 75 Pf.

Deutschmythologische Landschaftsbilder. Von Guido List. Preis 4 Mk. 50 Pf., gebunden 6 Mk.

Verlag von Hans Lüstenöder, Berlin W.

unſere Kultur zu erſticken droht! Der Mann und die von ihm geſtaltete Geſellſchaft haben die Heiligthümer des Weibes preis-

Deutſchnationales Jahrbuch 1893. Herausgegeben unter Mitwirkung nationaler Schriftſteller von Karl Pröll. Preis 1 Mk. (Die Jahrgänge 1891, 1892 ſind zur Zeit für je 50 Pf. erhältlich.)

Das deutſche Lied. Von Anton Ohorn. Nationale Erzählung. Preis 80 Pf.

Der Bilderſchmuck der deutſchen Sprache. Von Herman Schrader. Einblick in den unerſchöpflichen Bilderreichthum unſerer Sprache und ein Verſuch wiſſenſchaftlicher Deutung dunkler Redensarten und ſprachlicher Rätſel. Preis 6 Mk., gebunden 7 Mk.

Anaſtaſius Grün. Von Karl Pröll. Ein öſterreichiſcher Vorkämpfer des alldeutſchen Gedankens. Preis 40 Pf.

Das Trinken in mehr als 500 Gleichniſſen und Redensarten. Von Herman Schrader. Preis 1 Mk. 50 Pf., gebunden 2 Mk.

Verlag von Hans Lüſtenöder, Berlin W.

gewohnt sind. Mein Gesammteindruck von dem norwegischen Volke war der günstigste und anheimelndste; immer wieder stieg mit einem gewissen Neidgefühl der Wunsch in mir auf: Stände doch dein Volk so sicher und stolz auf seiner germanischen Art, wie diese Nachkommen der alten Normannen! Ich sehe natürlich ein, daß die Unwirthlichkeit Norwegens und seine politische Abgeschlossenheit das Beste zu solchem Erfolge gethan haben, und ich bin keineswegs so verbohrt, zu glauben, daß die einheitliche Mittelschule nach kaum dreißigjährigem Bestehen schon ein Bedeutendes hätte mitwirken können. Aber es bleibt doch Thatsache, daß die Norweger vor dieser Zeit auch ihr humanistisches Schulsystem nach deutscher Art besaßen, daß sie es abwarfen und nun mit dem neuen System ihre germanische Art nicht verkümmert und unterdrückt, sondern in jeder Beziehung frei und leicht gefördert sehen.

Das aber bleibt die entscheidende Probe für alle Schulsysteme: Giebt eine Schule den Zöglingen das Bewußtsein, mit jeder Faser im natürlichen Boden ihres Volksthums zu wurzeln und erscheint jede höchste Blüthe geistiger Erfolge im organischen Zusammenhange mit den nationalen Elementen der Bildung, dann ist die Schule volksgemäß und gesund. Bedeutet aber der Eintritt in eine Schule für den Schüler eine Versetzung in anderes Erdreich und macht ihn die so gewonnene Bildung seiner angeborenen Volksart allmählich fremd und verständnißlos, dann ist die Schule ungesund, mögen auch ihre geistigen Früchte aus dem willkürlichen Gesichtspunkte eines fremden Bildungsbegriffes noch so glänzend erscheinen.

Da bin ich aber schon mitten in der Sache, d. h. in der Antwort, die ich Herrn Uhlig zu geben beschloß, nachdem mich die nordische Luft und die dortigen Eindrücke von aller pedantischen Sorgsamkeit befreit hatten. Er darf nun meine Antwort unsachlich nennen, so weiß ich dennoch, daß ich erst jetzt, indem ich ihm zu erkennen gebe, wie ich persönlich zum Kampfe für die deutsche Schulreform gekommen bin und was sie mir im Zusammenhange meiner Weltanschauung des Deutschgedankens (abgesehen von allen praktischen Vortheilen) bedeutet, völlig wahrheitsgemäß und im höchsten Grade sachlich bin. Herr Uhlig hat nämlich in seiner Broschüre mit unendlicher Sorgsamkeit und ebenso viel Kleingeisterei die praktischen Gründe zu entkräften versucht, mit welchen ich für den Verein für Schulreform in einer Eingabe an den Minister

von Goßler vom 3. Oktober 1889 die einheitliche Mittelschule empfohlen habe. Die Reformschule mit gemeinsamem Unterbau, meint er, würde den Zudrang zu den gelehrten Berufsarten nicht vermindern, sondern vermehren; sie würde den Schüler nicht vor Ueberbürdung schützen, sondern diese Gefahr in einer Reihe von Klassen steigern; sie würde den Eltern die Wahl des Berufes für ihre Söhne keineswegs erleichtern und größere Zufriedenheit mit der Gestaltung des öffentlichen Unterrichts nicht schaffen. Ich könnte nun und müßte vielleicht dagegen einfach die Leitsätze jener Eingabe hier wiederholen und bin sicher, daß sie inzwischen ihre unmittelbare Ueberzeugungskraft für keinen unbefangenen Kenner unserer deutschen Bildungs- und Lebensverhältnisse verloren haben; aber ich verzichte darauf, weil ich immer deutlicher fühle, daß die Wahrheit meiner Schulreformziele auf festerem Grund steht und in höheren Bereichen heimisch ist, als in der nüchternen und kleinlichen Berechnung der sogenannten praktischen Verhältnisse. Politik machen heißt in unserem Zeitalter großgeistige Forderungen der kurzsichtigen Mehrheit allmählich unter die Augen rücken, indem man ihr zeigt, daß auch die Verlegenheiten des Augenblicks, die Jeder empfindet und Jeder übersehen kann, durch jene Forderungen ihre Abhilfe finden würden. In diesem Sinne habe ich Schulreformpolitik getrieben und mit rein praktischen Leitsätzen Anhänger dafür geworben, aber wer mich darum für einen von der Hand in den Mund-Politiker hält oder dafür ausgeben will, der täuscht sich und Andere über mich. Ausdrücklich lege ich hier vor Freunden und Gegnern das Bekenntniß ab, daß mir die ganze Schulreform nicht das Nachdenken einer Stunde, geschweige denn die beharrliche Arbeit vieler Jahre werth gewesen wäre, wenn sie meinen persönlichen Idealen und den gewissenhaft erwogenen Bedürfnissen meines Volkes nicht mehr bedeutete, als blos dem praktischen Nutzen und der Bequemlichkeit bei Eltern und Schülern zu dienen. Bloße Nützlichkeit ist Tageswerk und weiter nichts; Nützlichkeit aber, welche den Vorposten neuer Ideale macht, beweist, daß das Gute und Wahre zugleich das Natürlichste und Zweckmäßigste ist.

Der leitende Gedanke für unsere vaterländische Entwicklung seit den letzten Kriegen ist die innere Erneuerung des deutschen Volksthumes als Folge und nothwendige Ergänzung des äußeren Einigungswerkes. Zu dem bewußten Diener dieses Gedankens habe ich mich gemacht, seitdem ich Ge-

legenheit habe, in der Leitung eines großen Blattes auf ein gebildetes Publikum über das ganze deutsche Reich zu wirken, wenn ich auch freudig zugestehe, daß ich erst allmählich von einer mehr oberflächlichen zu einer tieferen Erfassung des Deutschgedankens durchgedrungen bin. Zuerst schien mir nichts wichtiger, als im Deutschen den Stolz auf seine nationale Art im Vergleich und Gegensatz zu anderen Völkern zu heben, ihn aus der pedantischen Engigkeit seiner innerpolitischen Querelen zu dem weiteren Gesichtskreise seines Weltmachtberufes hinausführen zu helfen. In diesem Stadium setzte ich in gemeinsamer Arbeit mit Dr. Karl Peters meine besten Kräfte an die kolonialpolitischen Ziele und insbesondere an die Begründung der ostafrikanischen Kolonie. Das große Publikum hat im wesentlichen nur seinen Namen mit diesem Werke verknüpft, und wenn ich auch keineswegs gesonnen bin, auf meinen Verdienstantheil vor der Geschichte zu verzichten, so muß ich doch selber zugeben, daß seine Konquistadoren-Persönlichkeit, wie sie u. a. in den Abenteuern vor und während des Emin-Pascha-Zuges Allen erkennbar wurde, sich auf das Natürlichste und Anschaulichste für jede menschliche Phantasie mit dem Begriffe einer Kolonialgründung verknüpft. Sein geistiges Wesen hätte keinen passenderen Ausdruck finden können, als in jenen afrikanischen Abenteuern mit ihren aufs höchste gespannten Willensmomenten und ihren unbegrenzten Rücksichtslosigkeiten; aber sein Charakter wie seine Auffassung des Nationalgedankens lebten sich in diesem Werke nicht nur am besten aus, sondern sie sind darin auch bis auf den Grund ausgeschöpft. Sollte er seine angebliche Absicht ausführen und später an der Spitze des von ihm begründeten deutsch-nationalen Verbandes wirken, so würde sich bald allen tiefer Blickenden (die es nicht schon jetzt wissen) offenbaren, daß seine Auffassung des Wortes „deutsch-national" über die äußeren Momente der Schneidigkeit, oder wie man dieses Renommir-Fuchsenthum sonst bezeichnen will, nicht hinausreicht. Jedenfalls wurzelt sie mit keiner Faser in einer tieferen Erkenntniß deutschen Wesens, am wenigsten in den stillen und schließlich doch so starken Regungen des deutschen Gemüths.

Für mich wurde der Geist des Nationalbewußtseins, der sich in der ersten ostafrikanischen Gesellschaft von Dr. Peters auf eine große Anzahl jugendlicher Kopien vervielfältigte, sehr bald eine trostlose Armseligkeit. Ich fühlte deutlich, daß auf diesem Wege nur ein Bramarbas-Patriotismus von halb englischer, halb fran-

zösischer Zucht, niemals aber ein innenkräftiges Deutschthum liegen könne, und so war es kein Zufall, sondern eine innere Nothwendigkeit, daß gegen Ende des Jahres 1885 meine Verbindung mit diesem Geiste zerriß. Ich hörte nicht auf, für deutsche Kolonialpolitik einzutreten, aber meine Thatlust wandte ich seit jenem Augenblicke der Reform des höheren Schulwesens zu, und ich merkte deutlich genug, wie viel ich damit den innersten Quellen einer Erneuerung des deutschen Geistes näher gerückt war. „Der Schulmeister schlägt wieder durch" mögen manche meiner kolonialen Arbeitsgenossen gedacht haben, und ich weiß aus einigen Briefen meiner Leser, daß man das neue Thema trocken und eigensinnig fand. Aber im Laufe der Zeit und namentlich, als man sogar den Kaiser an dieser scheinbar so nüchternen und abstrakten Aufgabe sah, wird Manchem wohl die Erkenntniß aufgedämmert sein, daß eine Schulreform doch heilsam und ein dringliches Stück deutscher Kultur-Politik sein könne, wenn man nur ihre tieferen Zusammenhänge erkenne.

Wenigstens kommt solche tiefere Bedeutung der jetzigen Schulreform zu. Nicht etwa wird nur der Lehrplan höherer Schulen von Schema A auf Schema B umgestimmt, sondern es handelt sich um eine deutsche Kulturreform, die in ihren Folgen ebenso weit, ja weiter tragen wird, als ehemals der Kampf der Humanistik gegen die Scholastik. Wurde damals die freie und große Menschlichkeit in ihre Rechte eingesetzt gegen das kirchlich Enge und Kleine, so soll jetzt im Bunde mit moderner naturwissenschaftlicher Weltanschauung die deutsche Volksseele befreit werden aus dem Banne der Ausländerei, welche Jahrhunderte lang von deutschen Gelehrten für Zuwachs und Veredelung unserer eigenen, angeblich unzulänglichen Kraft gehalten wurde, in Wahrheit aber ein taubes Reis an unserem Baume stets gewesen ist und immer bleiben würde. Es gilt den Versuch, ureigener deutscher Art gemäß das bisher nur äußerlich, politisch gehandhabte Nationalitätsprinzip bis in seinen innersten Gehalt zu ergründen; es muß erprobt werden, ob nicht auf dem Deutschgedanken, der jedesmal in den schlimmsten Zeiten seine unvergleichlich begeisternde Kraft an unserem Volke offenbart hat, endlich auch der Organismus einer deutschen Kultur erwachsen kann. Wir haben bisher nur die Erbauung unserer nationalen Sonn- und Feiertage von diesem Gedanken genommen; sollten wir nicht auch wochentags davon

leben, unser tägliches Brot für Geist und Gemüth davon nehmen, uns daran aufrichten und damit schmücken können? Die Glaubensgemeinschaften des Christenthums zerfallen vor unseren Augen, das religiöse Empfinden zieht sich in die Persönlichkeit zurück, und die Menschen begeben sich auf die Suche nach neuen Stützen für eine feinere, edlere Sittlichkeit. Wie gewöhnlich, suchen auch jetzt wieder Viele das Heil in der freien Luft des allgemeinen Menschheitsideals; es wird aber die Stunde kommen, wo diese Luftschiffer zu Boden stürzen und begreifen werden, daß sie das einfachste und natürlichste Heilmittel übersehen haben. Ehe das Christenthum zu uns kam, waren wir ein adliges und sittliches Volk, wie Tacitus bezeugt; nun hat die Kirche viele Jahrhunderte über uns geherrscht, und wir wollen nicht mit ihr rechten, ob sie mehr Segen oder mehr Unheil an uns gewirkt hat. So viel aber ist heute Vielen und nicht den Schlechtesten klar, daß, was wir fernerhin zur Veredlung unserer — christlichen oder deutschen, das ist nicht mehr zu unterscheiden — Sittlichkeit wirken sollen, nicht von der Kirche und ihren Priestern, sondern aus den ererbten edlen Trieben unserer Rasse und einer diesen Trieben angepaßten Auffassungen christlichen Wandels kommen wird. Das Stärkere wird nun wieder das Volksthum, wie es das Frühere und Ursprüngliche war; niemals und nirgendwo läßt sich Natur ihre Rechte verkürzen. — Späteren Ausführungen muß ich es vorbehalten, diese Ueberzeugungen des Näheren zu begründen und wenigstens an einem Gerüste zu zeigen, wie ich den Aufbau einer praktischen, sittlichen und ästhetischen Weltanschauung auf dem Deutschgedanken mir vorstelle.[1]) Im Zusammenhange der heutigen Betrachtung genügt es, die Schulreform als einen wichtigen und unentbehrlichen Zugangspunkt zu diesem neuen Kultursystem erwiesen zu haben. Die klassizistische Schule hat von Anfang an keinen rechten Zusammenhang weder mit dem Christen-, noch mit dem Volksthum, folglich auch nicht mit deutscher Sittlichkeit, Dichtung und Kunst gehabt; wer Augen dafür hat, kann schon an Luther merken, daß er diesem fremdländischen Gewächs innerlich fremd und nur wegen erhoffter praktischer Vortheile willen nicht übelwollend gegenübersteht. Nun aber fallen solche Nützlichkeits-Erwägungen fort; die kühle Luft des Klassizismus mit ihren frostigen Abstraktionen

[1]) Diesen Vorsatz habe ich in dem Aufsatze „Reines Deutschthum" auszuführen versucht. Vgl. S. 90 u. folgende.

und höchst zweifelhaften Sittlichkeitswerthen wird mehr und mehr unerträglich; wir bedürfen des warmen deutschen Lebensathems in allen unseren Einrichtungen, und jede Schule, die sich dem Volksthume nähert, wird uns mehr von dieser nöthigen Wärme geben, als der Klassizismus.

Diese geistige Wiedereinsetzung der Volksseele ist das eine der beiden großen Ziele unserer Schulreform; das andere aber, die soziale Gesundung Deutschlands, ist zwar nicht durch sie allein zu erreichen, aber doch abhängiger von ihr, als man gewöhnlich erkennen mag. Wenn wir noch hoffen dürfen, daß sich die revolutionäre Absicht der Socialdemokratie allmählich in einen sozialreformatorischen Willen umstimmen lassen werde — worauf steht diese unsre Hoffnung? Auf dem Glauben etwa, daß sich mit einem Schlage oder auch nur in kürzerer Zeit das kapitalistische Wirthschaftssystem trotz der Konkurrenz des Weltmarktes in ein nationalgenossenschaftliches umwandeln lassen werde? Aber es war ja nicht freier Menschenwille, der jenes kapitalistische Wirthschaftssystem und damit die Sklaverei des Arbeiters schuf, sondern die Dampfkraft war es und die damit verbundene Beschleunigung der Produktion und Vertheuerung ihrer Mittel! Mithin wäre eine sozial-wirthschaftliche Reform so schnell wie die Zeit sie verlangt, nur auf dem Wege internationaler Verständigung oder einer Selbstbescheidung der einzelnen Völker zu erwarten. Beides ist Chimäre, so lange die unsittliche Erwerbsgier auf der einen und die grollende Ungeduld der Handarbeiter auf der anderen Seite fordauern. Neue Zustände lassen sich also nur langsam von unten herauf, namentlich durch Reformen unseres Schulwesens vorbereiten. Wir müssen erkennen, daß zunächst wenigstens bei dem deutschen Arbeiter der sozialdemokratische Groll nicht hauptsächlich aus dem Besitzneid, sondern aus dem nur allzuberechtigten bitteren Bewußtsein seiner gesellschaftlichen Vereinsamung entstanden ist. Er muß ja täglich erfahren, daß das Arbeitskleid, welches ihn ehren sollte, ihn von dem Umgange mit seinen wohlhabenden Volksgenossen ausschließt. Warum sollte er denn gegen diese brutale und wahrhaft hirnverbrannte Ungerechtigkeit Duldung üben? Im Gegentheil, wenn man das beobachtet, wie irgend ein sittlich durch und durch verfaulter Tagedieb, der seine frivolen Genüsse vielleicht an der Börse zusammenschwindelt, sich gegen einen von saurem Tagewerk heimkehrenden Arbeiter „vornehm“ heraushebt, bloß weil er Kleider

nach der neuesten Mode trägt; oder wenn man sich vorstellt, daß jeder ehrbare und sonst durchaus wohlwollende Mann aus der sogenannten besseren Gesellschaft (von Frauen gar nicht zu reden) sich heutzutage mit jedem Lumpen im Frack abfindet, die unbeholfenen Manieren eines ehrlichen Arbeiters im Sonntagsrock aber nur mit einem besonderen Aufschwung seines Billigkeitsgefühles dulden würde; wenn man sieht, wie hartnäckig sich die höheren Stände in Norddeutschland sträuben, ihre Kinder mit der Nachkommenschaft der Arbeiter in die Volksschule zu schicken — dann kann man bei allen diesen Thatsachen unseres gesellschaftlichen Gemeinbewußtseins nur staunen über die Gutmüthigkeit unserer Arbeiter, daß sie den Unfug so lange ertragen haben. Ein Unrecht liegt da zu Tage, das wir nur zu mildern brauchen, um der Sozialdemokratie in Deutschland ihren schlimmsten Stachel zu nehmen. Freilich haben sich nun schon längst die Sozialdemokraten aus der gesellschaftlichen Geringschätzung der höheren Stände den Stolz ihres Standes gemacht; kein gebildeter Arbeitgeber wird sich hoffentlich noch einbilden, daß er den Durst seiner „Leute" nach gesellschaftlicher Anerkennung mit ein wenig „Leutseligkeit" bei besonderen festlichen Anlässen abspeisen oder daß er in der beliebten Rolle eines „Vaters seiner Arbeiter" mit einem ab und zu aufgeführten Rührstück auf die Dauer etwas ausrichten könne. Nein, der Umschwung muß theurer erkauft und mit dem ehrlichen Verzicht auf alle diese albernen Gesellschafts-Eitelkeiten begonnen werden, die wir mit dem Namen Kastengeist selber gelegentlich bespötteln, aber trotzdem im Großen wie im Kleinen, in den Städten wie auf dem Lande ruhig fortwuchern lassen, obgleich wir gestehen müssen, daß er in solcher lächerlichen Ausartung außer bei uns vielleicht nur noch bei den Chinesen zu finden ist. Und doch kannten unsere germanischen Vorfahren in ihrem stolzen Persönlichkeitsbewußtsein solche Unterschiede nicht; sie lebten in dem gesellschaftlichen Zustande, den vor Jahren schon der norwegische Bauernstaat durch Abschaffung des Adels wiederhergestellt hat. Aber Fürsten und Kirchen fanden bei uns Deutschen später einen so willigen Boden für die ständische Gliederung, daß man gern Talent dafür voraussetzen und manche guten Früchte eines gesund organisirten Ständewesens anerkennen darf, obgleich schon einmal in unserer Geschichte der unterste Bauernstand nahe daran war, die lange und schwer drückende Hochmuthsleiter der höheren Stände von seinem geduldigen Nacken abzu-

schütteln. Aber mit welchem Rechte nun sollte unsere jetzige gesellschaftliche Schichtung gegen die Ansprüche der Sozialdemokratie vertheidigt werden? Diese „Ständegliederung", in der unsere tüchtigen Mittelschichten der unabhängigen Bürgerelemente, der Handwerker und Kaufleute, längst keine würdige Stellung mehr finden und die auch in ihren obersten Stufen der Offizier- und Beamtenkreise vom höheren Gesichtspunkte einer aristokratischen Auslese fragwürdig zu werden beginnt, nachdem sogar die fremde Rasse der Juden in diesen Kreisen gesellschafts-, weil heirathsfähig geworden ist?

Nein, diese Gesellschaftsordnung ist nicht haltbar und muß reformirt werden; das Gold hat zu viel, die Ehre der Arbeit zu wenig Platz in ihr. Eine Schichtung wird und muß immer bleiben, selbst in republikanischen Staaten kann man sie nicht entbehren, weil der Mensch auch des äußeren Ansporns bedarf, um seine Kräfte zu entwickeln. Aber die Tüchtigkeit muß das einzige Maß sein, und jede Tüchtigkeit muß den Weg frei finden, um aus der untersten Schicht der Gesellschaft in die oberste durchzudringen. Wo aber könnte man die künstlichen Schranken leichter niederlegen, als in der Schule, wo sie dem werdenden Menschen als Hinderniß im Wege stehen? In diesem Sinne ist mir die einheitliche sechsklassige Mittelschule, für die ich kämpfe, immer als ein werthvoller Hebel des gesellschaftlichen Ausgleichs erschienen, und öfter schon habe ich bei guter Gelegenheit nachgewiesen, wie viel wir durch solche Reform für unsern sozialen Frieden gewinnen können. Denn wenn erst einmal die künftigen Zöglinge dieser Schule den Segen der gemeinsamen Quelle alles höheren Unterrichtes empfunden haben werden, dann wird es ein Leichtes sein, nun auch den letzten Schritt zu thun und an Stelle der Vorschulen, dieser Pflanzstätten verderblichen Mißtrauens zwischen Arbeiter und Gesellschaft, die Volksschulen unmittelbar an das höhere Unterrichtswesen anzugliedern. Unsere süddeutschen Volksgenossen erfreuen sich dieser Einrichtung schon jetzt, und die Folge ist, daß durch die süddeutsche Gesellschaft trotz aller ihrer scharf ausgebildeten Büreaukratie ein freierer Ton geht, als durch die norddeutsche. Es ist gewiß auch nicht zufällig, sondern wahrscheinlich eine Folge dieser nämlichen Thatsache, daß die süddeutsche Sozialdemokratie unter der Führung Vollmars schon längst aus dem abstrakten Kosmopolitismus von Liebknecht, Bebel und Singer den

Weg zur Werthschätzung des Nationalen wiedergefunden hat. Nun befreunde man sich mit dem Gedanken, der nur die letzte Folge des Gesagten ist, daß aller Unterricht, auch der höhere und höchste, an den Universitäten künftig unentgeltlich werde, daß also nicht der Geldbeutel der Eltern, sondern nur die Talente der Kinder über Art und Länge des Bildungswegs entscheiden, dann übersieht man den ganzen Umfang der Reformen und den ungeheueren Umschwung der gesellschaftlichen Schichtung, wie er mir als Mittel unserer sozialen Gesundung vorschwebt. Es ist nichts dabei zu fürchten, wenigstens nicht für den, der seinen Eigennutz unter das Wohl des ganzen Volkes setzen kann. Nicht eine Hochfluth von Beamten und Gelehrten würde aus diesem freien Wettkampfe heraufkommen, wohl aber eine Auswahl von Tüchtigkeit, wie wir sie bisher nicht kennen, und die Luft über unserm Vaterlande würde so frei werden von büreaukratischem Staube, wie wir es jetzt nicht einmal träumen mögen. Denn nicht an dem wirklich Tüchtigen kleben Hochmuth, Wichtigthuerei und Pedanterie, sondern diese Liebenswürdigkeiten waren von je und sind noch heute nur der Blendrahmen für die mittelmäßigen Talente. Die Tüchtigsten der Handarbeit aber würden ihren Stolz mit dem des Portepees und der Aktenweisheit messen und ganz sicherlich dieser Arbeit die Würde zurückerobern, die sie in unserem falschen Gesellschaftssysteme verloren hat.

Diese beiden schönen Menschheitsfrüchte sind es also, die, wie ich hoffe, das deutsche Volk vom Baume der Schulreform einst pflücken soll. Wenn nun Herr Uhlig mir beweisen könnte, daß solche Erfolge das Pflegen, Warten und Abernten nicht lohnten, oder auch, daß ich solche Früchte von einem Dornbusch erwarte, dann würde ich mich geschlagen geben. Aber wenn er die Kassadramiene aufsteckt und dem deutschen Volke als Strafe für den Abfall vom klassischen Alterthume den Niedergang seiner Kultur prophezeit, dann antworte ich ihm, was ich einem katholischen Priester antworten würde, der mir den Weg über Rom als den einzigen zur Seligkeit anpreisen möchte: „Das wollen wir ruhig abwarten; wir haben unsern eigenen telephonischen Anschluß mit dem Himmel.“

Von einem bischen Lateinisch und Griechisch hängt unsere geistige Tüchtigkeit längst nicht mehr ab; man braucht die geschichtlichen Zusammenhänge mit der Kultur des Alterthums weder zu leugnen noch zu verkennen und kann dennoch eines Tages bei dem Punkte ankommen, daß man sie abstößt, weil sie entbehrlich werden

wie dem Küken die Eierschale. Die „historische Entwicklung," welche bei meinen Gegnern von Anfang an eine so große Rolle spielte, ist im Grunde nur eine nichtige Zweideutigkeit; ihnen soll sie ein Riegel sein, mit dem sie unsere Kultur-Entwicklung ein für allemal begrenzen, mir ist sie ein Schlüssel, mit dem ich den Riegel wegschiebe.

Nein, von dem bischen Latein und Griechisch läßt sich keine moderne Volkskultur mehr fett düngen, wie die Herren uns immer noch aufreden wollen; aber eben so thöricht wäre die Annahme, daß sich die jetzige Schulreform in dem Zurückdrängen des bischen Latein und Griechisch schon genug thun könnte, oder daß mit dem neuen Schema unserer einheitlichen Mittelschule schon alles gethan wäre. Nein, sie ist nur die neue Fassung für einen neu in unserem Volke heraufquellenden Geist, und wir wissen, daß das alte Gymnasium diesen Geist nicht aufnehmen kann oder doch verfälschen müßte; aber der Geist selber kann nur aus dem Volke emporgähren, und er würde sich Bahn brechen auch ohne neue Schulformen und im siegreichen Widerstand gegen die alten. Der von uns vorgeschlagene Schulorganismus hat den Vortheil, daß er sich der bisherigen Verfassung nicht nur ohne Sprünge, sondern augenscheinlich sogar mit mancher praktischen Bequemlichkeit und Erleichterung anfügt und dennoch allen zunächst vorauszusehenden Bedürfnissen freies Spiel geben wird. Wir bieten aber doch bestenfalls nur eine neue Form; ob der neue Geist dauernd darin ein williges Instrument seines Wirkens finden wird, darüber kann nur die praktische Pädagogik entscheiden, der man überhaupt das erste Wort wird gönnen müssen, sobald sie sich erst mit dem künftigen neuen volksthümlichen Geiste unserer Kultur ganz durchdrungen haben wird. Große Erzieher, neue Rousseaus und Pestalozzis müßten dann wieder aufstehen und unsere Jugenderziehung von der dicken Eiskruste des jetzt vielfach so trägen Lehrbeamtenthums und des brutal-uniformen Reservelieutenantswesens befreien, von denen unsere Jungen gedrillt, aber nicht frei erzogen werden. Volksthümliche Kultur und soziale Verständigung, wie sie uns bei unseren bescheidenen Organisationsplänen vorschweben, werden auch für diese Zukunftsmänner nach menschlicher Voraussicht das große Ziel sein; aber mit welchen Mitteln sie dahin gelangen werden, darüber läßt sich heute wohl noch nichts Bestimmtes sagen. Vielleicht werden körperliche Uebungen im geordneten Jugendspiel, wie sie in unserem

Heerwesen und noch mehr in der englischen Erziehung so viele gesunde nationale Kraft erzeugen, vielleicht auch der Handfertigkeitsunterricht, den wir uns von unseren nordischen Vettern als ein herrliches Mittel zur sozialen Befreiung des Menschen entliehen haben, in unseren zukünftigen Erziehungsplänen eine jetzt noch ungeahnte Rolle spielen. Und sicherlich könnte für den wissenschaftlichen Unterricht die Anschauungsmethode, von der wir jetzt trotz alles Geredes darüber nur den Namen, aber noch nicht die That kennen, weit mehr Raum gewinnen. Dann würden unsere Schulen, über deren Normalbänken jetzt unabweislich der Athem einer melancholischen Pedanterie weht, zu Tummelplätzen körperlicher Gewandtheit und Werkstätten lebendigen Geistes werden. So umgestaltet könnte man sie, wenn ein deutscher Name sich nicht finden wollte, wiederum Gymnasien, d. h. Tummelplätze des unbekleideten Körpers und Geistes, oder auch Lyccen, d. h. Freilichtschulen nennen, und dann wäre der Schluß des langen Kampfes eine schneidende Ironie auf die scholazsticirte Humanistik unserer Tage, daß wir diesen engbrüstigen Herren mühsam die echteste Wiederherstellung griechischer Schulen hätten abbringen müssen, nachdem sie uns so lange für die Sache nur den Namen und mit dem Namen eine lederne uud papierne Verhunzung des Begriffes aufgezwungen haben.

In allen diesen Forderungen und Ausblicken sind, wie ich wohl fühle, manche Gesichtspunkte aufgestellt, welche in den staatlichen, gesellschaftlichen und erzieherischen Einrichtungen der heutigen Nordamerikaner zum Theile bereits ihre Erfüllung haben. Es hat für mich nichts Schreckhaftes, wenn mir Jemand daraus einen Vorwurf machen wollte; denn in der That beneide ich mit Goethe die Amerikaner darum, daß sie keine Geschichte und keine Ruinen haben, und weiß bestimmt, daß wir uns auf allen Gebieten nicht zur Gesundheit, d. h. zur Einfachheit durchringen werden, wenn wir nicht das Recht unserer unbefangenen Persönlichkeit wiederherstellen und also mit dem Kulturschutt unserer Vergangenheit bis zu einem möglichen Grade aufräumen. Ich sehe nicht nur, daß die Amerikaner die gefährlichsten wirthschaftlichen Mitbewerber für die europäischen Kulturländer sind und daß wir auf sie Acht geben müssen, wenn wir nicht wirthschaftlich und somit kulturell unterliegen wollen; ich bemerke auch, daß kein Deutscher aus Amerika mit wiedererwachender Liebe für unsere chinesischen Kastenverhältnisse zurückkehrt, nachdem er dort den Hauch politischer und gesellschaftlicher Freiheit in Folge allge-

meiner Werthschätzung der Arbeit eingeathmet hat. Aber trotzdem wünsche ich keineswegs Amerika nach Europa, sondern weiß, daß neben allen natürlichen Schwächen einer langen geschichtlichen Entwicklung die tiefere, menschenwürdigere Kultur dennoch bei uns, nicht bei den Jankeis wohnt. Auch ist klar genug zu erkennen, daß die schönen Menschheitsblüthen von Dichtung und Kunst, die nur an den Wurzeln tiefgründigen Volksthums und in der ruhigen Luft der Beschaulichkeit gedeihen, dort nicht wachsen können; ja, daß selbst die politischen und gesellschaftlichen Errungenschaften dort wieder fragwürdig geworden sind, weil der Kapitalismus das halbgethane Werk der Befreiung zu vernichten droht. Die Verachtung der Arbeit haben die Amerikaner von sich gethan, aber das Geld haben sie zu ihrem obersten Götzen gemacht, und dieser athemlose Herrscher schwingt seine Geißel so hartherzig über den Amerikanern, daß sie der wirklichen Befreiung fast mehr als wir bedürfen. Weder Amerika noch Europa hat bis jetzt den Gedanken der kulturellen Erlösung verwirklicht; er schwebt noch als Verheißung über beiden und wird erfüllt werden, wenn die Völker, von äußerster Noth bezwungen, aus den Tiefen ihren sittlichen Bewußtseins den Entschluß erzeugen, die national geordnete Arbeit als Spenderin alles Adels auf den Thron zu heben und zugleich die Ketten ihres jetzt noch herrschenden Peinigers, des wucherischen Kapitalismus, ihr zu Füßen zu legen.

Das ist keine Fata morgana, sondern das klar erkannte Ufer der Zukunft, an dem wir einst landen müssen, nur daß auch ein Columbus von heute dem ungeduldigen Schiffsvolke nicht sagen kann, wie lange wir noch reisen werden. Wenn unsere Kinder den Weg dahin finden sollen, muß er ihnen in der Schule gezeigt werden.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Von **Friedrich Lange** sind ferner erschienen:

Harte Köpfe.

Humoristischer Roman.

Mk. 4,—.

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, Leipzig.

Lothar.

Ein modernes Epos.

Mk. 2,—.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals **J. F. Richter**) Hamburg.

Der Nächste.

Drama in fünf Aufzügen.

Mk. 1,50.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals **J. F. Richter**) Hamburg.

Zum ersten Male aufgeführt am 14. Mai 1893 in Berlin durch den Verein „Neue Freie Volksbühne".